

Wissenschaftskolleg zu Berlin

INSTITUTE FOR ADVANCED STUDY

JAHRBUCH 2006/2007

© 2008 by Wissenschaftskolleg zu Berlin

– Institute for Advanced Study Berlin –

Alle Rechte, auch das der fotomechanischen Wiedergabe, vorbehalten

Redaktion: Angelika Leuchter

Satz und Druck: Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann, Berlin

Buchbinder: Bruno Helm, Berlin

Printed in Germany 2008

ISBN 978-3-934045-09X

ISSN 0724-326-X

INHALTSVERZEICHNIS

11 VORWORT DER HERAUSGEBER

ARBEITSBERICHTE

16 VERSUCH, ZUSAMMEN MIT FRIEDRICH SCHILLER
EINEN BERICHT ÜBER MEIN JAHR AM
WISSENSCHAFTS- KOLLEG ZU SCHREIBEN
THOMAS BAUER

23 WRITING AGAINST THE CLOCK
JOSEPH BERGIN

29 SICK SOCIETIES: DISEASE DYNAMICS IN THE
WISSENSCHAFTSKOLLEG AND IN INSECT COLONIES
SYLVIA CREMER

33 BERLIN WEEDS AND A PARADOX OF LIFE
STEVEN A. FRANK

38 „WELTHAUPTSTADT DES ATHEISMUS“
FRIEDRICH WILHELM GRAF

41 BERICHT AN MEINE AKADEMIE
THOMAS HAUSCHILD

46 VERGLEICHEN, VERÄNDERN, VERSTEHEN
ALMUT HÖFERT

52 EUROPAS TIEFGRÜNDIGKEIT
TOSHIO HOSOKAWA

57. TEXTUALITY ... IMAGES AND VERBAL ART
THOMAS M. HUNTER, JR.
64. „LEIHFRIST“
(TAGEBUCH)
MARTIN KALTENECKER
70. BERLIN FOREVER
ULRICH KELLER
75. MUSEOLOGY AND CULTURAL POLITICS
LADISLAV KESNER
79. DOING AND TIME
SUNIL KHILNANI
80. METAMORPHOSIS: HOW DID I BECOME
AN ACADEMIC?
TOMASZ KIZNY
83. THE STEPPING STONE
JOACHIM KURTZ
86. KOMPONIEREN HEISST NACHDENKEN
HELMUT LACHENMANN
91. A YEAR OF GIFTS, 2006–2007
HARRY LIEBERSOHN
94. A COMMUNITY OF (NATURALIZED?) MINDS
BÉATRICE LONGUENESSE
101. FOCUS WITHOUT SOLITUDE
WAYNE MADDISON

- 105 THERE IS NO SUCH STREET IN BERLIN
PRZEMYSŁAW MARCINIAK
- 107 EXPLORER, DIALOGUER, TRAVAILLER À ACHEVER
PIERRE-MICHEL MENGER
- 115 WIE ES WAR – ALS GLOSSAR
CHRISTOPH MÖLLERS
- 121 HARMONIE, CALME ET CONCENTRATION
ALAIN MONTANDON
- 126 DO SPECIES DIFFER IN VALUE?
ARNE Ø. MOOERS
- 131 EIN JAHR WIKO
JOHANNES NIEHOFF-PANAGIOTIDIS
- 136 EINSAMKEIT UND FREIHEIT
GEORG NOLTE
- 139 THE FLUIDITY OF PUBLIC AND PRIVATE
MARCIA PALLY
- 146 BERLIN FOOTPRINTS
LISA PARKS
- 149 A PRODUCTIVE TIME
CATALIN PARTENIE
- 152 FRIENDSHIPS
MARTA PETRUSEWICZ

- 156 A NEW OPTION SET FOR LIFE
ANDREW F. READ
- 162 „SCHWER VERLÄSST, WAS NAHE DEM URSPRUNG
WOHNET, DEN ORT“
(FRIEDRICH HÖLDERLIN)
FUAD RIFKA
- 165 EIN JAHR IM DIALOG
FRANK RÖSLER
- 173 TERMINGERECHTES VOLLENDEN
UNTER BESONDEREN UMSTÄNDEN
VALESKA VON ROSEN
- 176 BÜRGER UND GÄNSEKRAUT
ODER DER ARCHIMEDISCHE PUNKT
PAUL SCHMID-HEMPEL
- 181 UN RETOUR AUX SOURCES ...
ALAIN SCHNAPP
- 184 FAREWELL SPEECH
HINRICH VON DER SCHULENBURG
- 186 INCLUSIONS, EXCLUSIONS AND ANGELIC
(IM)PERFECTION
VIOLA SHAFIK
- 191 AN EXPERIENCE OF UNGLEICHZEITIGKEIT
DIRKIE SMIT
- 196 „ISIS FÄHRT SCHLITTSCHUH“
MARTIN STRITT

- 201 IN THE FULLNESS OF TIME
SUHA TAJI-FAROUKI
- 207 MODELS AND THEIR EVOLUTION
JEFFREY L. THORNE
- 211 THE PRIVILEGE OF SPENDING A YEAR SEARCHING
FOR WAYS OF TALKING ABOUT ISLAM IN THE
MODERN WORLD
MUHAMMAD S. UMAR
- 214 DAS TÄGLICHE GESCHENK ODER:
WAS VOM PARADIES ÜBRIG BLEIBT
ANDREAS VOSSKUHLE

VORTRÄGE

- 218 STREICHQUARTETTE: URBILDER (1980);
LANDSCAPE (1992); SILENT FLOWERS (1998)
TOSHIO HOSOKAWA
- 226 ARGUING DEMOCRACY: INTELLECTUALS AND
POLITICS IN MODERN INDIA
SUNIL KHILNANI
- 241 NEURONE VERGEISTIGEN: GEIST UND GEHIRN
IM GESPRÄCH
BÉATRICE LONGUENESSE UND FRANK RÖSLER
- 259 NORMEN KULTIVIEREN.
- 259 RECHTSWISSENSCHAFT ZWISCHEN HANDWERK
UND SINNSTIFTUNG: 1800, 1900, 2000
CHRISTOPH MÖLLERS

- 278 EX-CENTRIC EUROPE: VISIONS AND PRACTICES
OF HARMONIOUS MODERNIZATION IN THE
19TH-CENTURY EUROPEAN PERIPHERIES
(IRELAND, NORWAY, POLAND
AND TWO SICILIES)
MARTA PETRUSEWICZ
- 294 WIESO SIND EIGENTLICH PARASITEN SCHÄDLICH
UND IHRE WIRTE ANFÄLLIG?
PAUL SCHMID-HEMPEL
- 307 EXPANDING THE VOCABULARY OF
ISLAMIC LIBERALISM
MUHAMMAD S. UMAR

VORWORT DER HERAUSGEBER

Das Fellowjahr 2006/07 war zugleich ein Zwei-Rektorenjahr. Am 31. März 2007 endete das Rektorat von Dieter Grimm, am 1. April begann dasjenige von Luca Giuliani. Deswegen hat dieser Band des Jahrbuchs auch zwei Herausgeber und sein Vorwort zwei Unterschriften.

Liest man die Jahresberichte der Fellows, dann springt vor allem eines ins Auge: Es war auch ein Jahr, in dem die „zwei Kulturen“, Geistes- und Sozialwissenschaften auf der einen, Naturwissenschaften auf der anderen Seite, enger denn je zusammenfanden. Das Wissenschaftskolleg ist ja eines der wenigen Institutes for Advanced Study, das Gelehrte aus allen Disziplinen einlädt. Die meisten Institute beschränken sich auf Geisteswissenschaften (so das National Humanities Center in North Carolina) oder Sozialwissenschaften (so das Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences in Stanford).

Das Zusammentreffen der zwei Kulturen ist den Fellows des Wissenschaftskollegs schon oft eine Bemerkung in ihren Jahresberichten wert gewesen. Diesmal rückt es aber zum Leitthema auf. Die Naturwissenschaftler kamen überwiegend aus der Theoretischen Biologie. Ihre Präsenz war in der Tat so stark wie nie zuvor: Fünf verbrachten die volle Zeit am Kolleg, von Oktober bis Juli, begleitet von ihren Ehepartnerinnen, größtenteils ebenfalls forschende Biologinnen; andere kamen für drei bis sechs Monate, dazu mehrere Gäste für kürzere Aufenthalte.

Im Vorfeld hatte es auch Bedenken gegeben: ob damit nicht ein zu starkes Übergewicht einer einzigen Disziplin drohe? Die Antwort der Fellows aus den Geistes- und Sozialwissenschaften fällt überraschend eindeutig aus. Beinahe die Hälfte von ihnen äußert sich

ausdrücklich zur Begegnung mit den Biologen, und keineswegs nur sachbezogen und emotionsfrei, sondern durchaus mit einem gewissen Gruppenstolz: „Unsere wunderbaren Biologen“ (Möllers), „our biologists“ (Hunter). Was haben die Biologen den anderen gegeben?

Bisweilen wird allgemein von einer „constant source of wonder and inspiration“ (Hunter) gesprochen. Mehrfach wird die Fähigkeit der Biologen hervorgehoben, im Dienstagskolloquium sehr spezielle Themen ohne Senkung des fachlichen Standards und doch für Nichtnaturwissenschaftler verständlich darzustellen (Höfert, Menger, Vosskuhle). Wiederholt ist aber auch von Anregungen, Klärungen oder gar Hilfen für die eigenen Forschungen die Rede (Hauschild, Nolte, Rösler), „cross-pollination“, wie Hunter es ausgedrückt hat.

Eine bedeutende Rolle spielte die monatliche „Tafelrunde“, die Paul Schmid-Hempel und Johannes Niehoff-Panagiotidis zur Diskussion des Verhältnisses der verschiedenen Wissenskulturen eingerichtet hatten. Zusammen mit den Dienstagskolloquien und dem Lunch war dies für Béatrice Longuenesse „one of the most eye-opening and exciting aspects of intellectual life at Wiko“. Einige Nichtbiologen schlichen sich sogar in das regelmäßige Kolloquium der Biologen, das „Biolloquium“, ein, in dem diese über den Ertrag der Dienstagskolloquien für ihre eigenen Forschungen sprachen.

Und die Biologen selbst? Wie alle Fellows betonten auch sie die Horizonterweiterung durch den Aufenthalt am Kolleg: „I feel a disquieting urge to seek out colloquia as broad-minded and wide-ranging as those at Wiko“ (Read). Offenbar schärfte das Jahr darüber hinaus aber das Bewusstsein für den Kontext, in dem man als Naturwissenschaftler agiert und der in der Fachdiskussion in der Regel keine Rolle spielt. Das Wort „eye-opening“ fällt auch auf Seiten der Naturwissenschaftler mehr als einmal: „It opened my eyes towards a non-science world and helped me to realize how much each of us lives in our own little world.“ (Cremer).

Noch auffälliger ist aber die Bedeutung für die eigene Disziplin, bei Wayne Maddison zum Beispiel, der seit den 1990er Jahren einem Problem auf der Spur war. „By 2006 still no one had found the solution, but the freedom and peace of the Wiko gave me the courage to try again“, diesmal mit Erfolg: „Our new solution opens up many doors in theoretical phylogenetics – we are just beginning to explore where they lead us.“ Oder bei Andrew Read, der von dem Verlust an Forschungsenthusiasmus im alltäglichen Universitätsbetrieb berichtet, um dann zu sagen: „But by the end of the Wiko-year, I had all my graduate student enthusiasm back, and in spades.“ Was ihn am meisten erstaunte, war „the quality

of science I achieved“, in einer „outstanding collection of biologists, all the top of their game“.

All das könnte sich natürlich auch an der Universität ereignen. Könnte es? Für alle Beteiligten war es jedenfalls eine neue und überraschende Erfahrung. Es muss wohl doch die Mischung aus völliger Konzentration auf das Eigene und Zusammenleben mit den anderen über einen längeren Zeitraum hinzukommen, der dem abstrakt womöglich vorhandenen Interesse einen personalen Ansatzpunkt bietet, wie das so nur Institutes for Advanced Study können. Es ist sicher kein Zufall, dass manche Biologen auf die Einladung antworten, sie könnten unmöglich für ein ganzes Jahr kommen, und am Ende ihres halben Jahres beklagen, dass sie sich nicht für ein ganzes entschieden haben. Der umgekehrte Fall hingegen ist noch nie eingetreten.

Dieter Grimm

Luca Giuliani

Arbeitsberichte



VERSUCH, ZUSAMMEN MIT
FRIEDRICH SCHILLER EINEN BERICHT
ÜBER MEIN JAHR AM WISSENSCHAFTS-
KOLLEG ZU SCHREIBEN
THOMAS BAUER

1980–87 Studium der Islamwissenschaft, der Semitischen Philologie und der Germanistischen Linguistik an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. 1987–90 Promotionsstudium ebendort. 1990–91 Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Heidelberg. 1991–97 Wissenschaftlicher Assistent in Erlangen. Habilitationsarbeit: „Liebe und Liebesdichtung in der Abbasidenzeit: Eine literatur- und mentalitätsgeschichtliche Studie des arabischen Ġazal im 9. und 10. Jahrhundert“. 1997–2000 Oberassistent ebendort. Seit 2000 Professor (C4) für Islamwissenschaft und Arabistik an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Forschung: Klassische Arabische Literatur, Literatur-, Mentalitäts- und Alltagsgeschichte der Mamlukenzeit (13. bis 16. Jahrhundert). Veröffentlichungen: „Vom Sinn der Zeit: Aus der Geschichte des arabischen Chronogramms.“ *Arabica* 50 (2003). „Rhetorik: Arabische Kultur.“ In *Rhetorik: Begriff – Geschichte – Internationalität*, herausgegeben von Gert Ueding (Tübingen, 2005). *Ghazal as World Literature I: Transformations of a Literary Genre* (Hg. mit Angelika Neuwirth. Beirut, 2005). – Adresse: Institut für Arabistik und Islamwissenschaft, Universität Münster, Schlaunstraße 2, 48143 Münster.

Das akademische Jahr, das ich am Wissenschaftskolleg verbringen durfte, war sicherlich eines der reichsten und inspirierendsten Jahre meines Lebens.

Und doch erinn'r ich an den alten Spruch:

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

Sehr freundlich von Ihnen, Herr Schiller, dass Sie mir mit Ihrem „Wallenstein“ helfen wollen, meinen Jahresbericht zu schreiben. Habe ich das etwa der Tatsache zu verdanken,

dass ich trotz Sommergrippe zehn Stunden „Wallenstein“ in der Inszenierung Peter Steins durchgestanden habe? Das war gar nicht so schlimm. Ganz im Gegenteil, in welchen Strudel hat mich Ihre Sprache hineingezogen! Zum Schluss sind mir die zehn Stunden richtig kurz vorgekommen. Wie sehr habe ich überhaupt die Möglichkeit genossen, mich wieder einmal intensiv mit Monumentalwerken der Kunst wie dem „Wallenstein“ oder dem „Ring des Nibelungen“, den Donald Runnicles in der Deutschen Oper so vortrefflich dirigiert hat, zu beschäftigen, um nur diese Beispiele aus der Reihe von 38 Opern-, Konzert- und Theateraufführungen zu nennen, die ich in den zehn Monaten besuchen konnte. Also, Herr Schiller, keine Ursache! Aber, wenn Sie schon so freundlich sind, mich bei diesem Text zu unterstützen, warum dann ausgerechnet mit diesem abgedroschenen Zitat, das ja gar nicht mehr zutrifft? Der „Abend“ ist doch schon da, nur noch wenige Stunden trennen mich von der Abreise, und noch immer habe ich nichts als Lob für die Zeit am Wiko, eines der wichtigsten Jahre in meinem Leben! Erinnern Sie sich noch an mein Gefühl am Anfang?

Ich fürchte,

Wir gehn nicht von hier, wie wir kamen.

Das trifft es nicht ganz, denn: Zu fürchten gab es nichts, zu hoffen vieles (um auch einmal einen Pentameter auszuprobieren). Also, wie muss das richtige Zitat heißen?

Er kommt mir nicht zurück, wie er gegangen.

Genau! Ein in sieben Jahren Arbeit am Aufbau eines Instituts und eines Centrums für Religiöse Studien übergewichtig gewordener Professor mit nervösem Magen kommt verschlankt und gleichzeitig beruhigt und ermuntert wieder zurück.

Es ist der Geist, der sich den Körper baut.

Das ist mir jetzt ein wenig zu idealistisch, denn immerhin hat das Küchenteam des Wikos, das klaglos allen meinen Sonderwünschen nachkam, kräftig daran mitgebaut. Und schließlich hat mir das Wiko die Freiheit gegeben, ...

Wo viel Freiheit, ist viel Irrtum,

Doch sicher ist der schmale Weg der Pflicht.

Still jetzt! Also, hat mir das Wiko die Freiheit gegeben, die Tagesroutine der Pflicht hinter mir zu lassen, die gerade deshalb so deprimierend wirkt, weil sie kaum noch für anderes Platz lässt. Man leidet im Universitätsalltag ja weniger unter dem, was man tun muss, als darunter, dass man das, was man leidenschaftlich tun möchte, nicht mehr tun kann, weil man zu viel von allem anderen tun muss.

Dem Herzen gibt es nichts, dem lechzenden.

Die Seele fehlt dem nichtigen Geschäft –

Schöner kann man das nicht sagen. Oft kommt man sich vor, wie

ein entlaubter Stamm! Doch innen

Im Marke lebt die schaffende Gewalt,

Die sprossend eine Welt aus sich geboren.

Also, so pathetisch würde ich das nicht ausdrücken, aber als ich nach der ersten Nacht in Grunewald erwachte,

Da war das Leben etwas. Glänzend lag

Vor mir der neue goldne Tag!

Ich fand mich schnell in meine Projektarbeit, und schnell ergab der Kontakt mit meinen Mit-Fellows neue Projekte, die über die eigentliche wissenschaftliche Arbeit hinausführten. Schließlich gibt es im Leben nicht nur die Wissenschaft.

Es gibt ein andres Glück und andre Freuden.

Ja, zum Beispiel eben die Oper. Als wir ankamen, sprach die Presse viel über einen Regieeinfall bei einer Inszenierung von Mozarts „Idomeneo“ in der Deutschen Oper, der zur Absetzung des Stücks führte, weil man fürchtete, islamistische Terroristen gegen sich aufzubringen. Aber die Oper „Idomeneo“ hat ja gar nichts mit Terrorismus zu tun. Ein erster Opernabend mit anderen Fellows führte uns nun in eine Vorstellung der Oper „Germania“ von Alberto Franchetti, und siehe da, diese Oper hat ganz viel mit Terrorismus zu tun, nur hatte die Presse das nicht begriffen, weil wir das Phänomen des Terrorismus heute als Ausdruck des ganz Anderen sehen wollen, das nur in anderen Kulturen vorkommen kann und essentiell von uns getrennt ist. In der „Germania“, die zur Zeit der Napoleonschen Besetzung Deutschlands spielt, holt der Terrorismus uns aber als ein Teil unserer eigenen Geschichte wieder ein. Hier begeht etwa ein deutscher, freiheitsliebender Patriot und Vorkämpfer der Demokratie ein Selbstmordattentat, und sein dankbarer Vater singt: „Die Märtyrer sterben nicht; sie sind ewig und stehen über den Gesetzen der Zeit und Welt!“ Mir fielen sofort Parallelen zur „Poesie des Terrorismus“ ein, die von Anhängern Bin Ladens gedichtet wird und sich in dschihadistischen Kreisen großer Popularität erfreut. Grund genug, um über die Aktualität der „Germania“ neu nachzudenken. Und nun geschah etwas, was so wohl nur an einer Institution wie dem Wiko möglich ist. Nach kurzem Herumfragen fanden sich sechs andere Fellows, die bereit waren, die Oper „Germania“ aus historischer, ethnologischer und theologischer Perspektive zu betrachten (Friedrich Wilhelm Graf, Thomas Hauschild, Christoph Möllers, Marta Petruszewicz, Dirk Smit,

Andreas Voßkuhle), und so kam es am 21. Januar im Foyer der Deutschen Oper zu einem Symposium, dem wir den Titel gaben „Freiheit ist eine fürchterliche Sache: Zur Aktualität von Franchettis Oper Germania“. Möge der damit geknüpfte Kontakt zwischen Wiko und Deutscher Oper dauerhaft sein! Was sagen Sie nun, Herr Schiller?

Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Keine Häme! Wenn ich nicht mit einem fertigen Buch, sondern nur mit einem halbfertigen Buch und einem Verlagsvertrag nach Hause gehe, dann nicht wegen der Oper, sondern weil ich mit einem Projekt gekommen bin, das mich zwar seit Jahren verfolgt hat, von dem aber im Oktober 2006 nicht mehr stand als der Projektantrag.

Kühn war das Wort, weil es die Tat nicht war.

Im Stillen hatte ich gehofft, Herr Schiller, dass Sie angesichts meines körperlich und geistig verjüngten Zustands an dieser Stelle „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“ zitieren würden. Aber das wäre wohl doch zu viel des Guten gewesen. Wie auch immer, auch die Tat schritt rüstig voran, und schneller, als ich erhofft hatte, standen die ersten Kapitel auf dem Papier.

Ja! Schön ist mir die Hoffnung aufgegangen.

Ich nehme sie zum Pfande größern Glücks.

Und dies vor allem deshalb, weil ich die Theorie gar nicht alleine hätte bewältigen können. Mein Thema ist die „kulturelle Ambiguität“. Keine Kultur kann ohne Ambiguität leben, aber die Strategien, mit Ambiguität umzugehen, sind in jeder Kultur und jeder Epoche sehr verschieden. Am Beispiel des Islams zeigt sich etwa, dass der vormoderne Islam ausgesprochen ambiguitätstolerant war, dass viele und wichtige Strömungen des modernen Islams – und zwar sowohl prowestliche, reformerische als auch fundamentalistische – eine ausgesprochen geringe Toleranz allen Phänomenen der Ambiguität gegenüber zeigen.

Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen.

Gewiss, lieber Herr Schiller, ich weiß, dass Ihnen das Thema „Ambiguität“ nicht liegt. Aber deshalb müssen Sie doch nicht auf so plumpe Weise versuchen abzulenken! Immerhin sprechen Sie ja auch im „Wallenstein“ vom „Doppelsinn des Lebens“, und genau dieser Doppelsinn des Lebens ist ein Gegenstand des Themas „kulturelle Ambiguität“. Dieses Thema betrifft aber so viele Aspekte der Kultur(en), dass man eine sinnvolle theoretische Grundlage nur im interdisziplinären Austausch finden kann. Hinzu kommt, dass man als Arabist immer ein Theoriedefizit hat, weil man in der Zeit, in der man Tausende Seiten arabischer Texte liest, eben nicht auch noch Tausende Seiten soziologischer, ethnologischer, theologischer etc. Theoretiker lesen kann. Nun ist „Interdisziplinarität“ zwar ein

Schlagwort unserer heutigen Wissenschaftskultur, aber helfen einem die potemkinschen Interdisziplinaritätstheater, die allenthalben aufgerichtet werden, wirklich so viel weiter? Man mag wohl manche Idee aus ihnen gewinnen, bleibt aber im Einzelfall meist doch auf sich selbst zurückgeworfen.

Verzagen wir auch nicht zu früh, mein Freund!

Eben, da es ja das Wiko gibt. Hier fand ich Ansprechpartner aus der Theo- und Ethnologie, der Geschichts- und Rechtswissenschaft, ja auch aus der Psychologie (denn der Begriff „Ambiguitätstoleranz“ wurde von einer Psychologin geschaffen), die meine Entwürfe kritisch lasen und für mein Projekt Zeit und Aufmerksamkeit opferten. Die Arbeitsgruppe „Religious Transformation“ gab mir weitere Anregungen und bewahrte mich vor falschen Weichenstellungen. Entscheidend und universitätsuntypisch (warum eigentlich?) war dabei, dass nicht die Macht Dritter oder eigenes Kalkül uns in einem interdisziplinären Joch zusammengespannt hatte, sondern dass wir in freundschaftlicher Weise Anteil an Projekt – und Person! – des anderen nahmen.

Viel lernst du auf diesem kurzen Weg, mein Sohn!

Und nicht zu vergessen die mit Kollegen aus dem eigenen Fach geschlossenen Freundschaften, auch mit Fellows aus dem Projekt „Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa“. Auch solche Kontakte sind letztlich interdisziplinär, weil die Islamwissenschaft ein so breites Feld abzudecken hat, dass die Gebiete, die zwei Islamwissenschaftler bearbeiten, zumeist so weit voneinander entfernt sind wie die Gegenstände der Vertreter unterschiedlicher Fächer, die sich mit Europa beschäftigen. So gelang es mir in recht kurzer Zeit, die Widerstände, die der Ausformulierung der theoretischen Grundlagen meiner Arbeit entgegenstanden, zu überwinden.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,

Wo er dem Weltgeist näher ist, als sonst.

Um wie viel näher ich jetzt dem Weltgeist bin, sei dahingestellt. Immerhin profitierte meine Heimatuniversität davon, als sie mich (als einen der Hauptantragsteller) um einen Beitrag für das beantragte Exzellenzcluster „Religion und Politik“ bat

Es hat mich überrascht – Es kam zu schnell –

und ich meinen frisch ausgearbeiteten theoretischen Ansatz anbieten konnte, der dann auch zu einem zentralen Punkt unseres Antrags und zu einem Leitmotiv unserer Antragspräsentation wurde.

*O! nimm der Stunde wahr, eh' sie entschlüpft.
So selten kommt der Augenblick im Leben,
Der wahrhaft wichtig ist und groß.*

Aus meiner am Wiko gewonnenen Distanz zur Geschäftigkeit des Wissenschaftsbetriebs kann ich einen Antrag, welchen Umfangs auch immer, nicht unbedingt als „wahrhaft wichtig und groß“ betrachten, aber wichtige und große Augenblicke gab es in diesem Jahr in der Tat. Und selbst die Wissenschaftsroutine ging mir hier leichter von der Hand als sonst. Ein Rezensionsartikel, der mir in Münster gar nicht gelingen wollte, weil mich das dumme zu rezensierende Buch allzu sehr erregte, konnte hier ohne pathologische Blutdruckerhöhung zu Ende gebracht werden. Und ein Gedicht des mamlukenzeitlichen Autors Ibn Nubata, das mir als schwache Leistung dieses ansonsten überaus rühmenswerten Dichters erschienen war, erwies sich als Schlüssel zum Verständnis seiner Ästhetik. Ein Beitrag über Humor und Religion in der klassisch-arabischen Literatur schrieb sich in der gelösten Berlin-Stimmung fast von selbst. Vor allem aber ist mein Projektbuch so weit gediehen, dass ich zuversichtlich bin, es auch ohne Wiko-Stimulans in nicht allzu ferner Zeit zu Ende zu bringen. Sie werden also verstehen, lieber Herr Schiller, wie schwer es mich ankommt, dass diese Zeit nun zu Ende ist –

Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

und dass ich die letzten Wochen immer stärker durch den Gedanken an das Ende dieser Zeit gequält wurde.

*O! der ist aus dem Himmel schon gefallen,
Der an der Stunden Wechsel denken muß!
Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.*

Dabei sind es nicht nur die Inspirationen der fachnahen Freunde, die mir fehlen werden, sondern auch die Freundschaften mit Biologen und mit unseren Komponisten, die mir die Wiko-Zeit erleuchteten

*Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr,
Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten.*

– obwohl doch sicherlich die eine oder andere Freundschaft das Wiko überleben wird, wie überhaupt die hier geschlossenen Freundschaften der vielleicht wichtigste dauerhafte Gewinn dieser Zeit sind! Übrig bleiben werden schließlich nicht nur die Ideen, wie mein Projektbuch zu Ende zu bringen ist,

Und in dem Heute wandelt schon das Morgen

sondern auch ein neuer, gelassenerer Blick auf Wissenschaft und Wissenschaftsalltag, ja – wie formuliere ich das nur nicht allzu pathetisch?

Verzag' nicht an der eigenen Kraft. Dein Herz

Ist reich genug, sich selber zu beleben.

Also, bei der Suche nach einer unpathetischen Formulierung sind Sie, lieber Herr Schiller, einfach nicht die richtige Adresse! Da dem nun einmal so ist, finden Sie mir doch wenigstens einen meinerwegen pathetischen Schlusssatz, der mich über das Ende der Wikozeit hinwegtröstet!

Mir muß fortan ein neues Glück beginnen.

Vielen Dank!

Anmerkung: Alle Zitate aus Friedrich Schiller: Wallenstein. Hg. F. Stock. Frankfurt, 2005. Zitiert werden folgende Verse (P = Die Piccolomini, WT = Wallensteins Tod): WT 3576f., P 80f., P 596, WT 1813, WT 1214f., P 531f., WT 1792–1794, WT 3166f., P 532, Prolog 138, WT 170, WT 779, P 723f., WT 1743, WT 161, P 331, P 533, WT 897f., WT 135, P 929, WT 3180, P 1482–1484, P 685f., WT 2489, WT 3456, WT 3540.



WRITING AGAINST THE CLOCK JOSEPH BERGIN

Joseph Bergin was born in 1948 in Kilkenny, Ireland and studied History at University College, Dublin, where he took his B.A. in 1970 and his M.A. in 1972. He completed his Ph.D. in Cambridge in 1977. He has taught Early Modern History at the University of Manchester since 1978 and has held visiting professorships at the universities of Lyon, Nancy, Montpellier, the Sorbonne, the Ecole des Chartes (Paris) and the EHESS (Paris). He has been a Fellow of the British Academy since 1996 and is chair of the Editorial Committee of Manchester University Press. He has written five monographs dealing with different aspects of French history during the seventeenth century, whose common thread was an interest in the connections between social status, power and the Church. His two books on Richelieu (1985 and 1991) have been translated into French. His interest in the intersection between the Church and politics led him to undertake a prosopographically-based study of the entire French episcopate from the end of the wars of religion to the death of Louis XIV (1589–1715), the results of which were published as *The Making of the French Episcopate (1589–1661)* and *Crown, Church and Episcopate Under Louis XIV* (published in 1996 and 2004 respectively). – Address: Department of History, School of Arts, History and Cultures, University of Manchester, Oxford Road, Manchester M13 9PL, UK. E-mail: j.bergin@manchester.ac.uk

We arrived at the Villa Walther very early in September, having driven all day from Rotterdam through sheets of torrential rain. The following day the sun shone warmly and brightly, and it did so without interruption for weeks to follow; there was virtually no winter to speak of, and summer arrived in early March, it seemed – as if it had decided that

spring was redundant. Could this possibly be the same Berlin where we had planned to spend an interesting but possibly tough (climatically at least) year? However much one attempts to plan for the year ahead, Berlin retains its capacity to surprise, and this was certainly one, but rarely has the experience of being wrong-footed been so welcome!

Having waited until I arrived in Berlin before taking my summer vacation, I planned to regard the period of the intensive German language course as a vacation, during which language-learning, tourism and general acclimatisation to Berlin would weave seamlessly into one another. As September glided by, I gradually sensed that my initial ambitions for improving my German were grossly optimistic, but that was disguised by the fact that initially I was the only member of the advanced course for several weeks! Later, the disappointment of having to share the class with another Fellow was instantly dissipated when Pierre-Michel Menger and myself – followed by an initially bemused Eva von Kügelgen – laughed ourselves into total incoherence as we read Tucholsky's *Ratschläge für einen schlechten Redner*. There was a great deal of fun during the rest of the year at the Wiko, but this entirely unexpected epiphany in the basement of the Villa Jaffé has no rival in my memory. By the time the remainder of the Fellows began arriving in late September and early October, we already fancied that we knew everything worth knowing about the Wiko and Berlin. We had, after all, been to places as exotic as Prenzlauer Berg, Treptower Park, and Marzahn, thanks mainly to the "Saturday walks" with the architect Rolf Zimmermann. In fact, of course, we were just scratching the surface, and the rest of the year was to reveal so many other surprises. The most welcome of these was the discovery that a large twenty-first century metropolis could have so many green areas, such limited traffic and noise volumes, and such an unrivalled number of open spaces in which to walk and cycle. Not to witness a single urban traffic jam throughout an entire year is an experience that would be unimaginable in London, Paris, or New York and innumerable other cities.

However, "all play and no work" tends to make the average academic uneasy – even guilty perhaps, and especially in such extraordinary surroundings. An initial glimpse of the high seriousness of Wiko's "house culture" came with the celebration of its twenty-fifth anniversary in late September. Amid much eating, drinking, music-making and socialising, there were speeches reminding us how privileged we were to join such an institution and reiterating its mission as a laboratory of ideas for the future.

As an historian, I am never sure that I have much to say about – or for – the future, not least because my current subject (French religious history) and period of interest (the "long" seventeenth century) both seem so entombed in the past. But whenever I doubted

if I was in the right place, I consoled myself by reading – for the n^{th} time – the *Arbeitsvorhaben* book, which quickly reminded me of the “catholicity” of the Wiko’s agenda and its willingness to make room for the most non-utilitarian projects. I did at least follow Wiko practice, if not exactly precept, by re-designing my project at a relatively early stage of the year. I gradually realised that my original intention of writing a grand synthesis on the theme of church, religion and politics in France during the period from the wars of religion to the pre-Enlightenment was simply too ambitious and that I would ideally need a permanent fellowship at the Wiko if I were to finish it.

Given that the latter was/is not, alas, a realistic prospect, I trimmed my sails and gradually decided to focus my attention on the nature and structures of the French Church itself, before moving on to an analysis of the instruments and techniques employed to bring about religious change within French Catholicism. Its early chapters are an attempt to examine the Church’s basic structures, and how they worked, despite their antiquity and, consequently, their relative un-responsiveness to changing circumstances. This is as true of its dioceses and parishes as it is of its property-ownership and its distribution both across the country and among the clergy who were its tenants. I also wanted to write several chapters on the secular and regular clergy, which would be a combination of social and institutional analysis, in order to show how extensively colonised the French Church was by a variety of social groups who pursued their interests within the Church as much as they did in other spheres. I was particularly keen to rescue France’s religious orders, male and especially female, from the relative neglect they have suffered in much of the historiography of the past half-century. It was the female religious orders that grew at the most remarkable speed during the seventeenth century, but more interesting than their growth-rate *per se* was the fact that it was among them that new forms of community emerged that undermined the attempts to enforce strict enclosure upon female communities in the aftermath of the council of Trent (1545–63). Similar attempts had been made elsewhere in Europe, but few of them survived very long. France, with its high level of autonomy from papal control, was able to pursue an agenda that in the end helps to explain the huge explosion in female religious communities during the *grand siècle*. Beyond this particular point, which is important in itself, I wanted to reinstate the religious orders within the social and religious landscape of their time rather than leave them in the kind of ghetto to which they are usually consigned since, historically, the orders were the most frequent laboratories of new religious practices and devotions. This is well known and accepted by medievalists, but is far less so among early modern historians. Neglecting this dimension of

their history impoverishes our understanding of the processes of religious change occurring during the Catholic Reformation. My often crude attempts to measure the density of the religious orders' presence across France, which reached down into the smaller towns specifically in the course of the seventeenth century, convinced me that their role increased rather than regressed or stagnated at this time, precisely because they came in touch with a far greater proportion of the population.

For decades, the historiography has been dominated by the debate over the relationship between "elite" and "popular" religion, with attempts to uncover the nature of "popular" religion dominating much of the research. In recent years, this debate has subsided quietly and, as so often, inconclusively. "Elite" religion was never really closely defined, and it is often impossible to determine whether it refers to the actual religious practices of the social elites or to a higher, idealised form of prescribed religion which floats freely above both clergy and the population generally. Put differently, "elite" religion might not actually be the religion of the elites of any particular generation, with the implication that they, too, had as great a need for religious "education" of the kind proposed by the post-tridentine Church as did their social inferiors.

This confusion, which had its own ideological foundations, drove me to seek alternative approaches that would avoid the kind of straitjacket that it imposed on the analysis of religious change. Ultimately, I opted for an approach that focuses on the agents and instruments of religious change, conscious that it might not resolve all of the questions under discussion. It has the advantage of not privileging any single agent or instrument. It enables the historian to track the evolution, value and limitations of each one and to compare their relative effectiveness over time. Successive chapters touch on shifts in popular religious practices such as saints' days, processions, pilgrimages and the sacraments, but also on the attempts made to "educate" people, in the broadest sense of the term, about their religious practices. My analysis does not assume that the clergy were necessarily or always the carriers of new religious ideas or practices, as the history of attempts to produce a new type of "tridentine" clergy makes abundantly clear. In the course of chapters on confraternities, associations and the *dévots* generally, it becomes abundantly clear that laypeople were highly active and were often the initiators of religious change. Had the celebrated half-lay, half-clerical Company of the Holy Sacrament had its way, the French Church would have been directed from behind closed doors by a nation-wide network of affiliated companies working quite independently of the established structures, but co-ordinating the efforts and goodwill of those actively involved in religious affairs.

In comparative perspective, the French Catholic Reformation seems to have been far more ambitious and “radical” than its European counterparts. The fact that it fell short of its ambitions did not prevent observers from other parts of Europe from regarding it as a model that others should follow by the later seventeenth century. The fact that French Catholicism underwent such extensive change in the century after the wars of religion cannot simply be a matter of France being in a position to imitate initiatives that had already been tried in other parts of Europe and, therefore, to engage in “catch up”. In my account, I place considerable emphasis upon the initial surge of religious militancy that occurred during the religious wars and that reached its peak in the decade from about 1585 to 1595. Despite political and military defeat, that militancy survived, but took on a new format; and this peaceful militancy united those Catholics who had found themselves divided along political lines up to then. Secondly, the official toleration of Protestantism by the French monarchy between 1598 and 1685 represented a continual challenge and a provocation in the eyes of those involved in reviving French Catholicism. The constant friction with France’s Protestants was simultaneously a challenge to the *dévots* of all stripes to put their own house in order, the partly unintended effect of which was to produce a Catholicism that differed in many ways from that of Spain, Italy or the South German-Austrian lands. It was more combative, less traditional and less “baroque” than elsewhere. Historians have often claimed that the militancy of the post-wars of religion decades subsided by the 1640s, and there is some truth in that, but it fails to take account of the extent to which what is usually called Jansenism – and the conflicts to which it gave rise – included a strong reformist drive that was critical of popular superstitions, sub-standard clergy, and religious practices of dubious authenticity. When viewed as a component of a wider move towards moral rigorism, Jansenism contributed powerfully to realigning the French Church, one consequence of which was a considerable suspicion of the “accommodationist” *pastorale* of the Jesuits and those close to them. In the context of an analysis of how French Catholicism developed across the century, it is of lesser importance that Jansenism also generated damaging conflicts, especially during the eighteenth century; from my perspective, it can be seen as sustaining, albeit in a different register, the militancy of those earlier decades.

As the Wiko year ends and we prepare to move off the stage, there is still some way to go with my book, and ultimately I shall only have a clear view of the subject when I have finished the next one dealing with religion and politics during the same time-span! Despite the constant distractions and attractions of Berlin – the Opera, the Philharmonie and so on – I did make good progress with the project in its current format. I read more widely and

with more pleasure than I ever have before, ordering books by the cartload, it seemed. Virtually every visit to the Hauptgebäude involved a detour to the Weiße Villa. Like so many other Fellows before me, I cannot praise the Library staff highly enough for the service they provided during the year. There were moments, often late-nocturnal, when I even felt the urge to ask for “impossible” books or reviews, if only to see how they would react! But I did resist that urge in the end, overcome by the sense of how privileged I was to have a library service that acted as if each Fellow was the only person whose needs had to be satisfied. Needless to say, I could say the same about the Kolleg’s other *Mitarbeiter*, from the kitchen staff to the German language teachers, whose attitude was so positive that one was simply shamed into meeting the expectations that the Wiko had for each of us. Never have I had as much time to read and write, and yet rarely have I felt so acutely the value of time, as if somehow there was too little of it. Writing a book is a highly solitary and often frustrating experience, but so far at least this has been a massive exception. No wonder our collective dream throughout the year was that of a second year at Wallotstraße 19.



SICK SOCIETIES: DISEASE DYNAMICS
IN THE WISSENSCHAFTSKOLLEG
AND IN INSECT COLONIES
SYLVIA CREMER

Born on 24 April 1973, Dr. Cremer studied Biology at the University of Erlangen with a main focus on Evolutionary Biology. During her Ph.D. (1998–2002) at the University of Regensburg, she studied sexual selection and chemical communication in an ant species characterized by the simultaneous presence of two alternative male morphs: peaceful disperser males and local fighter males. During her postdoc training at the University of Copenhagen (2002–2006), she addressed the topic of invasive species and worked on the evolutionary history, population dynamics, and host-parasite interactions of the invasive garden ant, a recently detected pest ant that is currently spreading throughout Europe. The main focus of her recent work and her time as a member of the Evolutionary Immunology Focus Group at the Wissenschaftskolleg is “Social Immunity”, i. e. the question how individual members of insect societies collectively prevent disease spread within the group. – Address: Evolution, Genetics and Behaviour, Biology I, University of Regensburg, 93040 Regensburg.

When I arrived in Berlin, the Wiko with all its assiduous and lively activities looked to me a bit like a big anthill. Though I have to admit I might be biased in this respect, the parallels in social organisation were eye-catching. Like an ant colony, the “Wiko colony”, too, was characterized by communal housing, shared food intake, an overlap of generations, and – to some extent – common brood care, not to speak of the exchange of frequent social interactions.

It is well known from epidemiological studies that all these factors facilitate disease transmission between group members. It might thus not have been surprising that in the

first weeks of Wiko life, infectious diseases quickly spread throughout the group, which was both observed and also experienced by the members of the evolutionary immunology group. It seemed, however, that the resistance of the Wiko group increased over time, most likely through the combination of large amounts of high-quality food and sport activities such as running, yoga, or table tennis, depending on personal preferences.

I could thus address my planned task of theoretical studies on the disease dynamics in insect societies. Social insects have an enormous diversity of sophisticated defence strategies to prevent parasite entrance and spread in a colony. I was able to make great use of the excellent Wiko library to build my own literature collection on this topic, including papers from obscure journals or older periods (the 1980s or earlier, that is, for Natural Scientists, who these days rely mostly on the convenient electronic libraries).

This literature survey made it more and more obvious that, despite the large number of studies describing the amazing and highly complex defences that specific groups of social insects have evolved to fight diseases in their colonies, a comprehensive summary and a conceptual framework was missing. I therefore started writing a literature review on “Social Immunity” together with Paul Schmid-Hempel and with great support from Steve Frank and all others in our group.

The abovementioned characteristics of sociality and group living are not the only factors making social insect colonies highly vulnerable to diseases. Moreover, these are very long-lived societies that build and maintain large nests that are, for example, temperature controlled, which creates a valuable resource for parasites to exploit. Reproduction is split between group members, with only the queen being able to mate and lay eggs that develop into workers, daughter queens, and males; this makes the queen the most important member of the society; she thus must be protected against disease with great effort. This is especially so because daughter queens and thus daughter colonies can only be produced after a long growth phase of the colony, comparable to vertebrates that require several months or years to reach sexual maturity.

We found that the defence strategies of social insects simultaneously work at several levels 1) to avoid picking up parasites outside the colony, 2) to control incoming individuals for contamination with infectious material, and 3) to prevent transmission to nestmate workers, the brood, and the queen in particular. Social insects not only fight infection once a parasite has entered the colony, they continuously clean their nest with antimicrobial substances that they either produce themselves or collect from outside the colony, for example tree resin.

Social insects do not typically expel infected individuals from their group, even though this can happen in some cases, for example in termites that may build walls around infected individuals, thereby putting them in quarantine. The most common response, however, is increased care for infected individuals, such as removing infectious material from their body surface in a process similar to delousing monkeys. The collective nature of these social defences is exemplified by the “social fever” of honeybees, in which many bees simultaneously raise their body temperature by wing fanning to heat-kill bacteria in their hive, an endeavour that is successful only in the collective.

Given the enormous range of specific defence mechanisms that can be employed by a social insect colony, knowledge of how these collective defences are regulated within colonies is still elusive. Such defences require a large amount of information both about the parasite and about the internal status of the colony itself; and this data needs to be integrated and processed in a decision-making process hitherto not completely understood. I hope that the provided literature review, which appeared in print on August 21, 2007 might help attracting more studies to resolve some of these underlying mechanisms.

My three-month stay at the Wiko was not only rewarding in terms of direct scientific output; the long discussions during coffee breaks, lunches, and the colloquia also broadened my view in many ways. The daily evolutionary immunology group coffee was a brilliant opportunity to not only discuss invertebrate immunology, but also many daily life research problems and to get a comparative view on the distinct university and grant application systems in different countries. I also very much enjoyed the lively atmosphere of the *Neubau* phylogenetics group, which made me feel comfortable in this building that was my home for these months. Also, the fact that most partners of the biologists were working in the same field created a large enough critical mass of people all interested in different angles of evolutionary biology, so that the “bioloquium” was one of the best seminars I have ever attended.

The Tuesday colloquia and lunches opened my eyes toward the non-science world and helped me realize how much each of us lives in our own little world. Whereas every single non-scientist topic of the colloquium I listened to was about a subject I hadn’t given much thought before, I was on the other hand also astonished how little other people knew about evolutionary biology, a topic so familiar to me that it shapes my way of thinking completely.

I realized for example that there seems to be a big misconception about the process of evolution and that most people still see it as the struggle for life. I hope I was able to dis-

seminate the idea that not only conflict but also cooperation plays a major role in evolutionary processes. Also, many people seem to have the false impression that evolution leads to an “optimal solution” for a given problem. However, this is not generally the case, because there are two important principles acting in evolution: 1) the outcomes are indeed the best possible, but only relative to all other options present in the same time and space, and 2) organisms always have to be able to live – even if this sounds like a very simple condition, it means that changes in evolution are typically small and may be circuitous, because – unlike in machines – single parts cannot be replaced by some completely different construction all in one go.

When leaving the Wiko after three months and going back to my lab, I was very inspired to run experiments in which I could implement the thoughts I had during the time in Berlin. However, it was hard for me to let go completely, so I used every opportunity I had to come back for short visits. Already in February, we had the Wiko workshop on comparative immunology, which was very informative and inspiring and I think everyone enjoyed it equally, be they Wiko Fellows or external visitors. Since quite a few people of our evolutionary immunology group only stayed for periods shorter than the whole year, we decided it would be a good idea to all meet again towards the end of the year for what I would like to call a “Wiko revival”. The real event, however, was of course the big end-of-the-year party organized mostly by the full-year Fellows. It was such an amusing and lovely party, reminding us that we have all breathed in the *Berliner Luft* during our stay.

In addition to the meetings in Berlin, the whole evolutionary immunology group participated in a workshop in the Austrian Alps in April, also organized by the conveners of our group, Joachim Kurtz and Paul Schmid-Hempel, together with Sophie Armitage, a colleague and friend of mine. She characterized the Wiko group during the meeting as: “There seems to be an invisible bond between all of you that works like a magnetic force to bring you all together from time to time.” I think one couldn’t have phrased it better, and I am sure this invisible bond will continue to be present with the whole Wiko for the rest of my life and I am very happy to have been a part of it.



BERLIN WEEDS AND A PARADOX OF LIFE STEVEN A. FRANK

Born in 1957 in Rochester, New York, USA. Education: 1987, Ph.D. in Biology, University of Michigan; 1983, M.S. in Zoology and M.Statistics, University of Florida; 1979, B.S. in Biology, University of Michigan. Academic Positions: University of California, Irvine, 1988–present, currently Professor of Biology; University of California, Berkeley, 1987–89, Miller Research Fellow. Books published: *Foundations of Social Evolution* (1998); *Immunology and Evolution of Infectious Disease* (2002); *Dynamics of Cancer: Incidence, Inheritance, and Evolution* (2007). – Address: Department of Ecology and Evolutionary Biology, University of California, Irvine, CA 92697-2525, USA.

Berlin lets its weeds grow. The medians in the streets play out a lovely succession of flowers and seeds. The plants have diverse architectures, follow different schedules, and capture light and nutrients in various ways.

The aesthetic beauty arises from the haphazard order. Haphazard because no gardener planned, buzzed, and cleaned the beds – just whatever happens to grow. Ordered because those plants that do not follow a disciplined life course do not last; what does last must adhere to nature’s harsh constraints.

What are nature’s harsh constraints? The phrase “the economy of nature” captures the problem well. But somehow the easy smoothness of those words does not bite as hard as it should. Perhaps those words are too familiar to tell the story of the weeds.

One can, as always, find a nice quote from Darwin:

The elder Geoffroy and Goethe propounded, at about the same time, their law of compensation or balancement of growth; or, as Goethe expressed it, "In order to spend on one side, nature is forced to economise on the other side."

The great statistician and biologist R. A. Fisher did even better in a note to Darwin's son, although Fisher's phrasing is rather technical:

An engineer finds among mammals and birds really marvelous achievements in his craft, but the vascular system of the higher plants [seems rather simple]. Is it like a First Law, not a great engineering achievement, but better than anything else for the price? Are the plants not perhaps the real adherents of the doctrine of marginal utility, which seems to be too subtle for man to live up to?

Fisher's quote makes the same point as Darwin's, but evokes greater resonance between economic and biological thought. Fisher is simply saying that the disciplined side of nature does not create highly perfected organisms, but rather organisms that balance the benefits that may be gained by a certain improvement against the costs that must be paid to achieve that improvement. If the costs are too high, the cheaper strategy wins even if it seems to perform less well than it might.

In any case, the economy of nature produces haphazard order, which I find beautiful. Apparently, most people do not agree with my aesthetic judgment. Most cities, particularly in the wealthy neighborhoods, battle constantly against the weeds. Perhaps it says a bit too much about my life course that the little patches of weeds around Berlin evoke in me such strong feelings – both of relief and of joy.

I got to thinking about those lovely weeds, and about haphazard order, because I wondered what makes the Wissenschaftskolleg (Wiko) so successful as a place for scholars. One hears increasingly of how universities measure scholarly success by quantitative tabulations of citation rates, group sizes, or money acquired. The academic administrators have become aggressive gardeners, attempting to impose order along narrowly defined lines of success. Yet all the power of scholarly communities comes from natural diversity – the different plans of research, the various goals, the alternative methods.

By contrast, the Wiko adopts Berlin's benevolent attitude toward us scholarly weeds. A haphazard order does develop naturally here among the Fellows. We have, after all, al-

ready been long tested for our ability to survive and produce, just like the weeds that continue to thrive. Each year, I suppose, the Wiko academic community differs, depending on which seeds happen to arrive – never quite the same, but always following within a certain natural order imposed by the constraints of scholarship. The art is providing the right environment and yet letting the natural order grow of its own accord. It sounds simple, but the desire to intervene and arrange from above is so powerful that few weedy communities remain within the structured world of academies.

This year, I was part of the evolutionary immunology group. I developed two new collaborations, which never would have arisen outside of Wiko's opportunities for long, uninterrupted discussions. With Paul Schmid-Hempel, we started work on why some parasites make us very sick, whereas others do relatively little harm. With my wife of eighteen years, Robin Bush, we started our first formal scientific collaborations. In one project, we studied why individuals who are frequently exposed to dangerous infections, such as farmers or health care workers, seem to get sick relatively rarely. We suspect that, by frequent natural exposure to low levels of pathogens, such individuals may gain the same sort of benefit as a vaccination would provide.

Many other discussions among our immunology group proved very productive. But I want to return to the quote from Fisher that I gave above, particularly the line: "Is it like a First Law, not a great engineering achievement, but better than anything else for the price?" That simple idea, which must always be in effect, turned out to be the piece that I was missing in a problem regarding organismal design that had long bothered me.

The problem concerns an aspect of design that frequently arises in engineering. The problem is how to design a system to be more robust against inevitable failures in its components or against other sorts of perturbations to the system.

Computer hard disks provide a good example. Making a superior disk that fails rarely is very expensive. In systems that store essential information, the current solution is to use an array of relatively cheap disks. Each disk may occasionally fail, but all data are spread over the array of disks such that a particular failure can be compensated without loss of information. As the overall arrays become more sophisticated and reliable, the reliability of the individual component disks becomes less of an issue for the overall performance of the system. In consequence, component disks are made cheaply and to modest standards of reliability, rather than expensively and to high standards.

I had, for many years, believed that a similar sort of design tradeoff must arise in the evolutionary history of organisms. But I could not quite frame the problem correctly, so I

continued to circle and approach from different angles. This year at the Wiko, I read and reread numerous engineering textbooks on control theory – the design of regulators to control the heating of buildings, the tracking of missiles by anti-missile defense systems, the complex braking systems of modern automobiles, and just about every other designed system that acquires information in order to adjust performance.

After many months of study, I could see the great benefits of applying engineering control theory to analyze the design of particular biological systems. But I was no closer to the deeper question: How, in general, does increasing robustness affect the design of the individual components that together make up biological systems?

The hardest part of any study in theoretical biology is to figure out what does not matter. We seem to want to include everything we know, and so end up with a muddled list rather than insight. For example, feedback loops are essential in the design of robust control systems, and occur widely in biology. So, for a while, I focused on feedback loops as my point of attack. But, even though feedback loops do play a key role in many biological systems, that was not the right path. I had to put those loops aside: They hinder understanding of the general problem. I will need those loops later when, once at the most general statement of the problem, I then must build back up to explaining the particular structures of different systems.

In the end, as always, I had to go back to the economy of nature, and to figure out how nature would find designs that would be “better than anything else for the price”. It does not matter whether I am thinking of the homeostatic systems that keep body temperature in a narrow range or the repair mechanisms that fix damage to the DNA of our cells. In every case, nature will adjust design to be better than anything for the price. But how does one turn that vague and generally true invariant into an insight about real organisms?

Let me restate the question: How do biological systems evolve to deal with perturbations from the environment, such as swings in temperature or chemicals that damage DNA? For now, I am not interested in the various control systems that deal with each individual sort of perturbation, but rather in the principles that tell us something very general about the evolutionary history of organismal design to protect against perturbation.

The answer turns out to create an interesting directionality in the history of life with regard to organismal design. The argument follows a series of simple steps.

Environmental perturbations favor organisms to become more robust. Enhanced robustness, as a shield designed to protect organisms from fluctuations caused by external

challenges, also has the consequence that fluctuations in the organism's internal characters have less consequence.

If enhanced robustness protects the organism against fluctuations in its own internal traits, then greater robustness means that degradation of those internal traits has less consequence for organismal performance.

If a degraded trait does not reduce performance as much as it would have before protection by a robustness mechanism, then natural selection will often favor a less costly, lower performance trait. In other words, evolutionary design favors traits that are better than anything else for the price, not designs that are the best that nature could possibly make.

Over time, the dynamics play out as follows: robustness mechanisms reduce sensitivity to perturbation; those traits buffered by robustness degrade to lower performing and less costly states; new robustness mechanisms arise; further decay follows; the cycle continues. Robustness mechanisms that buffer against perturbations become layered on top of each other, while the underlying traits become replaced by cheaper, lower performance components.

This theory explains the evolutionary history of maladaptation – the evolution of traits that degrade and do not perform as well as they might. Again, the principle is: better than anything else for the price.

The paradox of robustness arises because each increase in robustness improves organisms by protecting them against perturbations, but evolutionary decay follows in the performance of the underlying characters that are shielded by enhanced robustness. Improvement and decay go together through evolutionary history, creating a directionality in the course of life.

One may feel a bit cheated to have worked all the way to the end here, to find that I just keep repeating “better than anything else for the price”. What can I actually explain? What is the evolutionary history of mechanisms to regulate temperature against environmental perturbations? How have repair mechanisms actually evolved to protect against dangerous environmental chemicals?

Now that I have divested myself of all that does not matter, I understand the central paradox that tells me what to look for. So I can try to answer those questions. They set the stage for my next project.



„WELTHAUPTSTADT DES ATHEISMUS“
FRIEDRICH WILHELM GRAF

Der Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin hat die Fellows des Jahrgangs 2006/07 gebeten, ihren Arbeitsbericht mit einem knappen Lebenslauf von nicht mehr als 1000 Anschlägen zu beginnen. Mit sich selbst anzufangen, ist wenig höflich, aber wenn es denn so gewollt ist, teile ich zunächst die üblichen Ego-Daten mit. Ich, Friedrich Wilhelm Graf, bin deutscher Staatsbürger, stamme aus dem Wirtschaftsbürgertum, habe, ach, evangelische Theologie studiert (und zudem Philosophie und Geschichte), gelte nicht nur in der eigenen Zunft als ein prinzipientreu entschiedener Liberaler (davon gibt es in Deutschland nicht allzu viele), gehöre keiner Partei, aber dem Münchner Kunstverein an und sammle neben Autographen und Erstausgaben einiger mir wichtiger klassischer Autoren auch ein wenig moderne Kunst. Mein Vorname ist sehr preußisch, und mein Hintergrund auch. Derzeit lehre ich als ordentlicher öffentlicher Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität München Systematische Theologie und Ethik. Einen höchst ehrenvollen Ruf, als Permanent Fellow ans Wissenschaftskolleg zu Berlin zu wechseln, hatte ich im Juli 2006 abgelehnt, wahrlich nicht wegen des Wikos, sondern mit Blick auf die manche schwierigen Zustände an der Humboldt-Universität und hier speziell ihrer Theologischen Fakultät. – Adresse: Evangelisch-Theologische Fakultät, Ludwig-Maximilians-Universität München, Schellingstraße 3/III Vg., 80799 München.

Nun zur wissenschaftlichen Arbeit im Wiko-Freigangsjahr. Theologen sind auch Deutungsexperten für vielerlei mentale Fiktionen. Im gelingenden Fall können sie durch kritische Reflexion religiöser Bewusstseinsinformationen heilsame Distanz zur eigenen Unmittelbarkeit gewinnen. Solchen Abstands zu sich selbst bedarf es vor allem dann, wenn man

sich durch die verständlichen Legitimationsinteressen akademischer Institutionen dazu genötigt sieht, über das eigene Tun Rechenschaft abzulegen. Bei allen wunderbaren Besonderheiten, die das Wissenschaftskolleg zu Berlin auszeichnen, erwartet es gleichwohl von seinen Fellows das derzeit allerorten Übliche: Selbstevaluation durch eine Art Leistungsnachweis. Ich kann das in meinem Fall sehr knapp halten. Vom geplanten Buch über einige Religionskulturen des frühen 21. Jahrhunderts sind nur wenige Zeilen geschrieben worden. Doch wurde eine ganze Reihe kleinerer Texte fertiggestellt: Rezensionen, Essays, gelehrte Abhandlungen für Sammelbände und Handbücher. Zudem konnte ich zwei längere Einleitungen für Bände der von mir herausgegebenen Kritischen Gesamtausgabe der Werke des liberalprotestantischen Theologen und Kulturphilosophen Ernst Troeltsch (Troeltsch KGA) sowie das „Postskriptum 2007“ für die soeben erschienene Taschenbuchausgabe meiner *Wiederkehr der Götter* schreiben. Teils deutsch, teils englisch wurden im Dachgeschoss der Wallotstraße 19 insgesamt knapp 430 Seiten Text produziert. Mehrere Einladungen zu Vorträgen vor „repräsentativem“ hauptstädtischem Publikum ließen sich leider nicht ablehnen. Obendrein verdarb ich mir das sehr schöne Wiko-Jahr damit, dass ich mich von sozial- und geisteswissenschaftlichen Kollegen an meiner Universität für die „Koordinatoren“-Rolle eines beantragten Exzellenzclusters „Multiple Futures“ in die Pflicht nehmen ließ. Also auch am Berliner Schreibtisch wieder Antragslyrik und Drittmittelprosa.

Das Wiko lebt nicht nur entscheidend von der stilbewussten Freundlichkeit der hier Arbeitenden, sondern auch von gelingender Auswahl der Fellows. Bei der Zusammensetzung der Gruppe über „Religiöse Transformationsprozesse im frühen 21. Jahrhundert“, bisweilen auch die „Religious Mobility-Group“ genannt, hatte mir die Leitung des Hauses freundlich ein Vorschlagsrecht eingeräumt. So mag es eitel wirken, wenn ich nun die Arbeit der Gruppe lobe. Wir haben uns sehr viel häufiger als vergleichbare Gruppen in anderen Jahrgängen getroffen. Höchst unterschiedliche disziplinäre Kompetenzen trugen in Verbindung mit der stark ausgeprägten Individualität mancher Mitglieder dazu bei, dass wir kontrovers diskutierten, aber zumeist mit der gebotenen Neugier, sich auf neue Fragen, Sichtweisen, Erfahrungen einzulassen. Neben empirisch orientierten Berichten über die religiöse Lage in diversen afrikanischen wie europäischen Gesellschaften ging es immer wieder um Methodenfragen. Allen Beteiligten wurde in den zum Teil sehr intensiven Gesprächen deutlich, wie wenig die Religionsdeuter, welcher disziplinären Herkunft auch immer, über Entscheidendes, Fundamentales wissen. Die von der Gruppe gemeinsam vorbereitete Tagung war produktiver als von mir zunächst erwartet.

Klugen Gelehrten und faszinierenden Menschen bin ich im Wiko begegnet. Einzelne herauszuheben ist unnötig, weil diese Kollegen und Freunde ja wissen, an wen ich denke. Das neue Berlin – auch wenn im Wiko noch viele alte West-Berliner Privilegien konserviert sind – ist ohne jeden Zweifel die dynamischste, faszinierendste deutsche Großstadt und gerade dem allzu wohlhabenden dominant katholischen Großdorf München in nahezu allen Belangen überlegen (aber beispielsweise nicht in Sachen Fußball!). Steckt in meiner Berlin-Begeisterung auch ein wenig Nachdenklichkeit darüber, vor einiger Zeit vielleicht eine falsche lebensgeschichtliche Entscheidung getroffen zu haben? Auch Theologenintellektuelle sind nur endliche Widerspruchswesen, und so mag die Existenzform des von der Lufthansa erleichterten Spagats mir besonders angemessen sein. Peter L. Berger, der *grand old man* der nordamerikanischen Religionssoziologie, hat bei einem Berlin-Besuch die deutsche Metropole als „Welthauptstadt des Atheismus“ charakterisiert. In der Tat sind die widersprüchlichen religionskulturellen Wandlungsprozesse, etwa die paradoxe Gleichzeitigkeit von Entkirchlichung und neuer religiöser Vitalität nicht zuletzt in den Migrationsmilieus, hier signifikant anders, greller als die zumeist noch stärker traditionsbestimmten frommen Lebenswelten in anderen deutschen Großstädten. Berlin ist einfach vulgärer, obszöner, hässlicher, irgendwie direkter und vor allem auch bunter als andere deutsche Städte. Aber dies mag für Intellektuelle, die sich aus Profession und gelehrter *curiositas* mit den oft hermetischen Symbolwelten des religiösen Bewusstseins beschäftigen, die kosmopolitisch vieldeutige Stadt zu einem besonders attraktiven Denkstandort machen. Wenn nicht permanent, dann eben ab und zu und immer wieder neu. Toshio Hosokawa und Helmut Lachenmann (mit denen zu reden ein großer Gewinn ganz eigener Art war) haben ja auf ihre spezifische Weise an den Koffer erinnert, den viele Fellows noch in Berlin haben. Ich danke den Verantwortlichen des Wikos sehr herzlich für die Chance, sich in einem weithin stilsicheren Ambiente produktiv in Frage stellen zu lassen.



BERICHT AN MEINE AKADEMIE THOMAS HAUSCHILD

Thomas Hauschild, geboren 1955, studierte Ethnologie, Volkskunde und Religionswissenschaft in Hamburg und promovierte 1973 mit einer Studie über den „bösen Blick“. Gastprofessuren und Forschungsprojekte führten ihn nach Süditalien, Südspanien, Südfrankreich und in die USA. 2002 erschien seine Feldmonographie *Magie und Macht in Italien* sowie *Inspecting Germany. Internationale Deutschlandethnographie der Gegenwart* (Hg. mit B. J. Warneken); 2008 erscheint *Ritual und Gewalt*. Thomas Hauschild war externes Mitglied des Exzellenzcluster 16 der Universität Konstanz und bis Frühjahr 2008 Gast des Rektors am Wissenschaftskolleg. Er lehrt ab Frühjahr 2008 in Halle. – Adresse: Seminar für Ethnologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Reichardtstr. 11, 06099 Halle (Saale).

Während meines Studiums der Ethnologie im reichen Hamburg der siebziger Jahre war ich in der unglücklichen Situation, mich und meine damalige Familie von Zahlungen nach dem Ausbildungsförderungsgesetz und von Sozialhilfe ernähren zu müssen. Ich habe diesen ersten Schritt meines akademischen Werdegangs darum entsprechend beschleunigt, er endete, sicher nicht zufällig, abrupt mit einer Doktorarbeit über sozialen Neid und den „Bösen Blick“. Meine weitere Karriere als wissenschaftlicher Ethnologe verlief dagegen zunächst relativ unproblematisch. Ich begann meine Berufstätigkeit in lernenden und dienenden Rollen an Museen und Instituten, lebte dann drei Jahre als Stipendiat des Feodor-Lynen-Programms der Humboldt-Stiftung in Süditalien, wo ich meine obligatorischen initiatischen stationären Feldforschungen in einer Berggemeinde der süditalienischen Basilikata und im Großstadtschungel von Neapel vollzog. Danach assistierte ich und half

weiter aus in allen möglichen Instituten, als Hilfskraft und Gastprofessor, veranstaltete Tagungen, habilitierte – nun anscheinend hoffnungsvoller gestimmt – über Heiligenkulte und wurde schließlich mit Mitte dreißig zum Professor für Ethnologie in Tübingen berufen. In diesen und den darauf folgenden Jahren hatte ich mir weniger Gedanken über die materiellen Grundlagen meiner eigenen wissenschaftlichen Praxis gemacht. Umso stärker nahm ich den Kontrast zu den Lebensbedingungen meiner Freunde, Informanden, Nachbarn, Gevattern und klassifikatorischen Verwandten in Ripacandida wahr. Die kleine Gemeinde in den Bergen zwischen Potenza und Melfi, Neapel und Bari leidet seit langer Zeit an dem, was man „Unterentwicklung“ nennt, an Erdbeben, Erosion und Unterschleif, Bürokratismen und an der Ausplünderung durch betrügerische Politiker in Rom und sonstwo.

Langsam formte ich meine zahlreichen Daten zu einem Buch, das meine Erfahrung der Freiheit und des Voluntarismus von „Kultur“ umfasste, aber doch vor allem die Erfahrungen einer Welt der beschränkten Mittel abzeichnete, der „miseria“ des Südens, wo große Teile der Bevölkerung bis heute von der Kultur der Bildung, des Reisens, der Gesundheit usw. weitgehend ausgeschlossen sind. Ich analysierte Magie und Religion als Versuche, sich über diese und weitere existenzielle Beschränkungen hinwegzutrusten, als Technologien des imaginären Technologieersatzes. Nach und nach wurde mir bewusst, dass ich zwar mit meiner Lebensweise nicht verantwortlich bin für die Armut des Südens – diese postkoloniale Volte bleibt einem bei Feldforschungen in Europa erspart –, dass aber mein Leben doch so etwas ist wie ein Schatten und eine Entfaltungsmöglichkeit für meine Freunde im Süden ist und dass deren Leben eine Rückzugsstufe für mich darstellt, eine Regressionsstufe im wortneutralen Sinne, oder, tröstlicher formuliert, eine Art Reserve.

Erst Ende der neunziger Jahre war der Wissenschafts- und Exzellenzbetrieb dermaßen angeschwollen als Posten in meiner Zeitkalkulationen, nahm der Lehrbetrieb im winzigen und doch als Modeobjekt geltenden Fach Ethnologie dermaßen zu, dass ich auch mich selbst wieder einmal als Angehörigen einer „culture of limited goods“ (so der Südamerika-Ethnologe George Foster) betrachten musste. Ich musste zunehmend nach mehr oder weniger teuren Alternativen und den entsprechenden Geldgebern Ausschau halten, wenn ich weiter einigermaßen ungestört meine Botschaften von der Komplementarität von Arm und Reich in der Welt und vom Exemplarischen des mediterranen Lebens für eine text- und bildbesessene Postmoderne entwickeln und verbreiten wollte.

Ein Forschungsjahr beim DFG-Sonderforschungsbereich „Literatur und Anthropologie“ ermöglichte mir, die jahrelang hinausgeschobenen abschließenden Arbeiten an mei-

nem Buch „Magie und Macht“ durchzuführen. Die Ereignisse des 11. September 2001 verliehen meiner Forderung nach verstärkter Forschung über Religion und Politik im Mittelmeerraum Nachdruck. Bald gab mir ein wunderbarer Aufenthalt als Senior Fellow des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK) in Wien die Gelegenheit, wieder aus dem akademischen Mustopf zu schauen und ernsthafte Recherchen für ein Buch über Religion und Politik im Mittelmeerraum aufzunehmen. Und schließlich rettete mich ein Fellowship des Wissenschaftskollegs zu Berlin aus einer Situation heraus, in der ich oft bis zu 12 oder 14 Stunden täglich mit Problemen der Lehre, Verwaltung und Planung verbrachte. Mein Thema waren und sind mediterrane lokale Profile von Kult und Magie, die im Schlagschatten von Christentum, Judentum und Islam zu ganz ähnlichen Lösungen kommen, wenn es darum geht, die Wachstumsgrenzen von Individuum und Gesellschaft zumindest imaginär und auf einer körperlichen Ebene zu überwinden. Ich konzentriere mich dabei auf den Zusammenhang zwischen regionalen Nischen des Mittelmeerraumes (in all ihrer ökonomischen, geographischen und politischen Besonderheit) mit generellen Problemen menschlichen ästhetischen und religiösen Handelns: Mimesis, Besessenheit, Bildpraktiken.

Um es kurz zu machen, ich habe das erhoffte Buch nicht geschrieben. Vielleicht wirkte sich da doch störend aus, dass ich so viele Bewerbungen in Gang gebracht hatte – die damalige Leitung der Universität Tübingen hatte mich mit ihrer schwachen Forschungspolitik und ihrem Pochen auf Lehre als Hauptaufgabe der Professoren vergrätzt. Für meine Begriffe erstaunlich viel Zeit musste ich auch bei Ärzten verbringen, als hätte ich mir in den universitären Jahren manche Krankheit geradezu verkniffen. Ich verbitte mir dennoch jeden voreiligen Schritt in Richtung auf eine Metaphorisierung des Wissenschaftskollegs als „Zauberberg“. An Stelle des Buches gelang mir, zusammen mit Lutz Musner, Kirsten Mahlke, Bettina Gockel, Michael Frank und Dorothee Kimmich das erste Heft der *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* aus der Taufe zu heben. Es handelt von „fremden Dingen“ und ist damit doch auch meinen Entdeckungen zur Materialität von Religion, zur Praktikabilität und zu den Grenzen von Kultur thematisch benachbart. Außerdem habe ich eine Reihe von bereits veröffentlichten und unveröffentlichten Einzelstudien über „Ritual und Gewalt“ zu einem Suhrkamp-Band zusammenfassen können, der massiv die Frage nach dem Zusammenhang von Religion, Kultur, Geographie und Ökonomie stellt, ohne gleich in die Phase des vulgären Materialismus zurückzusinken, der deutschsprachige Intellektualität in den siebziger Jahren verdüsterte, in jener Periode also, in der ich dem

Marxismus abgeschworen und beschlossen hatte, mein Leben dem unvoreingenommenen Studium von Kultur und Kulturen zu widmen.

Was aber viel schwerer wiegt, ist die Tatsache, dass mein Aufenthalt in Berlin mir erlaubt hat, meine Position im akademischen Betrieb zu überdenken, und zwar auf doppelte Weise – es war eine gesunde Distanznahme von übersteigerten Großprojekten und zugleich eine Verstärkung bereits angelegter Orientierungen, die ich hier im Gespräch mit über 40 Kolleginnen und Kollegen bearbeiten konnte. Manchmal fühlte ich mich in eine fremde, vorindustrielle Welt zurückversetzt, in der man zwar nicht mehr mit der Hand schreibt, aber wo man sich viele Dinge eben einfach sagt. Es waren kurze Wege, die mich in die benachbarten Büros und Wohnungen und vor allem in den Speisesaal des Wiko zu Menschen führten, die unterschiedlichste Wissensformen vertreten. Wenige Schritte trennten mich auch von dem großen Vortragssaal, wo im Stile einer Matinée oder auch einer aufgeklärten Meditation Woche für Woche Konzepte der Welt aufkamen, zerredet wurden, scheiterten oder sich behaupten konnten. Schon bei den ersten Vorträgen, Ulrich Kellers materialreicher Präsentation über die Bildpolitik amerikanischer Präsidentschaftswahlen seit den 1840er Jahren etwa oder Pierre Mengers ambitioniertem Versuch einer universellen Kunstsoziologie aus dem zunächst rein europäischen Konzept der Vollen- dung, der Perfektion heraus, machten mir deutlich, dass ich mich hier nicht in einer Art Jack-Daniels-Werbung befand, in der statt Whisky Bücher entstehen, sondern dass ich in einem großen Experimentallabor der Determinanten europäischen Denkens gelandet war: Materialismus und Idealismus, Ethik und schiere beobachtende Vernunft, Postmoderne und Neopositivismus, Etatismus und der Versuch sozialer Selbstgestaltung rieben sich und irgendwann sprangen unweigerlich die Funken über, da konnte man sicher sein.

Wayne Maddison zeigte mir seltsame Parallelen zu den von mir zu dieser Zeit sehr stark reflektierten Tarantellen und Flamencos ... in den Hochzeitstänzen fast schon mikroskopisch kleiner Spinnen. Mit Andrew Read und Paul Schmid-Hempel konnte ich den Zusammenhang zwischen Malaria und süditalienischer Kultur diskutieren und damit eine Evolutionstheorie der Medizin, in der auch Magie und Kult ihren Platz haben. Marta Petruszewicz, Andreas Voßkuhle und Georg Nolte brachten mir wieder bei, mein lokales Material über Ehrenmord, Mafia, Magie und politische Kulte im Kontext des Nationalstaats und seiner verfassungsrechtlichen Regelungen, seiner territorialen Dispositive zu sehen. Mit Frank Rösler erkannte ich die Multiplexität der Beziehungen Hirn – Kultur besser und überhaupt war ich froh, dass ein gewisser neuer Empirizismus und differenzierter Materialismus viele meiner Gespräche im Wissenschaftskolleg deutlich von dem manch-

mal wirren Kulturalismus abhob, zu dem die Universitäten unter dem Druck zur beliebigen Generierung von Exzellenzprojekten und der Sparzwänge oftmals Zuflucht gesucht hatten.

In der Arbeitsgruppe „Religiöse Transformationsprozesse“ versuchte ich, gemeinsam mit Thomas Bauer, Katharina Biegger, Friedrich Wilhelm Graf, Abdellah Hammoudi, Almut Höfert, Johannes Niehoff-Panagiotidis, Dirk Smit und Muhammad Umar den Zusammenhang zwischen religiösen Höhenkammliteraturen und den scheinbar so untergeordneten religiös inspirierten Praktiken neu zu definieren. Dieses Thema hat sich dann für mich sehr verselbständigt, mit Horst Bredekamp, Abdellah Hammoudi und Johannes Niehoff-Panagiotidis teilte ich den Anspruch, gegen eine rein textfixierte und eurozentrische Kulturwissenschaft Argumente von Bild, Praxis und Erfahrung ins Feld zu bringen, mit Sybille Krämer das Beharren auf den Kulturfunktionen der Übermittlung von Botschaften, der Signalethik, wo nicht immer bloß das Medium die *message* ist, also das Nachdenken über die Einwirkung materieller Zusammenhänge auf Kultur.

Mit Lisa Parks und Martin Stritt teilte ich das Interesse an der *longue durée*, im einen Falle als Tradierung von Bildern über Jahrtausende, im anderen Falle als Kalamität großer ökonomischer Konfigurationen und ihre Fähigkeit, lokale kulturelle Zusammenhänge zu brechen. All das war für mich begleitet von der Begegnung mit der Musik Helmut Lachenmanns – er führte uns die materielle Seite von Kultur immer wieder vor in diesem Jahr, mit seinen Kompositionen: Material wird virtuos zum Sprechen, nein zum Singen gebracht, irgendwann fallen Form, Funktion und ästhetischer Überschuss in eins und es entsteht Magie. Gerade darum habe ich das Wissenschaftskolleg in dem Bewusstsein verlassen, dass sich Biologen und Kulturforscher noch sehr viel zu sagen haben werden. Und gesünder bin ich auch wieder geworden, dank Britta Heinrich – aber das ist eine andere Geschichte.



VERGLEICHEN, VERÄNDERN,
VERSTEHEN
ALMUT HÖFERT

Almut Höfert studierte Geschichte und Islamwissenschaft in Bonn, Freiburg und Kairo und wurde 2001 am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz promoviert (Titel der Doktorarbeit: *Den Feind beschreiben: „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich, 1450–1600*). Seit 2001 ist sie Assistentin am Historischen Seminar der Universität Basel und arbeitet an einem vergleichenden Projekt zur arabischen und westeuropäischen Geschichte im Mittelalter. 2005–2006 war sie Visiting Scholar an der *American University in Cairo*. – Adresse: Historisches Seminar, Universität Basel, Hirschgässlein 21, 4051 Basel, Schweiz.

Es war ein wohltuender Ortswechsel, im September 2006 aus dem von Wüste umgebenen, quirligen und lauten Kairo in die Ruhe des Grunewalds zu kommen und dort in die Weiße Villa einzuziehen – zwei Stockwerke über der Bibliothek, die alles überbot, was ich an bibliothekarischen Dienstleistungen je erlebt habe.

Ich kam mit einem Projekt zur mittelalterlichen Geschichte – einem Vergleich zwischen christlich-lateinischem und arabischem Königtum – nach Berlin, von dem ich die arabische Quellenlektüre zur Hälfte hinter mir hatte. Komparative Projekte erfordern jedoch in besonders hohem Maße eine ständige Anpassung der analytischen Achsen, und da transkulturelle Vergleiche ein noch wenig bearbeitetes Feld sind, war in dieser Hinsicht noch viel zu tun. Es war für dieses Projekt überaus günstig, dass das Wissenschaftskolleg seit längerem einen Schwerpunkt auf Islamstudien legt, der überdies eng mit den Berliner Islamwissenschaften verknüpft ist. In zahlreichen Gesprächen mit derzeitigen und vormaligen Fellows (Thomas Bauer war für mich ein echter Glücksfall) und mit den Berliner

IslamwissenschaftlerInnen und ArabistInnen konnte ich einen beträchtlichen Teil der Defizite, die sich aus meinem bisherigen Schwerpunkt auf der westeuropäischen Geschichte ergaben, aufholen. Ein besonders wichtiges Forum war das Berliner Islamseminar des Programms *Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa*, das ausgezeichnet konzipiert worden ist und in Deutschland wohl einzigartig dasteht, weil es ein Forum ist, in dem systematisch Forschende aus dem Nahen Osten zusammengebracht werden. Mit Georges Khalil zählt das Wissenschaftskolleg wohl einen der besten Beobachter und Kenner der arabischen und internationalen Wissenschaftsdiskurse in Deutschland zu seinem wissenschaftlichen Personal.

Im eigentlichen Kernprogramm des Wissenschaftskollegs selbst fand ein Teil der für mich wichtigen Gespräche zwischen „Anderologen“ (eine Wortschöpfung von Thomas Hauschild) und innerokzidental ausgerichteten Forschern in der Schwerpunktgruppe „Religiöse Transformationsprozesse der Gegenwart“ unter Leitung von Friedrich Wilhelm Graf statt, zu der zeitweise Abdellah Hammoudi, Suha Taji-Farouki und Amnon Raz-Krakotzkin (Nono) hinzukamen.

Den Dienstagskolloquien hatte ich angesichts der kontinentaleuropäischen Auffassung, dass Wissenschaftlichkeit und rhetorisch-didaktische Aspekte in Vorträgen tunlichst nicht miteinander verbunden werden sollten, mit etwas Skepsis entgegengesehen. Die Kombination der unterschiedlichen Disziplinen verhinderte jedoch meistens, dass ein selbstbezogener Fachjargon benutzt wurde. Zudem setzten die Biologen sichtbare Akzente, indem sie uns GeisteswissenschaftlerInnen vormachten, wie Spezialthemen allgemein verständlich vermittelt werden können. Es war bemerkenswert, dass kaum jemand seinen eigenen Vortrag im Dienstagskolloquium als Routineangelegenheit ansah, die mit nebenbei wie ein lästiger Tagungsbeitrag erledigt wurde, sondern dass sich die meisten ausführlich darauf vorbereiteten. Als Gruppe hat unser Jahrgang gut funktioniert, so dass die Dienstagskolloquien zum sozialen *event* wurden. Die Diskussionen nach dem Vortrag waren daher trotz des Q&A-Formats, das in einem größeren Auditorium unvermeidlich ist, zum überwiegenden Teil sehr aufschlussreich, nur ein einziges Mal kam es zu einer unfreundlichen Dynamik, die aber die Ausnahme blieb.

Für mich war mein eigener Vortrag der Wendepunkt für mein Projekt. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt als Leitkategorie meines Vergleiches das Konzept des *Körpers des Königs* genutzt. Als Brückenschlag zwischen arabischer und europäischer Geschichte hatte sich dieser Ansatz eine Zeitlang als sehr nützlich erwiesen, weil dem Konzept ein verbindender Aspekt inhärent war (nach einer ersten Sichtung konnte ich davon ausgehen, dass auch bei

den ägyptischen Fatimidenkalifen der Körper des Herrschers ein wichtiges Medium war, in dem sich verschiedene Linien von symbolischer Repräsentation kreuzten), wobei Unterschiede zwischen beiden Fallstudien den Vergleich nicht unterminiert, sondern aussagekräftig gemacht hätten. Bei der Bearbeitung der fatimidischen Seite hatte sich jedoch gezeigt, dass der *Körper des Kalifen* für eine ausführliche Studie eine zu vage Kategorie war, deren Anwendung zwar zu einigen allgemeinen Ergebnissen führte, die sich aber als kein geeignetes Instrument erwies, um das Quellenmaterial in seinen verschiedenen Facetten mit einer angemessenen analytischen Schärfe zu analysieren. Für meinen Vortrag beim Dienstagskolloquium hatte ich den *Körper des Kalifen* als Leitkategorie jedoch trotz dieser Zweifel noch beibehalten. In der sich anschließenden Diskussion wurde dieses analytische Konzept heftig diskutiert, wobei Pro- und Contrapositionen gleichermaßen vertreten wurden. Diese Diskussion war der Wendepunkt, an dem mir endgültig klar wurde, dass der *Körper des Königs* als Phänomen und Diskurs zu eng an die westeuropäische Geschichte gebunden und ideologisch überfrachtet ist und dass seine Anwendung für einen umfassenden transkulturellen Vergleich mehr Probleme schafft als löst.

Nach dem Vortrag ging ich daher mit der Frage, welche Aspekte des fatimidischen Königtums im bisherigen Projektverlauf unter dem Leitmotto des *Körpers des Kalifen* zutage getreten waren. Es gab einen roten Faden, der bis zu diesem Zeitpunkt unerkannt geblieben war: die politische Sakralität. Dabei geht es um ein Phänomen, welches bei den Fatimiden besonders ins Auge fällt: Obgleich die Imam-Kalifen innerhalb ihrer schiitischen Glaubensrichtung eine überaus stark ausgeprägte religiöse Legitimierung ihrer Herrschaft als Imame propagierten, konnten sie diese nicht nutzen, um sich als Herrscher über eine mehrheitlich christliche und sunnitische Bevölkerung in Ägypten zu profilieren. In der symbolischen Vermittlung ihrer Herrschaft wird deutlich, wie sie die religiöse Sakralität als schiitische Imame (die von den Sunniten nicht anerkannt wurden) durch ein Spiel mit multiplen Bedeutungen im Zeremoniell und anderen symbolischen Handlungen in eine politische Sakralität des Kalifen überführten, die von den Untertanen verstanden und akzeptiert wurde. Bei den Festbanketten am Ende des Ramadans beispielsweise waren die unterschiedlichen schiitischen und sunnitischen Gebräuche, das Ende des Ramadans festzulegen, zu berücksichtigen: Die Schiiten brachen das Fasten endgültig nach dem Ablauf von 30 Tagen, während die Sunniten die Fastenzeit erst mit der tatsächlichen Sichtung des neuen Mondes für beendet erklärten. An der kalifalen Tafel zum schiitischen Termin des Fastenbrechens nahmen jedoch alle Würdenträger des Hofes, Schiiten, Sunniten und Christen, teil. Während die Schiiten durch das Essen die *baraqa* (Segenskraft) ihres Imams

empfangen, war es den Sunniten gestattet, sich des Essens zu enthalten – sie sollten jedoch das Essen in ihren Ärmeln aufbewahren, um später der *baraqa* des Kalifen teilhaftig zu werden, so die Quellen. Im Zeremoniell, beim Verleih der Ehrenroben, dem Münzwesen und der Topographie Kairos lässt sich ebenfalls zeigen, wie die religiöse Sakralität des Imams in die politische Sakralität des Kalifen überführt wurde.

Auch für das christliche Königtum lässt sich eine spezifische Sakralität des Herrschers erkennen, die in Verbindung mit einer religiösen Legitimierung stand, aber dennoch eigenständig funktionierte. Der westeuropäische König war ein König konstantinischen Typs (Konstantin selbst wurde auch als 13. Apostel bezeichnet) und stand mit seiner spezifischen Sakralität zwischen Klerus und Laien.

Wie die meisten kulturwissenschaftlichen analytischen Kategorien sind auch die Begriffe politische und religiöse Sakralität westlich geprägt – diese Tatsache lässt sich nicht umgehen. Sie lässt sich in diesem Fall jedoch fruchtbar nutzen, um eine Brücke zwischen westeuropäischer und arabischer Geschichte zu schlagen, die gemeinhin getrennt voneinander untersucht werden. In der letzten Sitzung der *Religious Transformation Group*, in der wir über Sakralität diskutierten, wurden die altbekannten Probleme, die mit den Begriffen Religion, Säkularität und Moderne verbunden sind, deutlich; es zeigte sich jedoch auch, dass sich bei der Anwendung dieser Begriffe Teile der vormodernen arabischen Geschichte „säkularer“ als das zeitgleiche Westeuropa erweisen.

An diesen analytischen Linien ist mein Projekt nun orientiert – ohne den Anspruch, die methodischen Probleme dieser Begrifflichkeiten endgültig zu lösen, aber mit dem Anliegen, die etablierten Vorstellungen über eine exklusiv westeuropäische weltliche Sphäre, die im mittelalterlichen lateinischen Königtum allein angelegt war und langfristig den modernen Staat vorbereitete, in Frage zu stellen. In den verbliebenen vier Monaten nach meinem Vortrag habe ich dementsprechend weitergearbeitet und fast die Hälfte der Fallstudie über die Fatimiden erstellt. Im Forschungskolloquium zur mittelalterlichen Geschichte von Michael Borgolte an der Humboldt-Universität, wo ich im Juli mein Thema vorstellte, wurde zudem das Fazit gezogen, dass für dieses Projekt ein asymmetrischer Vergleich sinnvoll ist und damit die westeuropäische Seite, die ungleich besser erforscht worden ist, weniger detailliert bearbeitet werden muss.

Abgesehen von diesem Hauptprojekt habe ich einen Aufsatz über die westeuropäische mittelalterliche Wahrnehmung des Islams geschrieben und einen theoretischen Aufsatz über den transkulturellen Vergleich in der Vormoderne zur Hälfte fertig gestellt. Insgesamt habe ich im akademischen Jahr 2006/07 zehn Vorträge gehalten, zwei davon an me-

thodisch wichtigen Tagungen: am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz auf einem Workshop über *Towards a New Global History*, organisiert von Bo Stråth, und einer Tagung in Riad über *Mutual Perceptions Between Europe and the Arab World*, die von der deutschen Botschaft und der King-Faisal-Stiftung organisiert worden war. Die Einladung zu dieser hochinteressanten Tagung, die größtenteils auf Arabisch abgehalten wurde, habe ich den Kontakten, die sich am Wissenschaftskolleg ergaben, zu verdanken.

Ohne den Aufenthalt am Wissenschaftskolleg wäre mein Projekt in dieser Form nicht möglich gewesen. Vor meiner Zeit in Berlin hatte ich einen Vergleich im Auge, der inhaltlich noch nicht weit gediehen und konzeptionell auf einer Schiene war, die bestenfalls in eine im Ansatz lobenswerte, aber nicht eigentlich überzeugende Studie gemündet wäre. Die Zeit am Wissenschaftskolleg und sich daraus ergebene vielfältige Vernetzung hat es mir ermöglicht, jene konzeptionelle und inhaltliche Grundlagenarbeit zu leisten, die für die Erschließung eines neuen Forschungsgebietes erforderlich ist. Ich werde auf diesen Grundlagen nun weiter aufbauen.

An negativen Punkten habe ich nur einen zu nennen – wir waren zu wenig Frauen unter den Fellows. Es war deprimierend, nach zehn Jahren wieder in die deutsche Wissenschaftskultur zurückzukehren und festzustellen, dass sich an der Selbstverständlichkeit, dass Wissenschaft in Deutschland vorwiegend männlich ist (keine Frau unter den deutschen Fellows kam von einer deutschen akademischen Institution ans Wissenschaftskolleg), wenig geändert hat – es ist in internationalen Kontexten immer etwas peinlich, diese Tatsache erklären zu müssen. In Ägypten beläuft sich der Anteil an promovierten Wissenschaftlerinnen an den Universitäten auf über 40% – mit einer steigenden Tendenz, die die Zeitung *Al-Ahram* am 7. Juli 2006 besorgt mit der Überschrift *Frauen fallen in die Universitäten ein* kommentierte. Die höhere Anzahl von weiblichen Fellows am Wissenschaftskolleg im nächsten Jahr ist hauptsächlich einer Initiative des Fellow-Jahrgangs 2003/04 zu verdanken, der sich nicht mit den üblichen Lippenbekenntnissen begnügte. Es war eine merkwürdige Erfahrung, aus der Normalität eines Forscherinnendaseins nach meiner Rückkehr nach Deutschland durch die Zahlenverhältnisse und den geschlechtsspezifischen Habitus wieder auf meine Weiblichkeit verwiesen zu werden, während nur wenige deutsche Professoren einen Gedanken an die Tatsache zu verschwenden scheinen, dass die eigene Laufbahn maßgeblich durch das Geschlecht begünstigt worden ist und andernfalls möglicherweise in hauptverantwortliche Kinderbetreuung und eine Halbtagsstelle gemündet wäre. Das ist nun nicht dem Wissenschaftskolleg anzulasten, aber da es Teil der deutschen akademischen Landschaft ist, war der geringe Frauenanteil unter den Fellows

bezeichnend und in dieser Hinsicht kein außerordentlicher Innovationswille zu erkennen. Das war für mich eine deutliche Einschränkung, die allerdings durch die wunderbare Marta Petrusiewicz gemildert wurde.

Insgesamt war die Zeit am Wissenschaftskolleg für mich jedoch intellektuell und persönlich überaus ertragreich, die für den Vorstoß in die noch weitgehend unbekanntem Gefilde des islamisch-christlichen Vergleichs in der Geschichte von entscheidender Bedeutung war.



EUROPAS TIEFGRÜNDIGKEIT
TOSHIO HOSOKAWA

Toshio Hosokawa wurde 1955 in Hiroshima geboren. Nach ersten Studien in Tokio kam er 1976 nach Berlin, um an der Hochschule der Künste bei Isang Yun Komposition zu studieren. Von 1983 bis 1986 setzte er seine Studien an der Hochschule für Musik in Freiburg bei Klaus Huber fort. Er erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Preise wie den Irino Preis für Junge Komponisten (1982), den ersten Preis des Kompositionswettbewerbs anlässlich des 100. Geburtstages des Berliner Philharmonischen Orchesters (1982), den Arion Musikpreis (1984), den Kompositionspreis der jungen Generation in Europa (1985), den Kyoto Musikpreis (1988) und 1998 den Rheingau Musikpreis sowie den Duisburger Musikpreis. 2001 wurde Hosokawa zum Mitglied der Akademie der Künste Berlin ernannt. Hosokawas Kompositionen umfassen Orchesterwerke, Solokonzerte, Kammermusikwerke, Musik für traditionelle japanische Instrumente und Filmmusiken. Hosokawa lebt in Nagano (Japan). – Adresse: 102-9 Nanpeidai, Nagakura, Karuizawa, Nagano, 389-0111, Japan.

Mein zehnmonatiger Aufenthalt am Wissenschaftskolleg war ein sehr reiches Erlebnis. Ich hatte bis dahin nie die Gelegenheit gehabt, mit Wissenschaftlern verschiedener mir unbekannter Fächer zusammen zu sein, die weder Musiker noch Künstler sind. Durch das tägliche Zusammensein bei Tisch oder bei den Kolloquien am Dienstag sowie bei vielen Gesprächen und Begegnungen konnte ich deren wunderbare Persönlichkeit, ihr Wissen und warmes Mitgefühl, aber auch ihre harte Forschungsarbeit in mir fremden Bereichen kennen lernen.

Ab Ende der siebziger bis Anfang der achtziger Jahren habe ich als Musikstudent in Berlin gelebt. Damals war die Stadt noch durch die Mauer geteilt und mein alltägliches Studentenleben vollzog sich in einer besonderen Atmosphäre. 20 Jahre danach wieder einmal in dieser Stadt eine geraume Zeit zu verbringen, war deshalb ein großes Erlebnis. Diese Stadt ist für uns Musiker vielleicht eine der interessantesten. Ich konnte viele Konzerte, Opern- und Tanzvorstellungen besuchen und ganz verschiedene Eindrücke dabei gewinnen. Manchmal waren auch andere Fellows und Mitarbeiter des Wikos mit dabei und ich konnte sehr aufschlussreiche Meinungen mit ihnen austauschen. Unter den „Nicht-Musiker“-Fellows waren einige, die sehr viel von Musik verstanden, und in manchen Bereichen sogar mehr als ich selber. Ihr Wissen betraf mehr die historischen und sozialen Hintergründe der Werke als die Musik selbst, aber da meine Kenntnisse in dieser Hinsicht beschränkt sind, war der Austausch für mich sehr anregend. Ich glaube, dass durch diesen Aufenthalt meine Liebe zur europäischen Musik und meine Kenntnisse vertieft worden sind.

Es war für mich wichtig zu sehen, wie natürlich und einfach und zugleich doch leidenschaftlich und tief viele Fellows Kunst und Musik lieben – eine Liebe, die wir Musiker oft zu vergessen scheinen.

Ich konnte folgende vier Werke, die ich während meines Aufenthaltes geplant hatte, zu Ende komponieren:

„Skyscape“ für Orchester

Ein Auftragswerk des Tokyo Symphony Orchestra, das im Januar 2007 in Tokio uraufgeführt und im März desselben Jahres vom Deutschen Symphonie Orchester Berlin gespielt wurde. Eine Musik, die die Wolken am Himmel beschreibt. Das japanische Wort für „Sky = Ku“ hat eine Doppelbedeutung in der buddhistischen Tradition, das Werk bezieht sich auf die buddhistische Weltanschauung. Ich habe dieses Werk komponiert, indem ich den herbstlichen Berliner Himmel betrachtet habe.

„Blossoming“ für Streichquartett

Ein Streichquartett, das ich für das Tokyo String Quartet komponiert habe und das von diesem in der Kölner Philharmonie im März 2007 uraufgeführt wurde. „Blossoming = Aufblühen“ bezieht sich auf die Blume, aber auch auf mein inneres „Ich“. Der Titel ist während eines Gespräches mit dem Fellow Harry Liebersohn entstanden.

„Lied“ für Flöte und Klavier

Ein Werk für einen amerikanischen Flötenwettbewerb. Es ist ein „Lied ohne Worte“. Im Wiko habe ich oft mit Reinhart Meyer-Kalkus über das Verhältnis von Wort und Musik gesprochen. Die Idee zum Werk kam mir bei Gesprächen mit ihm.

„Voyage IX Awakening“, Konzert für Gitarre, Streichorchester und Schlagzeug

Ein Auftragswerk für das fünfzigjährige Jubiläum des „Warschauer Herbst“-Musikfestivals, das im September 2007 in Warschau uraufgeführt wurde. Thema ist das Blühen einer Lotusblume in einem Teich. Mit dem Wort „Awakening = Erwachen“ wollte ich auch das Erwachen in der Herzentiefe ausdrücken.

Außer diesen vier Werken habe ich auch ein kleines „Nachtisch-Werk“ für Klavier „Souvenir aus Japan“ – basierend auf dem japanischen Volkslied „Sakura“ (Kirschblume) – komponiert, das ich Professor Dieter Grimm gewidmet und bei der Abschiedszeremonie des Rektors im Wiko selbst am Flügel uraufgeführt habe. Die japanischen Kirschbäume tragen ihre Blumen höchstens eine Woche lang, aber wir empfinden sie gerade wegen ihrer kurzen Lebensdauer als wertvoll und schön. Ich fand die Schönheit dieser Blume besonders passend zum noblen Charakter von Professor Grimm.

Im Wiko konnte ich auch drei Konzerte mit Erläuterungen und Kommentaren zu meinen Werken veranstalten: Ein Konzert war alter japanischer traditioneller Koto-Musik und Werken von mir für dieses Zupfinstrument gewidmet (mit Kyoko Kawamura, Koto und Gesang), ein weiteres der japanischen Mundorgel Sho und dem Akkordeon (mit Mayumi Miyata, Sho und Ulrich Schlumberger, Akkordeon), ein letztes schließlich meinen Streichquartetten (mit dem Diotima Quartett). Durch die Aufführung traditioneller Musik meiner Heimat wollte ich auf die Wurzeln meiner eigenen Musik hinweisen und ein Verständnis dafür erwecken, wie ein zeitgenössischer Komponist mit dieser Tradition umgeht.

Während meiner Zeit am Wiko war ich zugleich Composer in Residence des Deutschen Symphonie-Orchesters (DSO), das unter der Direktion von Kent Nagano die deutsche Uraufführung meines Orchesterwerkes „Circulating Ocean“ spielte. Zur deutschen Uraufführung von „Skyscape“ (Dirigent Jonathan Stockhammer), ein Werk, das ich in Berlin komponierte, kamen viele Freunde vom Wiko, was mich sehr rührte.

Im Mai habe ich in der Berliner Akademie der Künste mit Reinhart Meyer-Kalkus ein Dialogkonzert zum Thema Wort und Musik gegeben. Wie man Worte in Musik setzt, ist

für mich ein sehr wichtiges kompositorisches Thema. Demnächst werde ich einige neue Opern, Oratorien, Chorwerke und Lieder komponieren, so dass es für mich ein willkommener Anlass war, mit Reinhart Meyer-Kalkus über Grundprobleme dieser Thematik zu diskutieren, was sicherlich meine zukünftige Arbeit beeinflussen wird. Ich werde auch in Zukunft bei den Personen, die ich im Wiko kennen gelernt habe, Rat einholen, wenn ich Musik mit Texten komponiere.

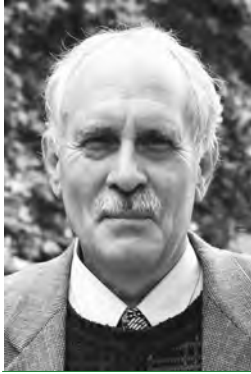
Während meines Aufenthaltes am Wiko habe ich auch zwei herrliche Reisen machen können. Die erste war nach Bielefeld, wo ich zusammen mit Helmut Lachenmann, Gesine Bottomley und Reinhart Meyer-Kalkus eine Aufführung meiner Oper „Hanjo“ genossen habe. Wir trafen mehrere ehemalige Fellows aus Bielefeld, die auch zur Aufführung kamen. Danach wurden wir von einem dieser Fellows (Holk Cruse und seiner Frau) nach Hause aufs Land eingeladen und verbrachten dort wunderbare Stunden miteinander.

Die zweite Reise fand im Juni nach Dresden statt. Da ich beauftragt wurde, ein Oratorium zu komponieren, das im Jahre 2009 in der Dresdner Frauenkirche uraufgeführt werden soll, bin ich zusammen mit Béatrice Longuenesse, Paul und Regula Schmid-Hempel, Pierre-Michel Menger und Frank Rösler, einem gebürtigen Dresdner, nach Dresden gefahren, um uns die Stadt anzuschauen. Die tragische Geschichte dieser Stadt ist mit der meiner Heimatstadt Hiroshima vergleichbar, und ich wollte mir einen Eindruck von der Kirche verschaffen, die als Symbol des Wiederaufbaus dort steht. Was für eine Musik könnte ich für diese Kirche komponieren? Durch Gespräche mit meinen Freunden, die tiefe Kenntnisse von Musik und Kunst haben, konnte ich auch hier wieder sehr viel lernen.

Ich konnte dank dieses Aufenthalts in Berlin einmal mehr die Tiefgründigkeit und Größe der westlichen Kultur entdecken. Ich bin Japaner und möchte als ein Japaner, der in der heutigen Zeit lebt, neue Musik schreiben, aber dafür muss ich meine Kenntnisse der westlichen Kultur und Musik immer wieder vertiefen. Ein kleiner Inselstaat wie Japan muss sich auch in die breite Weltströmung einfügen, um die eigene Zukunft klar erblicken zu können. Dass ich mich fast täglich mit Helmut Lachenmann unterhalten konnte, einem Komponisten, der die heutige westliche Musikkultur wie kein anderer verkörpert, war mir sehr wichtig. Sein humorvoller, ehrlicher und tiefgründiger Charakter ist für mich ein kostbarer Schatz.

Zuletzt muss ich aber noch von einer traurigen Erfahrung berichten. Im April wurde ich am Ku'damm Opfer eines Autounfalls, als ich mit dem Fahrrad unterwegs war. Bei dem Unfall habe ich mir die rechte Schulter gebrochen, so dass ich zwei Monate lang nicht arbeiten konnte. Ich rate also zukünftigen radfahrenden Fellows, unbedingt auf die Autos

aufzupassen! Jedoch ist diese Rastzeit in anderer Weise für mich nützlich gewesen, weil ich meine Gedanken über Musik vertiefen konnte, so dass auch diese Erfahrung Teil meiner neuen Musikwelt geworden ist.



TEXTUALITY ... IMAGES AND
VERBAL ART
THOMAS M. HUNTER, JR.

Thomas M. Hunter is the Academic Director of the Bali Arts and Culture Program of the School for International Training (SIT), which is conducted as a partnership between SIT and the Faculty of Letters of Udayana University in Denpasar, Bali, Indonesia. He began his studies of the arts and languages of South and Southeast Asia with a five-year study of Hindustani Classical Music (1970–75), later earning his B.A. in Indian Civilizations and his M.A. and Ph.D. in Linguistics. He joined the School for International Training in 1989 and worked for that program through 1996, then again from 2000–03, at the same time carrying out research and translation work supported by fellowships from the Fulbright Southeast Asia Regional Research Program (1992) and the National Endowment for the Humanities (1996). In 2003–04 he was a member of the research group on “Innovations and Turning Points in the History of Sanskrit Poetry” at the Institute for Advanced Studies in Jerusalem. He is currently working on a reader in the *ḱakawin* literature of ancient Indonesia and on a book on “textuality, images and verbal art” that draws on his many years of study of the languages of the Malay-Indonesian archipelago and the invaluable experiences he gained as a Fellow of the Wissenschaftskolleg. – Address: SIT-SA, P.O. Box 3712, Renon, Denpasar, Bali 80037, Indonesia.

I am writing this entry somewhat beyond the hoped-for date of completion, and that is some cause for regret. However, it also means that I am able to write from the perspective of life in Bali/Indonesia, the location of my day-to-day work and research for more than fifteen years and the background for the work that I carried out while in Berlin and hope to carry forward in the years to come.

Working on a day-to-day basis with American undergraduates on a Study Abroad Program of The School for International Training (SIT) has meant a continuing commitment to promoting cross-cultural understanding, and to identifying and conveying to students the elements of an unfamiliar culture and so enhance their ability to achieve an experience of cultural immersion that can bring with it a deeper understanding of the nature of human social life – what it is that we all share as members of a single species, and what is unique in each of our own cultures. My work in this area has also meant a continuing effort to produce curriculum and published work that can situate insights gained in the field within the context of current academic research and writing, I am fortunate that in these efforts I can share perceptions and ideas with local friends, with educational partners at Udayana University in Denpasar, and with my wife and co-worker, Ni Wayan Aryati, who is completing her dissertation work on a comparative study of representations of the goddess Durga in India, Java and Bali.

With life in Indonesia as a background, the opportunity to live and work at the Wissenschaftskolleg brought with it special benefits all too rarely available in the context of a developing nation facing daunting economic challenges. Library resources for works of contemporary scholarship and the sciences are almost non-existent in Indonesia, while access to works available via the internet is limited by the slow speed of transmission. Participation in local intellectual discourses is less limited so long as one has a mastery of the Indonesian language, but here one must often contend with the uneven development of an understanding of the history of Western intellectual and scientific discourses. Thus, for example, one can easily encounter discussions of *posmo* (post-modernity) among artists and intellectuals, but all too often one finds that they belie a lack of background in the history of modernity itself or why claims can be advanced arguing that de-centred, post-modernist discourses might offer more promising solutions to local problems than the master narratives of modernity.

On the other hand, being a resident in Indonesia brings with it access to a rich history of textual production in the classical languages of the archipelago, as well as to semiotic systems with a long history of development in ritual contexts and traditions of the performing arts. These have proven to be a fertile ground for the explorations of Western researchers, and have thereby taken their place in the Western archive, albeit in a form that might rightly be said to have been originally produced under the sign of colonialism – and arguably not yet free from that stigma.

In my research and writing efforts I have endeavoured to overcome the effects of marginality that are a condition of intellectual life in Indonesia by working in translation and critical theory produced with the intention of uncovering the roots of local epistemologies that have guided textual processes in the Malay-Indonesian archipelago that were once central to state formation and have continued to play a vital role in the framing of meaningful political and social action. A year spent at the Institute of Advanced Study in Jerusalem (2003–04) working on a group project on the subject of “points of innovation and change in the history of Indian lyrical verse (*kāvya*)” brought with it the opportunity to deepen my knowledge of the traditions of Sanskrit verse and poetics that had a profound effect on the development of the *ḱaḱawin* genre of Old Javanese literature. My stay there led during my year at the Wiko to the completion of two book chapters detailing a history of literary innovation in Old Javanese. This represented a major step towards a larger work on textuality in the archipelago, in this case focusing on the influence of Indian models of language, literature and philosophy and the effects these had on the development of literary genres, performing arts and diglossic forms of linguistic expression in the archipelago.

My year at the Wiko offered an unprecedented opportunity to delve much more deeply into comparative questions arising from my work on textuality, to build a greatly expanded library of textual and theoretical resources and thus to lay the groundwork for a volume that I would now describe in terms of “textuality, images and verbal art”. In speaking in terms of three realms of communicative practice and so expanding on my original focus on textuality, I believe it will be more possible to flesh out the development of intellectual, ritual and artistic realms of discourse in the archipelago and so make possible a broader basis for critical analysis of the ways communicative practices have informed social, political and cultural modes of activity. The expansion of the focus of my work grows directly out of the challenge of formulating my presentation for the *Dienstagskolloquium*. The lively intellectual and scientific debate and discussion that I experienced at the Colloquium presentations of other Fellows and the daily interchange of ideas at Wiko lunches and dinners inspired me to attempt the most daring possible formulation of my ideas for my colloquium presentations, leading to an attempt to find common ground between non-Saussurean models of linguistic structure developed by Indian analysts like Bhartrhari, the evolution of religious icons in India and Southeast Asia and the development of Indian and Javano-Balinese models of poetic praxis, aesthetic philosophy and political action. Responses to my presentation were especially valuable to me in that they prompted me to look more closely at a number of weak points in my arguments, for example leading me to un-

derstand the need to account for textuality, visual images and verbal art as three independent streams of discourse that conditioned each other in significant ways over a period of nearly two millennia, yet need to be described in separate accounts sensitive to the nuances of each of their modes of cultural reproduction.

As I look back today at the materials in printed and electronic media I was able to collect while at the Wiko, I realize exactly how much I owe to the staff of the library and computer services of the Wiko. Frau Bottomley and her staff were ever attentive to my needs and carried out their work with a warmth, friendliness and boundless generosity that I will never forget. The same can be said of the staff of the computer services. A few names – Petra Sonnenberg and Roman Riebow, for example – stand out in terms of their attention to my specific needs and requests, but the entire staff doubtlessly contributed to the overall effort that did so much to ensure the productivity of our group of Fellows and should receive equal thanks for their efforts. I want to particularly note here the fine set of CDs they produced for each of us at the end of our stay. I was able to gather a great deal of information by downloading, digital photography and scanning during my stay at the Wiko and now find all of the fruits of my efforts at my fingertips, in an easily accessible and perfectly organized form, thanks to their efforts.

I work too much with languages of South and Southeast Asia to be adept at absorbing new material from the European languages. Nonetheless I am certain that the teaching efforts of Eva von Kügelgen, Barbara Herrmann and Nadja Fügert during the initial *Deutschunterricht* and Eva's patience with my stumbling efforts throughout the year following have not been without a measure of success. One of my goals while at the Wiko was to gain a reasonable reading knowledge of German and to use that basis in German as a stepping-stone to begin to master the reading of Dutch, the major research language for scholars working with the historical archive for Indonesia. I am happy to say that after several visits to Amsterdam and Leiden during the year, which brought with them the chance to collect written and recorded materials for the study of Dutch, I am beginning to make enough progress towards that goal to feel that my two-pronged approach to gaining some level of skill in Germanic languages is beginning to bear fruit. I should not fail to mention here the debt I owe to Sophia Pick. Sophia worked with me on the translation of several important articles on Old Javanese literature by the late Walter Aichele, as well as the translation of materials on North Indian classical music into German. Her enthusiasm and facility in moving back and forth between English and German made working with her a revelation as well as a pleasure.

Before speaking of some of the ways that the Wiko staff made the life of my family workable and a pleasure during the Wiko year, I want to mention the admiration I have for the way the academic vision and atmosphere of the Wiko are structured to be conducive to the work of all the Fellows and to provide unique opportunities for scholarly and scientific exchange and cross-pollination. I feel particularly enthusiastic about the “mix” that is achieved at the Wiko between the physical and social sciences, the profession of legal scholarship and the arts and humanities. I am sure that I am not alone among the group of social scientists in feeling that we were very fortunate indeed to share the Wiko year with “our biologists” from the Focus Group on “Evolutionary Immunology”. My graduate work began with a fascination with the work of social scientists like Gregory Bateson, who in his later years turned his attention more and more towards the biological sciences, and of ethnologists like Konrad Lorenz, whose influence spread far beyond the boundaries of his own discipline. Being able to work alongside biologists at the cutting edge of their profession during the Wiko year brought with it a constant source of wonder and inspiration that I hope can also be experienced by many future generations of Wiko Fellow. At the same time it brought back to my own consciousness a feeling of kinship between the social and biological sciences that has lain dormant for too long. The daily preoccupations of a social scientist, legal scholar or art historian leave them all too little time to stay current in the kinds of thinking about evolution and adaptation that grow out of scientific endeavour, yet these are areas of human intellectual pursuit whose findings are crucial to the future of our species and deserve our attention as we build our models of social and historical modes of discourse. I feel a similar sense of enthusiasm when I think back on lectures of the Dientagskolloquia that grew out of the Focus Groups in “Image Science” and “Religious Mobility”, as well as the individual lectures in philosophy, political science, history, sociology and anthropology. Each one was an inspiration, while several have triggered new directions in my own work that I could not have dreamed of prior to my time in Berlin.

For those among future Fellows who elect to bring all or part of their family with them to Berlin, I would like to convey my conviction that the staff of the Wiko will continue to provide a sense of community and a highly supportive atmosphere that make the family experience at the Wiko among the best anywhere in the academic world. The fact that spouses are invited – nay encouraged – to take full advantage of the research facilities of the Wiko and an active part in all of its social and academic functions gives it a special place among similar institutions. As I mentioned earlier, my wife is currently working on her dissertation in comparative religion and history. We are both especially grateful to Frau

van Arnim for her efforts in support of Aryati's presenting a report on the current state of her thought and research as one of the Thursday Colloquia, and in a more general sense to the Wiko and all its Fellows for providing the kind of welcoming and supportive atmosphere that makes visiting the Wiko such a special honour and opportunity. While Aryati's duties for our Study Abroad Program in Bali/Indonesia meant that she was not able to spend the full year at the Wiko, she gained an unforgettable experience during her several months with us, through both the congenial atmosphere and the many enriching cultural experiences that we experienced as a family by visiting the museums, historical sites and performance venues of Berlin.

Our daughter, Kadek Jayanti, who celebrated her tenth birthday in Berlin and was able to take her fourth year of elementary school education at the JFK-Schule, also prospered in the supportive atmosphere of the Wiko. In addition to studying with a teacher at the JFK-Schule (Mrs. Gersh), whom she counts as "her best teacher ever", and finding friends among the group of children of the Wiko Fellows, whom she counts as her lifelong friends, she was able to undertake her first year of serious study of the piano under the expert and patient tutelage of Noriko Hosokawa, wife of our esteemed composer in residence, Toshio Hosokawa, and a prominent young composer in her own right. This was a rare and inspiring opportunity that has instilled in Kadek a love of music that was graciously and lovingly supported by the many Fellows who encouraged her in her solo performance for the Final Party and in her duet with Alma Stritt, her close friend and musical partner.

I have just been taking advantage of another of the services of the computer services staff and of our esteemed Fellow, Thomasz Kiszny – the photographic record of the unforgettable final party of 13 July 2007. This brings to mind not only the Fellows' contributions to the success of that event, but also its background – the wonderfully convivial atmosphere and outstanding cuisine provided by Frau Klöhn and her staff that provided the model for the efforts of the Fellows to produce a meal and event that might help to balance out their enormous contributions over the year.

To this I would also add our appreciation for the strategy of the midday meals and other social functions of the Wiko, which no doubt emanates from – or at least has the unflagging support of – the Rector and the other senior Wiko staff members. I am sure I am not the only Fellow who at first felt more than a little awkward as the regime of shared meals began to unfold, caught somewhere between wondering if we could make conversation at a level appropriate to a Wiko Fellow and taking the measure of the other Fellows, wondering if we might not "fade in the glory of their greater existence". How pleasant it was

to find that these feelings rapidly dissipated, replaced in a remarkably short time by the recognition that mealtimes were going to be a time of animated, passionate and enthusiastic discussions on a wide-ranging number of topics and points of debate.

During the Wiko year 2006–07, we were able to enjoy the company of two outstanding directors of the institution as Professor Luca Giuliani took over leadership as Rector from Professor Dieter Grimm. No doubt the shift from a leader whose expertise lies in the field of legal scholarship to one whose focus is on the critical and social sciences will bring some changes of perspective, but from what I have observed this will not in any way lessen the sense of institutional vigour, acumen and civility that is a hallmark of the Wiko and its leadership.

One always risks unfairness in mentioning specific names among a group of people who have provided an unforgettable experience, and so deserve mention one by one. Nonetheless, I would like to add here my special appreciation to Andrea Bergmann and Friederike Greul for the many ways they assisted us throughout the year, to Dr. Nettelbeck for his kind attention to our special needs and finally to Reinhart Meyer-Kalkus for his staunch defence of the values of the Enlightenment and healthy resistance to our claims for a “scientific” aspect to the ritual and mythological systems of Southeast Asia.

Finally I would like to thank all the staff and Fellows who were so supportive of my musical efforts in North Indian classical music. I travelled to Berlin without giving sufficient forewarning of the degree to which this “serious hobby” plays a role in my life. To all those who suffered graciously to the unfamiliar strains of Indian music penetrating their living spaces, and to all the staff and Fellows for their gracious support, I offer both my humble apologies and heartfelt thanks. I am especially grateful to the efforts of Toshio Hosokawa, who made sure that I found venues for performance during the last months of our stay in Berlin, to Frau van Arnim and Sophia Pick for so enthusiastically supporting the work that went into the creation of brochures and posters for those venues, and to Christian Schmitz for his many contributions as an expert, patient and ever-inspiring master of the world of sound engineering.

I close with heartfelt thanks to all the Fellows of the 2006–07 Wiko year and to all the Wiko staff and associates who made our year in Berlin such an unforgettable experience.



„LEIHFRIST“
(TAGEBUCH)
MARTIN KALTENECKER

Martin Kaltenecker, geboren 1957. Studium der Musikwissenschaft und der Romanistik an der Sorbonne (Paris), Promotion 1986. Mitglied des Centre de Recherches sur les Arts et le Langage (EHESS, Paris). Veröffentlichungen zur Musik des 19. und 20. Jahrhunderts, darunter: *La Rumeur des Batailles* (Paris 2000) und *Avec Helmut Lachenmann* (Paris 2001), sowie die kommentierte französische Übersetzung der *Moments musicaux* von T. W. Adorno (Genf 2003). Mitherausgeber des Bandes: *Penser l'Œuvre musicale au XXe siècle: avec, contre ou sans l'histoire?* (Paris 2006). – Adresse: 19, rue Pierre Lescot, 75001 Paris, Frankreich.

Die Wohnung liegt in einer 19. Jh. Villa an der Koenigsallee, mit fünf Meter hohen Wänden. Mein Schlafzimmer in Paris würde vertikal in dieses hier passen. Es wird ernst, der Kasten der Einsamkeit hat seine Ausmaße. Eine Spinne, nach ihrem Namen gefragt, verzieht sich hinter den Kühlschrank.

Ist Isolation ein guter oder ein verzerrender Filter?

Eine kleine Bibliothek, zu der man den Schlüssel besitzt, um sich dort gen Mitternacht zu betrinken. Oder andere Fantasien zu realisieren: Heideggers Werke ausmessen (= 1,80 m); die Bücher gewisser Kollegen verstecken; Marx auf den Kopf stellen.

Der Blick auf die Sparte des anderen, auf die Objekte einer uns fremden Geisteswissenschaft ist notgedrungen essentialistisch – man will etwas Richtiges, keine Metatheorie.

Die Verkäuferin im KaDeWe sagt, der Rucksack sei zwar teuer, aber dafür mit einer Haltbarkeitsgarantie über 30 Jahre. 45,- € für eine Grabbeilage?

Die sich selbst ironisierenden, fressenden und von sich selbst ernährenden Wissenschaften. Im spielerischen Modus (zwischen einem S-Bahn-Ticket und einem Amulett aus den Zeiten Konstantins findet man immer Beziehungen) oder im verbissenen (wenn ich nichts mehr zu Schumann weiß, werfe ich den bösen Gender-Blick auf seine Exegeten). Auf diese Weise kann man bis zum Jüngsten Gericht fort dissertieren.

Akzente sind das Chemische an der Stimme, sie stören oder gefallen immer, ähnlich wie Körpergeruch.

Der Konzertsaal des Rumänischen Kulturinstituts auf meinem Treppenabsatz diente einmal als Freimaurerloge. Zwischen vergitterten Regalen, die halbierte Pilaster unterteilen, wird im Neonlicht phantomhafte Neue Musik voller Kompromisse geboten.

Warnung auf Radio Berlin-Brandenburg: „Schauer über dem Sendegebiet.“ Es hagelt auch kurz, bei einer Passage über den Heiligen Geist. Das Echo des eigenen Hustens im Klavier, Parodie einer Windharfe.

Thielemanns Bruckner: gepflegt, gestylt, geschniegelt und verstrausst, als das Kunststück eines Dompteurs zu beklatschen.

Mit jedem Buch, das uns das fürsorgliche Frauenquintett der Bibliothek vermittelt, kommt etwas mehr als ein Buch. Die Erstausgabe von Worringers *Formprobleme der Gotik* (1911) ging in der Staatsbibliothek durch zahllose Hände und strotzt von Bleistiftanstreichungen. Am 27. 11. 1926 kam sie aus der ersten Reparatur. Auf S. 79, wo von Hans von Marées als „nordischem Menschen“ die Rede ist, steht am Rand „Halbjude“.

War es nur eine Halluzination der Müdigkeit? Auf einem vorbeifahrenden Bus wird für die „Confiserie Husserl“ geworben. Wenn er an Derrida vorbeigefahren wäre, hätten wir dreißig Seiten mehr.

Die schwer atmende und sich auf der Blockflöte abarbeitende Almut am Flügel begleitend, habe ich den Eindruck, langsam mit einem Krankenwagen hinter ihr herzufahren. (Pianisten brauchen nur auf eine Taste zu drücken.) Nachdem wir gehörig geübt haben, senden wir aus dem Kolloquiumraum per Handy eine Sarabande von Telemann als Sere-nade nach Paris.

Egon Wellesz' *Einführung in die byzantinische Musik* (1927) wurde aus der Bibliothek der FU laut Stempel ausgeliehen am: 7. März 1933, 23. Juni 1936, 30. Januar 1950, 7. Mai 1953 und 30. Juli 1980. Projekt eines Romans mit diesen Daten, das kurz aus der Bahn wirft.

Die Versuchung, die Wahrheit als endgültige Sistierung herbeizuwünschen; die Versu-chung, endlos im Duftschaum der Differenzen zu baden.

Der Historiker findet sich damit ab, dass die Akten nach seinem Auftauchen verstummen und wieder einschlafen, bis ein Kollege sie weckt. Der Essayist will eine Antwort oder Konstellation finden, jetzt und sofort und für immer – seine Art, sie zu verbrennen.

Tippe aus Versehen für Eliten Eremiten ...

Eine Kollegin sagt, sie hätte einen ganzen Tag über gelesen, nur um abends einen einzigen Satz zu streichen. Wie nähme sich so etwas in einem offiziellen Antrag für die Finanzierung unseres Denker-Idylls aus?

In Frears *The Queen* ein Hubschrauber auftauchend zu Verdis *Libera me*, kaum zwei Se-kunden lang, ein Wunder. Im „Felsenkeller“ redet sich Alex plötzlich über Chomsky in Feuer. Am selben Tisch qualmen hartgesottene 68er, der Dunst steigt auf zwischen Holz-täfelungen, auf die Marthalers Zimmerer neidisch sein könnten.

Die Stipendiaten des DAAD, als Künstler, brauchen keinen Umgang miteinander zu pfl egen. Feiern sie deshalb mehr oder weniger? Bei Clemens' Abschiedsparty erklang Jimmy Hendrix hinter den beschrifteten Kartons hervor, leicht inszeniert. Es gab dort, so schien mir, nur Menschen, die die richtigen Entscheidungen getroffen hatten.

Während unserer seltsam frühen Abendessen werden andauernd Büchertitel notiert. In der Außentasche der Jacketts stecken Papierchen anstelle der Ziertüchlein. Ein Gespräch, das uns voranbringt, ist eines, das uns zurückwirft. Da ich der einzige meiner Disziplin bin, sammle ich Schnipsel und Schalen und transponiere andauernd: Was jenem in seinem anthropologischen Fis-Dur bedeutet, was wäre das in meinem musikwissenschaftlichen c-Moll?

Parsifal in der Staatsoper. Es ist Ludovic's und Alexanders erste Wagner-Oper: der Eindruck, sie ins Bordell eingeführt zu haben.

Im März endgültig darauf verzichtet, „in Mitte“, wie es hier heißt, den zuckenden Puls der Avantgarde zu befühlen. Es ist ja bereits ungewiss, ob ich die Hälfte der acht geplanten Kapitel hinbekomme.

Du fährst nach Paris!? ruft der eine oder andere wohl, und ich merke, dass sie unwillkürlich an Champagner und Netzstrümpfe denken. Ich aber fliege einmal im Monat zurück, um mich daran zu erinnern, dass ich sterblich bin.

An der Bushaltestelle Herbertstraße fallen die Schüler auf den Bus hinauf, zeigen ihre Karte im Vorbeifliegen blitzschnell vor und sinken mit Präzision auf die Sitze, um ihren Satz zu beenden. Das alte Paar sah der sich öffnenden Tür mit starrem Blick entgegen und bereitete sich vor auf die Aktion der Busbesteigung, die es in kleinste Schritte zerlegt – festhalten, rechter Fuß, linker Fuß, Ticket präsentieren, festhalten, sich Umschauen nach einem Platz. An dieser Bushaltestelle habe ich mein *intellektuelles* Alter erkannt.

Ein älterer Germanist merkt gar nicht, was er sagt, indem er sagt: „Früher haben mir die *deadlines* geholfen, jetzt im Alter mag ich *deadlines* gar nicht.“

Am 28. März ist der Lichteinfall genau der gleiche wie am 1. Oktober, nur ohne die Wärme, die von den Reflexen des Herbstlaubs kam.

Mahlers Vierte ganz geglättet und entrückt unter Boulez. Er fügt nichts hinzu, er dirigiert sie vor Mahler oben. Aus diesem Himmel reißt mich das Geräusch des Velcro-Verschlusses, als ein Mädchen an der Garderobe ihre Handtasche öffnet – das Klatschen gehörte

noch zur Musik. Ein Junge stürzt auf einen Spiegel zu, wohl um nachzuprüfen, ob die Musik ihn verändert hat.

Komponisten betrachten die Musikgeschichte als Beweismaterial.

An meinem fünfzigsten Geburtstag regnet es den ganzen Tag über. Als Sonnenstrahl der konzentrierte Blick des Zehnjährigen, der im Kopfhörer eine Erklärung zu einem Picasso-Bild anhört und es dabei anstarrt wie Kuchen.

Während Orest im Deutschen Theater Klytämnestra stranguliert, beide überströmt von himbeerfarbenem Zuckerguss, kauen drei Mädchen im Takt ihren Kaugummi schneller. Durchsichtige Plastikschürzen schützen die ersten Reihen vor dem Überschwappen der Aktion. In der Inszenierung von Thalheim wird der Prozess, das Beenden der Vendetta, gekappt. Der Regisseur verzieht sich, denn Verhandlungen und Argumente sind nicht cool. Die Demokratie ist nun das Gehege des Körpers. Im Alltag wird er eingecremt, verzuckert, staffiert und durch Kaufpassagen geleitet, in den Zeitungen wird er bedroht, in der Kunst aufgeschnitten.

Sich beim Hören zuzuhören ist so, wie den Moment herausfinden zu wollen, wo man einschläft.

Kafka, *Zürauer Aphorismen*: „Verkehr mit Menschen verführt zur Selbstbeobachtung.“

Pünktlich zum CSD wird ein Kranz vor Rathenaus Stele an der Ecke niedergelegt.

Sonntags höre ich die Kantate BWV 44, in der ein Sopran behauptet: „Es ist und bleibt der Christen Trost, daß Gotte vor seine Kirche wacht. Denn wenn sich gleich die Wetter türmen, so hat doch nach den Trübsalstürmen die Freudensonne bald gelacht.“ Währenddessen sucht ein Mann vorm Fenster aus der Tonne die Pfandflaschen heraus, sammelt sie in eine Plastiktasche ein und geht langsam zum Tor hinaus.

Nach der Rückkehr aus dem öden Wittenberg in großer Beklemmung nachgerechnet, wie ich in meinem Weinberg hauste. Vier Vorträge gehalten (Berlin, Liverpool, Paris, Hannover), einen Artikel geschafft (100.000 Zeichen, aber *mit* Leerstellen), drei Kapitel, ein vier-

tes so ungefähr, und die Anthologie über Texte zum Musikhören angelegt. Für all dies hätte ich in Paris drei Jahre nur für die Bibliografie benötigt. Um neunmal in die Oper zu gehen, brauche ich in Paris neun Jahre.



BERLIN FOREVER
ULRICH KELLER

It will not be easy to give a plausible account of an incredibly enriching and transforming year free of teaching and committee work at Wissenschaftskolleg, but the advice to begin with a few basic career data provides some structure to the endeavor. Born in 1944, I began to study art history in 1963 and obtained my Ph.D. in 1969 with a monograph on Baroque equestrian monuments, published with Schlüter's "Great Elector" in the courtyard of Charlottenburg Palace serving as the cover illustration. I continued specializing in Renaissance/Baroque art, first as Assistant Professor at the University of Louisville, Ky., then as Assistant Director of Art Historical Institute, Florence. At Louisville, which has a great photo collection, and in several US art museums, which paid much more attention to modern technical media than was then the case in Europe, I developed an interest in photographic history, which translated in 1977 into a curatorial position at George Eastman House, the Western world's most important repository of historical camera images. Five years later, this again translated into a Professorship for Photographic History at the University of California, Santa Barbara, which I still hold at present. In an of course only marginally meaningful attempt to subsume my research career under one label, I might say that I have mostly been interested in "political iconography", to borrow a rather recent catch-word. – Address: Department of History of Arts and Architecture, University of California Santa Barbara, Santa Barbara, CA, 93106, USA.

The research project I pursued at Wiko certainly fits the bill, being dedicated to tracing the shift in American politics from abstract, programmatic speech/text to personalized visual performance caused by the rise of the illustrated press since the 1850s, long before the

advent of television, which is invariably named as the sole culprit for any such changes (preliminary title: “Masking the Presidency: The illustrated papers and the transformation of American politics 1850–1950”). The shift was instrumental in moving the center of power from Congress to an increasingly “imperial” presidency, masking programmatic goals, depoliticizing democracy, and introducing new forms of controlling the electorate, while also opening up new approaches toward integrating the geographically, ethnically, and politically quite heterogeneous country. Around 1800 the US presidency was a legalistic and literary construct without any visual component to speak of, in fact with a strict prohibition against any “political”, let alone electoral speeches and appearances. Without an iota of change in the US constitution warranting it, the picture press was a leading, though not the only factor that caused the complete erosion of this prohibition by 1900.

My research at Wiko largely evolved within this general outline formulated at the beginning; several sub-themes emerged or receded, however, prompting a new chapter organization and major changes in the course of argumentation. To name just a few changes: The discussion following the presentation of my project at Wiko made it clear that the role of the cartoons, which filled late-19th-century illustrated newspapers in great quantities and large sizes, needed to be clarified vis-à-vis the pictorial reportage material. Two separate chapters now undertake to compare and contrast the respective roles of the two pictorial genres. It seems that the tropical growth of press cartoons in the late 19th century was largely the result of the inability of early picture reportage to convey more than dry descriptions of *given* events organized without consideration of pictorial press needs. Only when a number of technical developments, mainly the advent of the halftone and thus of photography on the *printed page*, ushered in the period of *staged* news events for the benefit of the camera, did reportage acquire the ability to transport ideological messages far beyond the range of factual description. Precisely at this point cartoons lost their dominant position and began to play the marginal role still known to us today.

Profiting from some very recent and very interesting research in German literary history, another chapter will put in sharper focus the prefigurative and prescriptive function of press imagery. Instead of just passively mirroring the political process, this imagery ceaselessly generated visual metaphors of a power and persuasiveness that called for translation into and proved to be a major factor in the shaping of political practice: metaphors not only reflect, but also generate reality. I became aware of further parallel and inspiring lines of research when I was invited to serve as a reviewer for a “Sonderforschungsbereich” established several years ago at the Freie Universität under the title “Kulturen des Performati-

ven". Everything I have thus far written on my subject could easily be rephrased within the methodological framework and language of Performance research, though whether that is what I really want to do remains to be seen.

At this point I must admit, however, that I did not concentrate as exclusively on my declared research topic as I had originally planned and as Wiko probably had a right to expect. Staying focused on an American subject in the German capital simply required more tenacity than I was able to muster, and in the end I felt it would have been as heroic as stupid to ignore the urban environment around me with its embarrassment of cultural and historical riches. Among other things, Berlin was a kind of homecoming for me, back to Germany generally, which I left in 1970, and back to Berlin specifically, where I spent a year of study in 1966/67 at the Freie Universität. What I encountered was an entirely new and different Berlin, however, in which I felt initially reduced to something like a tourist from a very faraway country who tries and fails to find his way around with a guidebook in hand. Among the many personal impressions and discoveries, I will single out just one because it changed my research agenda. Whenever I walked to Wiko, I passed the monument marking the spot where Walter Rathenau was assassinated in 1922; and whenever I took the S-Bahn I passed Gleis 17, marked by bronze slabs listing the transports that carried Berlin's Jews to the extermination camps – and the closer one gets to the center of the city, the denser the historical buildings, markers, and reminiscences become. This was not so 40 years ago when I was a student in Berlin. The buildings were there, of course, but few of the monuments and little mental context. The culture of memory, or the obsession with it, as some have called it, is of a more recent date. In California I had largely missed it, but in Berlin it was engulfing, prompting me to recapitulate in a hurry the 36 years of German history I had missed since emigrating, together with the 12 catastrophic years woven more and more visibly into it. Tomasz Kizny's investigation of the photographic legacy of the Gulag system and the Great Terror in the Soviet Union provided an additional incentive, and so I started to frequent Berlin's Stadtbibliothek and the nearby library of the German Historical Museum in Schlüter's Armory, opposite the void once occupied by the Hohenzollern City Palace.

The numerous illustrated papers of the 1930s housed there constitute an abundant but little used visual record of the Nazi period. Thousands of images culled from these papers with a digital camera have become the basis on which I am now able to pursue various questions, such as the direct connections and structural affinities or differences between the German and American methods of organizing political publicity in the 1930s, or the degree

to which messages diverging from or even articulating opposition to the official party line could be inserted into a national press discourse which only *seemed* to be completely dominated by rigorous “Gleichschaltung”. In the last 30 years, several excellent studies have been devoted to National Socialist picture propaganda, usually under titles referring to the “aesthetics” or “fascination” of violence, but they suffer from the assumption that Nazi propaganda was a monolithic and all-powerful affair uniformly manifested in *every* contemporary picture product, an assumption that posthumously aggrandized the myths surrounding Goebbels, rather than deconstructing them. In an essay titled “Der Tag von Potsdam”, slated to appear in the January issue of *Fotogeschichte*, I argue that, in parallel photo reportages, published in various German illustrated papers about the same official Nazi event, a surprisingly broad spectrum of messages and opinions can be traced – if one becomes sensitive to the nuances and covert signals permeating what in literary history has been dubbed “Sklavensprache” or “verdeckte Schreibweise”.

The new research agenda informs my teaching as well. I am currently offering an undergraduate seminar on violence and memory in the two world wars, to be followed by a graduate seminar on closely related topics. And so the vivid and enriching *Erlebnis* of Berlin is beginning to embark on the long march through institutional routines.

In conclusion let me offer a few comments on some of Wiko’s most interesting institutional features, of which the library services deserve particular praise. When I arrived I was prepared to battle all kinds of problems that I imagined to be unavoidable due to the absence of a full-fledged library at Wiko. But the ingenious system under which Wiko Fellows are provided in a matter hours with any book they can think of from any Berlin library turns Wallotstraße into a kind of Cockaigne where books grow into your mouth while you sleep. I never knew how much time I wasted in my previous life hunting for books. Now I am back to my previous life and must do with the University of California library system, which is respectably stocked with 13 million volumes – but what a hassle until I have a single one on my desk.

Wiko should also be complimented on the way the Fellows’ spouses and families are integrated into its daily life. In this respect I or rather we had less than satisfactory experiences in previous fellowship years. Wiko understands, though, that only a happy Fellow is a productive Fellow. We miss the family evenings, we miss the beautiful park-view apartment, and we miss the little boat that a hurricane deposited for free on the shore of Villa Walther.

For my wife and myself the “Gesprächskonzerte” and other musical performances were definitely the most moving and memorable features of Wiko’s rich cultural life, and we cannot sufficiently express our gratitude for the great care and expense invested in the organization of these events. Historically, the visual arts seem to have received rather short shrift, though, comparatively speaking, which is rather regrettable in the eyes of an art historian, of course. Especially following the recent “Iconic Turn” in the Humanities it is difficult to understand why art should play only such a marginal role at Wiko. We hope that the very impressive and successful Kizny exhibit can be taken for a signal that this is going to change in the future.



MUSEOLOGY AND CULTURAL POLITICS LADISLAV KESNER

Ladislav Kesner was the Curator of Chinese art, head of the Asian Art Department and Deputy General Director of the National Gallery in Prague. He is currently Associate Professor of Art History at Masaryk University Brno and Managing Director of Cultropa, a museum planning and consulting company. He was a Postdoctoral Fellow at the University of California Berkeley (1989–90) and a Smithsonian Postdoctoral Fellow at the Arthur M. Sackler Gallery and Freer Gallery (1993–94), a Visiting Scholar in the Getty Research Institute for the History of Art and Humanities in 2002 and a Senior Fellow at the Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften in Vienna (2006–07). In 1995, the College Art Association of America awarded him the Arthur Kingsley Porter Prize. He is the author of three books and numerous studies. Current interests include the methodology of art history, museology, histories of vision and the intersection between cognitive science and arts. – Address: Department of Art History, Masaryk University Brno, Arne Nováka 1, 618 00 Brno, Czech Republic.

Driving to Berlin on a sunny day early in June, I was trying to anticipate the seven weeks ahead of me, to which my three-month guest-fellow appointment at Wiko were reduced due to an unexpected ailment. Coming to the city that has been a frequent destination for me over the past 25 years, I felt that this time in Berlin I would confine myself entirely to the ivory tower in Grunewald, fully concentrated on my project. I was soon to realize how wrong such an assumption was. At my first common dinner, I was welcomed by one of the Fellows with a slightly ironic remark: “You are starting when we start to prepare for the end.” But there was hardly time, or indeed a reason, to ponder how well one fits into a

close-knit community that has lived together for some eight months or how to accommodate to life in Berlin. What other Fellows in their reports described as their “transforming” or “liberating Wiko experience” was, in my case, crammed into a short but extremely intensive sojourn. I could not have helped but wonder whether the masterminds behind Wiko have deliberately devised and implemented their vision of the “Wiko experience” or whether it evolved spontaneously over the years. At any rate, to me these seven weeks in Berlin will indeed epitomize a unique Wiko experience, its most salient feature being the peculiar combination of opportunity for a deep solitary absorption and undisturbed concentration, free of the usual distractions, punctuated by equally intense social contacts – informal talks with other Fellows, guests and Wiko staff – during colloquia, events and lunches.

Relishing the luxury of having any publication arriving almost on my table, I spent many hours just ordering books, perusing and printing journal articles from the on-line database and reading – stocking myself with a reading material for work that lies well ahead of me. It proved indeed difficult to find the time for both reading and writing, but in the end I have written more than I had expected: a long chapter on scientific and medical images for a volume on visual culture, an essay on *Reconsidering the Behodler's Share*, which should form a chapter in my Wiko project on patterns in visual hermeneutics and artistic and scientific images and a draft version of another essay/chapter.

Despite my original intent to stay confined to a writing desk, a need to escape a daily routine of writing and reading soon prompted me to leave Grunewald to go view exhibitions and museums, many of which I already know very well. It was later on that I came to realize the unique synergy between the institution of Wiko and its location, or rather the fact that a substantial part of what the Kolleg is and has to offer is determined by its location in the city of Berlin. I can only guess how this particular synergy works for scholars in other areas, but for someone who has spent the greater part of his professional life working in or for museums and involved in issues of exhibition development, museum management and cultural planning and policy, the Berlin museum and culture world offers an endless fare of intellectually stimulating experience.

Before I knew it, I was taking notes and thinking intensely inside museums or upon leaving them. I realized that what was meant as a respite from hours hunched over the computer in my study turned out to be another, parallel track of work, related to the second part of my professional interests, not directly related to my project at Wiko – issues of museology and cultural politics. As an author and curator of a major exhibition project on

Images of Mind/Mind of Images, which will try to create a composite portrait of the mind by juxtaposing different kinds of artistic and scientific images, I was intrigued by two major exhibition projects that juxtapose very diverse exhibits around a particular topic, trying to analyze and understand why one of them – (*Schmerz* at Hamburger Bahnhof) – fails, while the other (*Das abc der Bilder* in the Pergamon Museum) succeeds. The newly reconstructed Bode Museum and new displays in the Altes Museum offered ample opportunity for studying modes of display and strategies of presentation.

To anyone involved in museums and history, contemporary Berlin offers a unique opportunity to study the politics and pragmatics of the representation of history in the museum and how the medium of exhibition is used to represent recent history and to stimulate discourse on public memory. I was particularly intrigued by the bold attempt to create a classic historical narrative exhibition, spanning the entirety of German history, in the new permanent exhibition in the Deutsches Historisches Museum; and having left the museum after three hours, totally exhausted, I decided to reserve judgment for repeated visits. Of particular interest to me were the new exhibitions on the recent past. Having first come to (East) Berlin in 1982 and having returned countless times both before and after 1989, I realized I am a tiny part of living memory of Berlin's recent past. Observing and closely comparing different attempts to represent and recreate this past and especially the phenomenon of the GDR was enormously rewarding and instructive professionally, but also enriching personally. The newly opened GDR museum mostly confirmed what could have been expected – an experiential tour for mass tourism, mildly amusing and, given the genre, working surprisingly well. Looking forward to see the exhibition on *Parteidiktatur in der DDR*, I was profoundly disappointed by the overambitious, incoherent show that, trying to encompass everything, failed to deliver any substantial message about the substance of Party dictatorship or the nature of the East German regime. But that was more than compensated when, driving home on my last day, I stopped in a former Stasi headquarter – turned museum – in Berlin Lichtenberg. The *genius loci* of the compound, combined with the simplicity of the seemingly old-fashioned, almost amateurish display of mostly documents and photographs revived the spectre of the East German regime in an almost hallucinatory vividness.

The ongoing developments in museums and monuments in Berlin offer countless opportunities to engage specific problems of representing the past – issues of museology, presentation and historical interpretation. But as someone who was involved in museum management and culture planning, I was forced to ponder yet again the broader significance

of the lesson that developments in Berlin culture infrastructure provide. More than before, I came to realize the profundity of the gap between the way Germans on different levels – from state-sponsored museums to local foundations and citizen groups – systematically explore different ways of portraying and re-presenting their recent past (and thus coming to terms with it), on the one hand, and the sustained mismanagement of cultural capital and almost total absence of any concentrated effort to represent the communist past in my own country, on the other hand. In the end, I value the result of my interactions with Berlin museums and monuments – although for the time being scattered in notes and drafts for a volume on museums and monuments in postcommunist Czechoslovakia – as much as a work on my “official” Wiko project.

The true significance and privilege of being able to spend some time at the Wiko fully appears only as the experience itself turns into memories, against the reality of one’s usual routine and duties. One key aspect that makes the Wiko experience so unique and memorable, however, has become apparent to me only after a few weeks: the efficient professionalism of all *Mitarbeiter* coupled with their friendliness. The way they managed to dismantle any notion of barrier between the personnel of the host institution and the visiting scholars, while always being able to respond quickly and efficiently to any request or question, I found truly remarkable. To them, ultimately, I am most grateful for making my brief stay at Wiko so memorable and rewarding.



DOING AND TIME
SUNIL KHILNANI

Born in 1960 in New Delhi, India. Starr Foundation Professor of South Asia Studies, Johns Hopkins University, Washington, D.C. Studied English Literature and Social Political Sciences at Trinity Hall, Cambridge and at King's College, Cambridge. Publications: *Arguing Revolution: the Intellectual Left in Post War France* (1993), German translation: *Revolutionsdonner: die französische Linke nach 1945* (1995). *The Idea of India* (3rd ed. 2005). *Civil Society: History and Possibilities* (with Sudipta Kaviraj, 2001). – Address: The Paul H. Nitze School of Advanced International Studies, Johns Hopkins University, 1619 Massachusetts Avenue NW, Washington DC, 20036-2213, USA.

At its most schematic, there are at least four distinct temporal dimensions to my year spent at the Wissenschaftskolleg, and they might be set out as follows:

Time spent doing what I was supposed to be doing.

Time not spent doing what I was supposed to be doing.

Time spent doing what I was not supposed to be doing.

Time spent not doing what I was not supposed to be doing (the last might, though not necessarily, overlap with the first).

Time, it might appear, was much on my mind. In fact, it wasn't. That was one of the many gifts of the Wiko.



METAMORPHOSIS: HOW DID I BECOME AN ACADEMIC?

TOMASZ KIZNY

Tomasz Kizny, born in Poland in 1958, is a photographer working in the fields of documentary photography and visual arts. In 1982, he was the founding member of the independent photo agency “Dementi”, an underground organization of independent photographers established following the implementation of martial law in Poland and working till 1991. In 1986–2003, he carried out a long-term photographic project devoted to the Gulags in the USSR. The main themes of this work were published in the book *Gulag*, preface: Norman Davies, Siergiei Kovaliov and Jorge Semprun (Paris 2003, Hamburg, Milan, Barcelona, New York 2004, Moscow 2007). Tomasz Kizny’s project “The Passengers”, completed in 1998–2002, is a relevant gallery of people, inhabitants of metropolises at the turn of the millennium, and consists of an extensive series of portraits of underground passengers in Moscow, Warsaw, Berlin, Paris and New York. His works have been presented at numerous individual and group exhibitions. Tomasz Kizny lives and works in Wrocław, Poland. – Address: ul. Wieckowskiego 25 m. 19, 50-431 Wrocław, Poland.

At the beginning there were doubts and fears – what am I doing here, an outsider, an artist with no academic experience? Did they make a mistake inviting me? Am I going to be shamed?

I came to Wissenschaftskolleg with a pretty straightforward project to complete – the photo documentary book *The Great Terror in the USSR 1936–1938* – and to prepare a follow-up photographic exhibition.

Then discussions started. The Image Science Focus Group was an eye-opener for me. Although the group disintegrated, informal talks with Ulrich Keller and Lisa Parks went

on. In the process, my project assumed an almost entirely different face. The historical photographic material will stay the core part of the book/exhibition, but now my project is going to explore new aspects of the problem: the relationship between construction of collective memory and photographic image, the problems of photo documentary objectivity, potentials and limitations of photography, a deeper exploration of historical context. These discussions and very good feedback after my Tuesday Colloquium, both from Fellows and Wiko staff, solidified my belief that emotional empathy is one of the principal gates to memory. In other words, photographic evidence adds to the existing oral-history projects and scholarly research the kind of visual dimension that can impart a factor of concreteness and emotional strength to memory efforts.

In a way, my experience has been a Wiko dream come true. Cooperation with colleagues has changed the shape of my work. Discussions with Ulrich Keller convinced me to undertake a new stage of the project: to supplement the historical picture material with present-day photographs of my own. My intention is to create an extensive portrait series of eyewitnesses or “heirs” of the Great Terror, mainly the children of the victims, as well as present-day photographs of the secret killing fields and mass graves in Russia. I actually used this method in my previous book, *Gulag*. Discussions with Horst Bredekamp furthered my understanding of theoretical issues concerning the image, visual documentation and related questions. Discussions with Lisa Parks resulted in thematizing problems of witnessing, memory and trauma.

And so these wonderful colleagues are to be blamed for the fact that the book is not finished. The new book, in progress, will reflect this collaboration. Ulrich Keller agreed to join up with me to write the introductory essay, as well as to cooperate through the duration of the next stage of my project.

In the spirit of mutations, which we elected as a leitmotif of our year, my Wiko colleagues have conspired to make me (almost) into an academic. Lisa Parks even made me a subject of her forthcoming essay, “In the Wake of the Gulags: Worlds of Forced Labor and the Photography of Tomasz Kizny” for a *Moving Testimonies* volume edited by Janet Walker.

In addition to my unexpected transformation, I have also prepared the Russian-language revised edition of the *Gulag*, published October 2007, Rosspen, Moscow, and I have exhibited at Wiko “The Passengers”, a series of portraits of subway travelers in Moscow, Warsaw, Berlin, Paris and New York, thanks to Corina Pertschi who had the idea and organized the exhibition.

The luxury of time offered by Wiko allowed me to realize a long-cherished dream. Together with my friends from the former “Dementi” Independent Photographic Agency, which worked for seven years in the underground in Poland (1982–89) documenting “Solidarity” strikes, demonstrations, social resistance and then the collapse of communist systems in Central Europe, we have established this year a Foundation “Dementi”, devoted to carrying out documentary photography projects and exhibitions in my city Wrocław in Poland.

I can hardly find words to express my gratitude to the Wissenschaftskolleg and its staff for offering me so fruitful a time.



THE STEPPING STONE JOACHIM KURTZ

Joachim Kurtz was born in 1968, in Issum, Germany. He is Professor of Zoology at the University of Münster. He studied Biology at the Universities of Göttingen, Cologne and Bonn. After several years as a postdoctoral scientist at the Max Planck Institute of Limnology in Plön, he worked as a scientist at the ETH Zürich, Switzerland. He has published in an interdisciplinary area of Evolutionary Biology, Ecology and Immunology. As a member of the “Faculty of 1000 Biology” and by organising several conferences, he has helped shape the field of “Evolutionary Immunology”. – Address: University of Münster, Institute for Evolution and Biodiversity, Hüfferstr. 1, 48149 Münster.

Conservation biologists are fond of “stepping stones”. These are small habitats helping endangered species to survive in an increasingly damaged and polluted environment that is over-used by human economic activity. Like protected islands in an otherwise rough and inhospitable milieu, stepping stones provide these frightened creatures with a retreat area to recover and refuel energy for their next big step.

The Wissenschaftskolleg zu Berlin also protects an endangered species: The scientist – as a thinker! Nowadays a scientist’s life seems to be increasingly indistinguishable from the life of a businessman. The modern scientist appears to be constantly hunting for research money, trying to sell scientific results in high-impact journals and juggling with terms that become more and more indistinguishable from the stock market report. Time to think is becoming rare ... What a pleasant difference at the Wissenschaftskolleg!

For me personally, the Wissenschaftskolleg was a stepping stone in an even more concrete way: I was migrating from the ETH Zürich, Switzerland, to a new professorship at

the University of Münster, Germany. On the way I refuelled my creative reserves at the Wissenschaftskolleg from October 2006 to March 2007. On the one hand, and for sure, these months in Berlin were extremely helpful for me to survive the following stressful phase of starting a new research group, setting up new laboratories, preparing teaching, etc. On the other hand, my situation “on the move” also prevented me from fully benefiting from what the Wissenschaftskolleg had on offer, intellectually. It was, so to speak, a good thing – but at the wrong time. With the new position and all the workload on the horizon, I did not experience my time at the Wissenschaftskolleg as calm and graceful, as it is found in so many of the Fellow reports. I wish I could come back when times are more adequate!

My time in Berlin was also a stepping stone (or should I here rather say a springboard?) in yet another direction, namely into family life. Our little son was born just 3 months before we arrived in Berlin and I will never forget all the fantastic experiences of him entertaining the staff and Fellows, who were all so extremely nice and helpful, making the Wissenschaftskolleg also a fantastic place for children.

But let’s start at the beginning. In the fall of 2003, Rüdiger Wehner invited me for a talk to the University of Zurich. He was interested in my finding that copepods, which are tiny crustaceans, appear to be capable of reacting with specific immune memory against parasites. This finding was absolutely contrary to prediction, since it was known that invertebrates (such as copepods) do not possess any of the mechanisms that are responsible for immune memory in vertebrates (such as humans), and alternative mechanisms were unknown by that time. Interestingly, a workshop we had at the Wissenschaftskolleg in February 2007 neatly showed how wrong the initial scepticism against specific immune memory in invertebrates was, since almost all the participants worked on amazing examples of alternative mechanisms for immunological specificity that were now being elucidated (no more than 5 years later!). Rüdiger Wehner, Permanent Fellow of the Wissenschaftskolleg, seemed to be open-minded for such results that break the rules. Since I experienced him as a very enthusiastic and inspirable scientist with an amazingly broad range of knowledge, he had no difficulty enthusing me for the idea of assembling a group of open-minded scientists to address questions of evolutionary immunology at the Wissenschaftskolleg. I became even more enthusiastic when it became clear that I would have the chance to co-convene this Focus Group *Evolutionary Immunology* with Paul Schmid-Hempel, one of the founders of this expanding field of research. What we might have underestimated was the hard work to follow. Everybody whom we approached as potential Fellows was truly enthusiastic about coming to the Wissenschaftskolleg, but it appeared to be especially difficult

for experimental scientists running large labs to leave for a whole year. Finally, we successfully brought together a group of fantastic younger and more advanced experts working experimentally and theoretically on diverse complementing fields of ecological and evolutionary immunology. Some of them would stay for the whole year, while others could not afford more than a month or so away from their labs, which somehow runs counter to the idea of the Wissenschaftskolleg as an intellectual retreat from day-to-day stress.

Starting with big plans – that our group would redefine the field of evolutionary immunology and would write at least one book about that – I was soon persuaded that this was probably not the right direction to go. We decided instead to freely drift into the discussions at the Wissenschaftskolleg and then see what happened. In general, this turned out to be a good decision, since what makes the Wissenschaftskolleg special is its openness for the unexpected, rather than a predefinition of something carefully planned beforehand. For example, the ample opportunities for discussion with theologians, social scientists and philosophers on topics we as biologists would never have thought about, or at least not the same way. Or the many fantastic Tuesday colloquia that were such a different experience from what biologists encounter in their normal seminars and conferences.

In the end, most members of our group were very productive – but I am not sure about me. Even my main project, an introductory textbook for the field, to be written together with Paul Schmid-Hempel, was barely begun when I left Berlin in March. After all, the many positive feelings resulting from my time on this stepping stone were thus mixed with a persisting, unpleasant feeling of not having achieved my goals there. Somebody (who was it?) said, the correct measure for productivity resulting from the Wissenschaftskolleg should be taken not immediately after, but ten years later. So, let's reconsider this question in ten years ... At least there is one thing I am sure about: scientists need stepping stones!



KOMPONIEREN HEISST NACHDENKEN HELMUT LACHENMANN

Geboren 1935 in Stuttgart, Studium an der dortigen Musikhochschule bei Jürgen Uhde (Klavier) und Johann Nepomuk David (Kontrapunkt, Komposition), danach privat zwei Jahre bei Luigi Nono in Venedig. Erst Teilnehmer, später öfters Dozent bei den Darmstädter Ferienkursen für Neue Musik. Seit 1966 Aufführungen seiner Werke: Musik für Orchester, Kammermusik, darunter drei Streichquartette, Vokalwerke, eine Oper „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern (UA 1997). Lehrtätigkeit in Ludwigsburg, Basel, Hannover und Stuttgart. Eingeladen zu Kompositionskursen in vielen Ländern, demnächst in mehreren Universitäten der USA und in Kanada, sowie Gastprofessur an der Harvard University. – Adresse: Schillerstraße 69, 71229 Leonberg-Höfingen.

Mitte Februar 2007 kam ich zum zweiten Mal als Fellow ans Wissenschaftskolleg, finster entschlossen, diesmal zu komponieren, nachdem ich meinen letzten Aufenthaltsbericht vor fünf Jahren „Über das Nichtkomponieren im Wissenschaftskolleg“ betiteln musste.

(Tatsächlich erwies sich jene Zeit als letztlich fruchtbare Inkubationsphase für ein größeres Orchesterwerk mit dem Titel „Schreiben“, das ich unmittelbar nach meiner damaligen Abreise aus Berlin skizzierte und noch im selben Jahr ausarbeitete. Es ist unlängst auch in der Berliner Philharmonie aufgeführt worden.)

Die Hindernisse, zumindest für mich, am konzentrierten, selbstvergessenen Arbeiten, damals wie jetzt, sind zugleich die Faszinosa, die dem Wissenschaftskolleg seine unverwechselbare und unersetzliche Strahlkraft und Bedeutung geben: die alltäglichen Anregungen und Begegnungen mit so verschiedenen Geistern, die aus allen Richtungen mich

an die Möglichkeiten erinnerten, den eigenen Horizont zu öffnen. Kaum erneut in diesen Zauberkreis geraten, hatte ich nicht die geringste Lust, mir irgendetwas entgehen zu lassen.

So ist zwar, um es gleich zu gestehen, besessen gearbeitet, aber auch diesmal keine Komposition beendet worden. Mitten in den Vorbereitungsarbeiten an meinem Projekt für Stimme und Klavier – eine Unternehmung, die in meinem Fall der „Quadratur des Kreises“ entspricht – merkte ich, dass ich ohne die experimentierende Beschäftigung mit dem real gespielten und gesungenen Klang nicht weiterkommen würde bei der Bewältigung des Problems „singende Stimme“ im Zusammenhang mit einem eigenwilligen Musikdenken, wie dem von mir entwickelten, welches sich bislang dem gesungenen Ton als vorweg „emphatischem“ Ereignis a priori versperrt hat. Wer sich vornimmt, in jedem Werk den Musikbegriff selbst neu zu „buchstabieren“, dem wird die singende Stimme zum Problem, weil sie schon mit musikalischer Expressivität geladen ist, bevor sich der Komponist, mit welchem kreativen Ansatz auch immer, ihr überhaupt nur genähert hat.

Schon vor zwei Jahren hatte ich einen unbeholfenen Versuch gemacht. Die damals entstandene, nachher von mir selbst verschmähte Partitur hatte ich aber doch nach Berlin mitgenommen, zumal sie mich, gerade als nur halb geglückte, an alle Aspekte jener oben beschriebenen Problematik erinnerte und „gemahnte“. Ich machte eine Reihe ungeordneter, punktueller Entwürfe: eine Art charakteristisch eingegrenztes „brain-storming“. Dann rief ich die Sängerin Sarah Leonard in London an, eine wunderbare „hohe“ Sopranistin aus meiner Oper „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern“, die mir damals auch den Floh ins Ohr gesetzt hatte, „Lieder“ für sie zu schreiben. Sie kam nach Berlin für zwei Tage und wir experimentierten im Kolloquiumssaal. Christian Schmitz hatte mir die Geräte für die Aufnahme überlassen, und inzwischen ist die Ausbeute dieser beiden Sessions auf CD gebrannt und wird mir wertvolle Anregungen geben, wenn ich im August in meinem italienischen Arbeitsdomizil an die Ausarbeitung gehe.

Ein weiteres kompositorisches Projekt, dessen Verwirklichung noch in einiger Ferne liegen dürfte, aber mich schon jetzt beschäftigt, ist ein zweiter Versuch mit Musiktheater. Die Begegnung mit einem jungen Dramaturgen anlässlich des Wiko-Konzerts mit dem Kussquartett und meinem dritten Streichquartett hat dies zwar nicht aus heiterem Himmel verursacht, aber doch ausgelöst. Seither lese ich zum zweiten Mal Stifters *Nachsommer*, diesmal mit dem Bleistift in der Hand, erlebe die gespenstische Ambivalenz dieser mit Sprengstoff geladenen Idylle, und warte ab, was mit mir passiert.

Die knapp sechs Monate meines Aufenthalts waren darüber hinaus reich gefüllt und erfüllt. Auf die Begegnungen mit den Fellows einzugehen, würde den Schreiber und den Leser dieses Berichts überfordern, wenn es nicht im Telegrammstil geschehen soll.

Erwähnen möchte ich doch – neben der Freude, Martin Kaltenecker angetroffen zu haben, dem ich mich vielfach verbunden und verpflichtet weiß – die ständige Nähe zu und häufige Begegnung mit meinem Freund und bewunderten Komponisten Toshio Hosokawa und seiner gleichfalls – und absolut eigenständig – komponierenden Gattin Noriko Miura. Hosokawa, den ich seit Jahrzehnten kenne und dessen Musik ich liebe, hat, wenn er überhaupt Skrupel wie die meinigen je gehabt hat, diese durch eine unglaubliche Disziplin in Schach gehalten und seiner Produktivität in dieser Berliner Zeit konnte ich nur beschämt zusehen. Wir sind verschieden angelegt, nicht nur wegen der unterschiedlichen Landschaften, die unsere Entwicklungen geprägt haben. Er ist ein ständig inspirierter „Poet“, der seinen unmittelbaren Klangvisionen vertraut; ich dagegen bin ein ständig der eigenen Spontaneität misstrauender Strukturalist, der hofft, beim Suchen und Aufbrechen der vertrauten Klangwelt von Unerwartetem überrascht und in unvertraute Klang- und Denklandschaften getrieben zu werden.

Das habe ich für meine Umgebung thematisiert, als ich gegen Ende der Wiko-Zeit den Fellows ein Kolloquium quasi aufdrängte, in dem ich über „Struktur und Magie in der Musik“ ein Referat hielt, in deutscher Sprache, gespickt mit Klangbeispielen, die das Hören auf die innere Anatomie dessen lenken sollten, was zuvor vertraut schien. Ich hoffte, dadurch unter denkerisch hochkarätigen Nicht-Musikern ein Gespräch bzw. einen Gedankenaustausch in Gang zu setzen, der meine Gedanken über das, was den europäischen Kunstbegriff bestimmt, in Abgrenzung zum gefährlich nah angesiedelten Begriff des Entertainments und zugleich zur außereuropäischen „Kunst“, kritisch präzisieren helfen sollte.

Diskussionsansätze kamen danach zustande – aber die Wiko-Zeit war doch so gut wie vorbei. Ich habe indes Grund zu der Hoffnung, dass mit dem einen oder dem anderen die Gespräche weitergehen und weiterführen werden.

Dieser sanfte Überfall auf die Fellows stand im Zusammenhang mit meinem Bedürfnis, in der Gesellschaft, wie auch immer, eine Diskussion bzw. ein Nachdenken über den nach meinem Eindruck mehr und mehr dem Unterhaltungsmedium angepassten und so verfälschten Kunstbegriff in Gang zu bringen. Ich hatte mich in diesem Zusammenhang in Berlin mit der ehemaligen Kulturbeauftragten Christina Weiß verabredet, die sich hochinteressiert an diesem Problemkomplex zeigte und konkrete Schritte erwägt, ebenso wie

auch der ehemalige Innenminister und mir freundschaftlich verbundene Gerhart Baum, den ich hier in Berlin traf. Die Herausgeberin der Musikzeitschrift *Positionen*, Frau Gisela Nauck, ist ebenfalls interessiert und dabei, eine Reihe öffentlicher Podiumsgespräche, nicht nur mit Komponisten, sondern auch mit Vertretern anderer Sparten sowie mit kulturpolitisch Verantwortlichen zu organisieren. Aus Brüssel besuchte mich der Kunsthistoriker Hans A. De Wolff, der für die Brüsseler Akademie der Schönen Künste und Wissenschaften vor einem Jahr in Brüssel ein international bestücktes Symposium über die Rolle der Künstlers im modernen Europa veranstaltet hatte und diese Diskussion weiterführen und ihre Brisanz der Öffentlichkeit vermitteln will. Im gleichen Zeichen stand auch mein öffentliches Gespräch mit dem von mir hoch verehrten Philosophen Albrecht Wellmer an der Akademie der Künste und mein Besuch der Musikwissenschaftlerzunft an der Humboldt-Universität. Auch meine Mitwirkung beim Symposium für den Komponisten Hans Zender in Form eines Gesprächs geriet mir zu einer Verteidigung des strukturalistischen Gedankens, der nach meiner Überzeugung weit über Insider-Aspekte hinausgeht und ohne dessen Bewusstmachung die Erfahrung von Musik als Kunst in einer standardisierten irrationalen Erbauung stecken zu bleiben droht, was sie im Zeitalter der Quoten und der kommerziellen Existenzkriterien abschussreif macht. Die seicht gestylten Klassikprogramme vieler Rundfunkanstalten, die Bedrohung der Orchester, die absurde Gründung von „Pop-Akademien“, die erbarmungslose zunehmende Ausgrenzung der sogenannten „E-Musiker“ in der GEMA, wo im Aufsichtsrat nur noch die „U-Musiker“ das Sagen haben, sind deutliche Warnsignale. Und die Komponisten sind ebenso hilflos, wie die meisten Kulturverantwortlichen ignorant und gleichgültig sind. Genug hiervon.

Im Mai wurde im Konzerthaus in zwei Abonnementkonzerten mein Schlagzeugkonzert „AIR“ gespielt, mit Christian Dierstein als Solisten und Lothar Zagrosek als Dirigenten. Natürlich wirkte ich bei der Einstudierung bzw. der Einweisung der Orchestermusiker mit.

Deren Kooperationsbereitschaft hat erheblich zugenommen – aber das Leiden an der Irritation ist bei vielen geblieben ...

Im Juli spielte der englische Pianist Nicolas Hodges meine Klaviermusik im Max-Planck-Institut in Dahlem, wo ich amerikanische Komponisten kennenlernte, die an der Harvard-Universität unterrichten und mich im Hinblick auf meinen dreimonatigen USA-Besuch im kommenden Frühjahr berieten.

Der Versuchung, über wertvolle Begegnungen mit einzelnen Fellows zu berichten, werde ich schweren Herzens weiterhin widerstehen müssen. Jedenfalls haben sich auf diese Weise Freundschaften angebahnt, die gepflegt zu werden verdienen.

Meine Ausflüge ins kulturelle Leben Berlins hielten sich in Grenzen: „Parsifal“, der zehnstündige „Wallenstein“, ein Konzert mit Nonos „Como una ola di fuerza y luz“, zusammen mit Verdis „Sacri pezzi“, ein Abend mit Werken junger Berliner Komponisten.

Die Aufführungen der Mahlerschen Sinfonien musste ich verpassen; aber immerhin saß ich vor Beginn dieser Reihe zusammen mit Daniel Barenboim und dem Mahler-Biographen Jens Malte Fischer im Apollo-Saal des Theaters Unter den Linden auf dem Podium, als das Mahlersche Gesamtwerk im Hinblick auf diese Aufführungen diskutiert wurde. Anregend auch die Begegnungen mit Berliner Musikern, mit dem Pianisten und Komponisten Stefan Litwin, den Komponisten Aribert Reimann, Erhard Großkopf, Friedrich Goldmann und anderen.

„Eskapaden“ gab es mehrere, darunter im März die Kuratortätigkeit für eine Konzertreihe in Salzburg mit der dortigen Camerata, wobei abenteuerlichste Werkzusammenstellungen das Hören und das Denken in Bewegung setzen sollten – z. B. Mozarts Gran Partita, Beethovens Harfenquartett, Nonos elektronische Auschwitz-Musik, und mein Klarinettenkonzert „Accanto“, Bachs Goldberg-Variationen und Schuberts „Winterreise“. Später die Reise nach Porto und Lissabon zu Konzerten und Workshops. Nicht zu unterschlagen die CD-Aufnahmen meiner drei Streichquartette durch das angereiste Salzburger Stadler-Quartett in einem Spandauer Tonstudio. Man hatte für mich dort ein Hotelzimmer reserviert, um mir die tägliche Fahrerei zwischen Grunewald und Spandau zu ersparen, mit dem Effekt, dass ich fast jede Nacht, wenn mich im Hotelzimmer die Trübsal überkam, gegen drei Uhr morgens aufsprang, Jacke und Hose über den Pyjama zog, und in meinem alten Mazda durchs nächtlich verkehrleere Berlin zur Koenigsallee zurückraste, in meiner schönen Wohnung mich auf den Balkon setzte, die eingegangenen E-Mails las, beantwortete und gegen fünf Uhr, bevor der Berufsverkehr die Rückreise erschwerte, wieder nach Spandau fuhr, um dort im Hotel noch zwei Stunden zu schlafen, bevor die Aufnahme-Kontrollpflichten riefen.

Ich breche ab und sage Dank allen Mitarbeitern dieses wundervollen Instituts und seinen Leitern und werde bestimmt immer wieder den Weg dahin zurückfinden.



A YEAR OF GIFTS, 2006–2007
HARRY LIEBERSOHN

Born in 1951 in Washington, D.C.; Ph.D., Princeton University, 1979; since 1990 a member of the Department of History, University of Illinois, Urbana-Champaign. Among his publications are *The Travelers' World: Europe to the Pacific* (Harvard University Press, 2006); *Aristocratic Encounters: European Travelers and North American Indians* (Cambridge University Press, 1998; paperback 2001); *Fate and Utopia in German Sociology, 1870–1923* (MIT Press, 1988, hardback and paperback); “Religion and Industrial Society: The Protestant Social Congress in Wilhelmine Germany.” *Transactions of the American Philosophical Society* (76, 6, 1986); “My Life in Germany Before and After January 30, 1933”: A Guide to a Manuscript Collection at Houghton Library, Harvard University. *Transactions of the American Philosophical Society* (91, 3, 2001, co-authored with Dorothee Schneider). – Address: Department of History, University of Illinois, 810 S. Wright St., Urbana, IL 61801, USA.

One of the last events of the year was also a summation of much that came before. In mid-July Helmut Lachenmann led a colloquium on the “suspended magic”, as he called it, of contemporary music. It was enchanting to hear him analyze a piece by Webern and stimulating to hear the critical discussion that followed; I left the room reminded of what a gift it was to spend the year as part of the Wiko community. We were unusually blessed with three composers this year, Toshio Hosokawa and Noriko Hosokawa as well as Helmut Lachenmann; the performances of their work, complemented by the photography of Tomasz Kizny, led us out of the narrows of our areas of expertise to the expansive human conversation that is what we mean by culture.

My own time was taken up above all with my research and writing of a complete first draft of a book on the discourse of gift-giving. Central to the book is Marcel Mauss's famous essay, *The Gift*, published in 1925; from there I worked backward in time to Hobbes (with glances further backward as far as classical antiquity) and forward to the most recent critical discussions of gift-giving and its role in contemporary societies; I looked inward to the gift-giving practices of Western societies and outward to Oceania, the American Northwest, and India. Contrary to the long-held belief that "primitive" societies exchange gifts while modern societies have market economies, empirical research has revealed hard bargaining in tribal societies and ongoing philanthropic, charitable, and other gift practices in capitalist societies. Contrary to the dominant view of gifts as a means to social integration, gifts are a volatile medium that can lead to violence as well as to peace; but whether they are a source of grace or conflict, we cannot dispense with them and would do well to understand them.

The generosity of the staff members appeared to me almost as a laboratory of gift-giving at its best; they were a reminder of the peaceful and fruitful potential that Mauss, in the concluding pages of his book, desperately wished to activate in the divided Europe of his time. Their dedication to our work made *us* feel that our work must indeed be important – and that we should live up to their confidence in us.

The Fellows showered gifts of knowledge and friendship on one another. It takes a special alchemy to transform the shared challenge of separating five kinds of trash at the Villa Walther into a subject for wit and skit that lasted right to the end-of-year party. The same generosity extended to our work: with pleasure, we helped one another with translations, travel advice, tips for working in foreign archives, working through difficult patches of one's project – whatever it was, we collaborated.

A year in Berlin was a gift in its own right. The effervescence from opera, theater, museums, and concerts carried over to our table conversations, where we cheered each other on to find the right *Magic Flute* performance or weighed the qualities of the newly re-opened Bode Museum. More specifically for my own work, I savored the chance to visit Berlin's ethnological museum, with its great collections and its historical ties to Franz Boas, who began his career there before emigrating and shaping American anthropology. Two Berlin university locales, the Berlin Seminar for Comparative European History (Prof. Jürgen Kocka, Prof. Hartmut Kaelble, Free University) and the seminar "Risiken des Kulturbegriffs: Religionsanthropologie gestern und heute" (Prof. Renate Schlesier, Free University), invited me to present my work. Professor Lorraine Daston of the Max Planck Insti-

tute for the History of Science generously invited me and other Wiko Fellows to take part in a late July colloquium on radical breaks in twentieth-century music, philosophy, and natural science that turned into a most stimulating workshop. The Wissenschaftskolleg itself sponsored one event after another that made this an exciting year for the Fellows; I will only mention Stefan Litwin's performance and discussion of Schumann, and the Artemis Quartet concert, as two that especially appealed to me. Every Fellow will have his or her own list of the Wiko evenings and other Berlin events that have challenged them to add new ingredients to their hometown recipes.

As a center of learning, Berlin is inseparable from the name of Wilhelm von Humboldt, the intellectual founder of its first university. Just by following its own agenda, the Wissenschaftskolleg creatively re-creates his cosmopolitanism and his belief in a dialogue of all disciplines.



A COMMUNITY OF (NATURALIZED?)
MINDS
BÉATRICE LONGUENESSE

Béatrice Longuenesse studied at the Ecole Normale Supérieure (Bd Jourdan), the University of Paris-Sorbonne, and Princeton University. Agrégée de philosophie (1973), Docteur de Troisième cycle (1980), Docteur d'Etat (1992) en philosophie. After beginning her teaching career in France (Ecole Normale Supérieure, Universités de Paris IV, de Franche-Comté, de Clermont-Ferrand), in 1993 she accepted a position at Princeton University, where she received tenure as a full professor in 1996. She moved to New York University in January 2004. Her most recent published books are: *Kant on the Human Standpoint* (2005) and *Hegel's Critique of Metaphysics* (2007). After focusing her research on classical German philosophy, she is now interested in contemporary issues in philosophy of mind, especially problems concerning the nature of self-consciousness and our notion of personal identity. – Address: Department of Philosophy, New York University, 5 Washington Place, New York, NY 10003, USA. E-mail: beatrice.longuenesse@nyu.edu

I arrived at the Wissenschaftskolleg with the project of writing a book on self-consciousness and personal identity. I wanted to explore the ways in which concepts that first emerged in the philosophy of Kant, in particular the distinction between consciousness of oneself “as subject” – our consciousness of ourselves as the agents of cognition and action: *who* knows, *who* acts – and consciousness of oneself “as object” – our consciousness of ourselves as *what* we know or sometimes even *what* we act upon – have found new prominence in the very different context of contemporary analytic philosophy. I also wanted to explore what psychology (especially in its new development as neuroscience), recent studies of animal behavior, and psychoanalysis can tell us about those concepts. I was especially inter-

ested in the relation between our use of the word “I” and the various ways we are conscious of ourselves. Finally, my plan was to use this full year of idyllic peace to do the kind of continuous and in-depth reading that the normal grind of academic life makes impossible. My ambition was to read Ludwig Wittgenstein’s and Sigmund Freud’s complete works from cover to cover.

Needless to say, the latter at least I did not do. So what did I do?

First I had to clear the decks. Shortly after my arrival, I received the proofs of my new book on Hegel (*Hegel’s Critique of Metaphysics*) from Cambridge University Press, for which I still needed to do the proofreading and indexing. As early as the end of October, I thus had the satisfaction of being able to sign my first work completed at the Wissenschaftskolleg, which is now just out of the press. Reading today my thanks to the Wissenschaftskolleg in the Preface to the book, I remember those luminous October days and my astonished discovery of this extraordinary place, of the friendly and supportive community of Fellows, and of the wonderful team of *Mitarbeiter* who served as our god-fairies all year.

Another step in clearing the decks was to write my responses to commentators’ remarks on my 2005 book, *Kant on the Human Standpoint*, for an “author meets critics” session that was to be held at the December meetings of the American Philosophical Association in Washington. I also had to go back to New York for a few days in November for the conference on “Issues in Modern Philosophy” that my colleagues Don Garrett, John Richardson, and I organize each year at New York University. Finally, I had to complete the editorial work on a volume on *Kant and the Early Moderns* that I am co-editing with Dan Garber for Princeton University Press. Dan and I just completed our editorial work on the book this month. This will be another volume that bears my heartfelt thanks to Wiko for having provided the most supportive of environments for its completion.

But of course what really mattered to me was to get a head start on the new book project, provisionally entitled: *I, Me, Mine: Variations on Self-Consciousness and Personal Identity*. The first order of business in this regard was to write a paper on “Kant on the identity of persons”, which I had agreed to give at the Aristotelian Society in London long before knowing I would be coming to Wiko this year. This did count as starting the main project of this year, since it was going to make its way into a chapter of the book.

While starting work on this, I also began having regular discussions with Frank Rösler, whose project was interestingly related to mine: as a neuroscientist, he was planning to write a book on brain processes at work in what we subjectively experience as being our

own conscious decision-making. He intended to sound a new tone in the over-confrontational debate that has developed in Germany in the past few years concerning the question: Do the new discoveries of brain science put an end to any notion of freedom of the will? He and I agreed that the debate was largely based on mutual misunderstandings on the part of neuroscientists and philosophers. But when we started giving each other reading lists and discussing our respective work, we soon realized that between us, too, there were misunderstandings or, at the very least, concepts to be clarified and different starting points to be justified. In the course of our discussions, Frank asked me to be the moderator for his Tuesday colloquium talk. His presentation was given in early December and gave rise to one of the most heated discussions in any of our Tuesday colloquiums. Around the same time, Paul Schmid-Hempel started the monthly Tuesday afternoon *Tafelrunde* between Geisteswissenschaftler and Naturwissenschaftler, where we informally discussed topics of common interest between humanities and natural science. In addition to this, I attended a few of the *bio-colloquiums* in which evolutionary biologists were presenting their work to each other every Tuesday afternoon. The constant dialogue between humanities and natural sciences, not only at the *Tafelrunde* but also on the occasion of our daily lunches and extended Thursday dinners, was for me one of the most eye-opening and exciting aspects of intellectual life at Wiko.

This being so, my work took unexpected turns. Reinhart Meyer-Kalkus and Katharina Wiedemann, always on the prowl for a good intellectual *Kampffplatz* (hello again, Immanuel Kant!), asked Frank Rösler and me to be jointly interviewed by Ralf Grötter for *Köpfe und Ideen*. The idea was that Ralf would have a conversation with us and then write up a fictitious dialogue that he would submit to both of us for final editing. The editing actually became a rewriting and reformulating of our respective views, a formative experience for me both philosophically and linguistically. I learned the hard way that my German left much to improve, as I did again when we also prepared a more extended dialogue, this time on our own, for one of the Wednesday evening public lectures at Wiko, which we entitled: "Neurone vergeistigen: Geist und Gehirn im Gespräch" (the best translation we found for this: "Minding Neurons: A Dialogue Between Mind and Brain").

This gave me the idea for what I now think will be the final chapter of my book, whose title will be in the form of a question: "naturalizing the mind?" There are two related questions here: 1) To what extent can we suppose subjective mental phenomena to obey universal natural laws? 2) To what extent are the methods and concepts of natural science applicable to the study of subjective, mental phenomena? I take myself to be unreservedly

naturalist and monist with respect to the first question, and pluralist with respect to the second – nature is one, we have every reason to think that human behavior and mentality are, like everything else in nature, subject to universal causal laws; but the methods and concepts applicable to each domain differ, sometimes radically. In our joint lecture I described my position as a combination of “ontological monism” and “epistemic dualism” – I now think “epistemic pluralism” would be a more apt description.

My talk for the Tuesday colloquium (“I, Self, Identity”) was another ground-breaking experience for me. Presenting my project to an audience of extremely smart people with no previous familiarity with the philosophical traditions and concepts presupposed in my discussion meant that I had to rethink practically from scratch just *what* was the import and the broader meaning of what I was doing. Preparing this talk in early May, I was thinking back to the utterly baffled looks I received at lunch in October when I tried to explain the distinction between consciousness of oneself “as subject” and consciousness of oneself “as object” to biologists. I was remembering Paul Schmid-Hempel’s gently ironical remark: “When a biologist hears “‘I’ as subject, ‘I’ as object’ he phases out then and there and thinks: that’s not for me!” And I realized what a long way I had come. Presenting my views in such a context now seemed very far from easy, but nevertheless quite natural, just what a philosopher should be prepared to do. I was helped in the endeavor by the relentless probing and questioning of Pierre-Michel Menger, on whom I inflicted several preliminary drafts of my paper, and by Frank Rösler, who patiently answered my questions about Oliver Sachs’s “disembodied lady”, one of the examples I was using in my discussion of self-consciousness as consciousness of one’s own body, and who gave me further reading suggestions around related issues.

On the occasion of that colloquium talk, I also did my very first power-point presentation, a pedagogical trick the biologists made a must for all of us *Geisteswissenschaftler*. I discovered how playful a presentation could be thanks to this tool, without losing any of its conceptual ambition. A revised version of the presentation has now made its way into Chapter 1 of my book (“Problems with ‘I’”). Chapter two, “Self-Consciousness and Self-Reference: Sartre and Wittgenstein” was written in June and presented on the occasion of a special lecture and seminar organized at Oxford by the *European Journal of Philosophy*. All in all, during my time at Wiko I have written or drafted four chapters. Two chapters were already written when I arrived. As I see the book project now, I have two more chapters to write, but they will call for a good deal of extra reading, which takes me back to the mammoth reading program I had at the beginning and into which I barely put a dent this

year. Still, it is a nice surprise to find out, at this point, that in its own meandering way, taking side steps that I had never expected it would take and that were elicited by the dialogues I had with so many Fellows from other disciplines during this year at Wiko, my book did acquire a structure that, in my view, is much more interesting than the one I envisaged for it when I arrived.

I benefited from my presence in Berlin in other ways too. I gave talks at Potsdam, at the Humboldt-Universität and at the Freie Universität (all in German! Thank you, Sophia Pick, for your wonderful work on the translation of my papers, and thank you Eva von Kügelgen, for the weekly sessions of intensive German, which were also an introduction to so many aspects of German culture, past and present!). I had extensive discussions with younger colleagues at the Humboldt-Universität about their own work and participated in the *Promovierung* examination of a student who in past years had spent time working with me at Princeton and New York University and was now completing her degree at the Humboldt-Universität. She received her degree *summa cum laude*, a feat her advisor, Rolf-Peter Horstmann, and myself, together with all her friends, happily celebrated with her. I also had the interesting experience of being part of the committee for the *Probe-Begutachtung* of the Humboldt-Universität for the *Exzellenz-Initiative*. In addition, being in Berlin allowed me to make short trips to London, Cambridge, and Oxford, where I greatly benefitted from the discussions that followed presentations of my work.

The above would have sufficed to make my year at Wiko extraordinary enough. But it only begins to scratch the surface of the ways in which my life was changed by being here. What made the experience completely unique was the presence of artists among us. Three composers: Noriko and Toshio Hosokawa and Helmut Lachenmann. And a photographer: Tomasz Kizny. From conversations with Toshio and the smiling, gentle presence of Noriko, from Helmut's infectious enthusiasm, imagination and sharp intelligence, from the many *Gesprächskonzerte* they offered at Wiko and at the Akademie der Künste, and also from conversations with Reinhart Meyer-Kalkus and Pierre-Michel Menger, I began to develop what I did not think was possible at this time in my life: a real, in-depth familiarity with, and enjoyment of, contemporary music.

The effect of Tomasz Kizny's presence among us was equally phenomenal. The only strictly non-academic figure in our group, he worried at the beginning that he would simply not fit in. The contrary was true. His haunting photographic, documentary, and archival work on the Gulag was prominently displayed in the lounge. As a gentle contrast, his beautifully sympathetic photographs of passengers on the subway trains in Moscow, War-

saw, Berlin, Paris, and New York adorned the walls of our colloquium room and the surrounding rooms for the whole second half of the year. All of that, and at the end of the year his colloquium talk, in which he explained his past and present work on the Gulag, was a reminder of our collective responsibility, of the seriousness of what we are about, of the beauty of human connection, and of the varieties of ways emotional, aesthetic, and conceptual intelligence can work together and enrich one another. There is simply no other place where this kind of experience could have been a daily part of my life.

I have named only a few of the Fellows from whom I learned an enormous amount and with whom I formed very special and what I think will be enduring friendships. The complete list would include many more, but such a list is not the purpose of this report. Let me just make one last mention, that of my numerous conversations with the wonderful group of German *Rechtswissenschaftler* among us, from whom I learnt not only about the history of German constitutional law and the complexities of the debates surrounding the European constitution, but also about many other aspects of contemporary Germany. Last but not least, the richness of intellectual and cultural experience at Wiko was further highlighted by numerous expeditions into Berlin for operas, concerts, museums, and also visits to reminders of the dark past of the city.

As a whole, I think this year was the exceptional experience it was because of the degree to which a number of Fellows tacitly agreed to invest in the successful interaction and multilogues of the group. This had a cost. I certainly did not write or read as much as I would have had I restricted my presence to Tuesday colloquiums and meals. Reading Fred Dretske's acknowledgements at the beginning of his book, *Naturalizing the Mind*, I was struck by his thanks to the Stanford Humanities Center, where he completed the book. "No one *ever* knocked at my door. They obviously know how to run a research institute." This is not the style of Wiko. Rather, as I see it, Wiko is a kind of academic Utopia. Forget for a while the pressure of specialization and the treadmill of business as usual. Take pleasure in the unexpected and be prepared to change course without any certainty as to what the next turn in the path will reveal. Ride the wave, do your best to keep your balance, and enjoy.

As Spinoza said in concluding his *Ethics*: "Everything very precious is as difficult as it is rare." It is only thanks to the sense of purpose, the dedication, and the intelligence of its staff, at every post – library, kitchen, computer center, cleaning team, academic services, and of course academic and administrative directors – that Wiko can be what it is. The highest wish one can form for Wiko and its future Fellows is that it should keep up its

unique combination of rigor and freedom, careful selection of each year's group of Fellows, and promotion of academic utopia.



FOCUS WITHOUT SOLITUDE
WAYNE MADDISON

Professor and Canada Research Chair, Departments of Zoology and Botany, University of British Columbia. David and Lucile Packard Fellow for Science and Engineering (1993–98); Associate and Assistant Professor, University of Arizona (1990–2003); NSERC Post-doctoral Fellow, University of California, Berkeley (1988–90); Ph.D., Harvard University (1988); BSc Zoology, University of Toronto (1980). My research arose from a fascination with the diversity of forms and behaviours of jumping spiders, which led to systematics, which led to phylogenetic theory and computer programming. My work continues to be both empirical, on spiders, and theoretical, on the use of phylogeny in evolutionary inference. – Address: Department of Zoology, University of British Columbia, 6270 University Blvd, Vancouver, V6T 1Z4, Canada.

Looking back on this year at Wiko, my mind's eye will see in the background Grunewald in shadow; the M-19 inviting us to adventures on the Ku'damm; the mango-sharp glow of stage lights as the hall hushes; voices of the past echoing off stone, glass and steel; my bicycle bags nearly bursting on the return from our little MEMA shopping; the breath of the forest filling our apartment; the Wiko restaurant dressed up for Thursday night; and my quiet office. But the foreground will be filled with faces of people. A wondrous constellation of personalities, histories, brilliances – when I close my eyes it is these stars that will shine. Have I known these people only a year?

I had, stupidly, not expected that I would react this way. Back in our home institutions, we live in what seems a constant crowd of people, meetings, deadlines, decisions. I often crave solitude. And that, I thought, was what Wiko had to offer: solitude, a chance to focus.

Focus was achieved; solitude was not, thankfully not. Seeking solitude, I found a community. I will treasure our little Wiko village always.

Our conversations, whether formal at the Colloquium or wine-warmed at dinner, stripped away years of calcification from my imagination. Here were people who weren't worried about MCMC convergence, or whether to publish in *Syst. Biol.* versus *Proc. Roy. Soc. B*. In finding what we had in common, we remembered what mattered most to each of us: the beauty of ideas. I was with people who love the way a new idea sparkles when it first appears, glows with colours as you turn it around, then goes thhhhhht as it falls into place. Our bond was a shared trust that ideas matter.

As I write this we are packing to go back home, and so I cannot yet say how I will be transformed permanently by this year. Will the glimpse of paradise lead me to insanity? Or will this year teach me how to find a little bit of paradise at my own university, to reach beyond my own building to other disciplines? At least, now I know what is to be gained by resisting calcification. Perhaps there will be a more specific effect on me: perhaps an idea, a pattern of thought, seeped in from some other discipline here at Wiko and will provoke a fruitful new direction in my work. But that is in a future hidden beyond the veil of my return.

I can, though, say what my stay at Wiko has done substantially for my research. In the 1990's there was growing interest in using our knowledge of the branching history of life's genetic descent, the phylogenetic tree of life, to understand the processes of speciation and extinction. How to do this could be distilled to a fairly simple question: if we have a model that specifies rates of speciation and extinction as these depend on the features of the species, what is the probability that the phylogenetic tree would take a particular form? If we could answer this question, we could do statistical inference that would help us understand these processes. But no one knew how to solve the mathematics to answer this question. I had attempted to work out the math in the mid-90's, and though I thought I had a promising start, I didn't find a solution.

By 2006 still no one had found a solution, but the freedom and peace of Wiko gave me the courage to try again. This time I found two collaborators (Peter Midford and Sally Otto), and we went back to my old attempt. With their help, the problem yielded. It turns out that I hadn't been that far from a solution in the 90's, but I had needed a few more millilitres of clarity and contemplation (and some assistance!). Our new solution opens up many doors in theoretical phylogenetics – we are just beginning to explore where they lead us, but are excited by the possibilities.

For the last few decades, phylogenetic theorists have been especially focused on epistemology, on developing methods to understand evolution. My usual mode of operation is to go beyond merely describing analytical methods and instead to implement them in computer programs, to permit biologists to use them. We thus programmed our new methods in a computer program and will release it when the paper describing them is published.

Writing computer programs may seem like a strange thing for a biologist to do, but they have come to play a key role in our field. The most-cited works in phylogeny, by an order of magnitude, are the computer programs that enable biologists to do analyses. Writing the programs is not merely a technician's effort: their options guide and constrain the concepts that can be realized empirically. In sculpting the program, one is almost sculpting the discipline. For this reason, the most-used programs in our field have been written by biologists who transformed themselves into programmers. This I did years ago, and it led to another major project this year at Wiko. The main recipient of my efforts, a program called Mesquite, has needed a major renovation of its infrastructure. The time at Wiko has permitted me to do this; the resulting new version will be available sometime this fall. Included in this effort is a new subproject, a collaboration with Co-Fellow Arne Mooers to realize methods for calculating conservation priority in a phylogenetic context.

The last of my three major projects has involved the collation, double-checking, reformatting, and analysis of a small mountain range's worth of previously accumulated data for my empirical work on spiders. Our goal is to answer whether the genetic histories of jumping spiders (Salticidae) on different continents are generally intertwined, or instead whether the evolutionary radiations on the continents were largely isolated from one another. Our results suggest strongly that they were largely isolated. The best explanation for this currently is that the radiations have been quite recent, only in the last 50 million years or so (only!), since the continents were separated. We are waiting for the computers to finish the last few analyses, and then we write up and submit. Next, we will gather more data, from African salticids (not yet included in the analysis) collected in Gabon on an expedition I was lucky enough to undertake this year.

There were other projects that were planned, but their doors were locked, or led to empty closets. We needn't speak of those.

The results of my research will be recorded in my *c. v.*; but etched in my mind, as I have said, will be people. I have mentioned the other academics here, but I have shared this year with my family. It has meant so much to me to watch my son Christopher opening his eyes to academia in such a spectacular setting, Teresa finding confidence in a new continent and

a new language, and Leticia (Fellow 2000/01) renewing her love of Berlin while accomplishing much research. And Coco, our dog, now has even more people to miss (especially Marta). As do we (sigh).

One group of people is so far invisible in my essay, the staff of Wiko. They design and maintain paradise, but keep themselves in the background to permit us to think we are alone in the Garden of Eden. We do recognize their existence, however, and are awed by their skills. I do hope they find some rewards in doing this year after year; they deserve much credit for our success here.

Most of the books and clothes are now packed in boxes. Thank you, Arne and Jeff, for your companionship phylogenetic and otherwise. Thank you, fellow Fellows, friends and families of Fellows, wonderful *Mitarbeiter*. A “thank you” is a wish that is, sadly, also packed in a box. This essay is a way to pack memories. Wayne, do you remember the laughter of children, the howling of the wind, the music that filled our lives, and the M-19 braking at Erdener Straße, one last time?

Epilogue, a few months later, to those of you reading this in Grunewald: there is life after Wiko. It is hectic. My consumption of wine and other disciplines has dropped considerably. But my eyes are more open, and I still feel the afterglow when something reminds me of one of my now-distant friends.



THERE IS NO SUCH STREET IN BERLIN PRZEMYSŁAW MARCINIAK

Przemysław Marciniak was born in 1976 in Ruda Śląska, Poland. He graduated in Classics in 1999 from the University of Silesia. In the years 1996–98, he studied in Warsaw at the Collegium Invisibile. During his Ph.D. studies, he spent a semester at King’s College London. In 2007, he spent four months in Belfast as a Visiting Fellow of the British Academy. He has published on Byzantine drama, theater, and the reception of Byzantium in literature and culture in Poland and abroad. – Address: Aleja Majowa 27/15, 44-100 Gliwice, Poland.

“There is no such street in Berlin.” This was the conclusion of the very first colloquium I attended in Berlin – the conclusion of the taxi drivers outside of Ostbahnhof immediately upon my arrival in Berlin. Fortunately I managed to convince one of them to double check and he discovered that Wallotstraße exists indeed. I am bringing this story not in order to undermine the talents of the Berlin taxi drivers, but to present the only problem I encountered during my stay in Berlin.

My three-month stay in Berlin was like a three-month stay in academic heaven. When just before Christmas I had to leave, I felt like Buffy the Vampire Slayer being pulled out from paradise by her friends (this not-so-learned remark is justified by the fact that, to my deepest joy, there was a person among the Fellows who edited a scholarly book on my favorite TV show).

At Wiko I did things that I would not normally do in my real life – I went to many scientific lectures whose topics alone were terrifying for a simple Byzantinist. And I found them extremely interesting. A few days ago I finished a chapter of my habilitation in which

I described the use of Social Darwinism in research on Byzantine history – thanks to all the evolutionary biologists I met in Berlin, I felt quite at home with this topic. I think I do not have to add that I had a chance to meet many fantastic people – but this is obvious, only this kind of people are awarded Wissenschaftskolleg fellowships.

The other unusual thing was to speak (or perhaps to try to speak) German. I decided to use it as the only language, then made a concession to use it as the main language, in conversations with the German-speaking Fellows and staff. Sometimes this meant that during a conversation I uttered one sentence (very unusual for me), sometimes that uttering one sentence took longer than I expected (I am very thankful to all for their patience).

Of course concerts, operas, small talk, and evolutionary biology lectures were not my only (or main) activities during the stay in Berlin. The most important one was my research. I spent most of my time researching the sense of humor in Byzantine satires as well as the reception of Byzantium in literature between the 17th and 20th centuries. This was possible owing to a wonderful library that reminded me of a genie. With the small difference that I had a virtually unlimited number of wishes! And there was no bottle. I remember that during one of the parties in October somebody told me that there was a person who had already ordered over one hundred books. Well, the word was spreading fast, I thought, but the librarians later assured me that they had dealt in their careers with the craziest scholars.

During my stay in Wiko I had an opportunity to meet Professor Johannes Niehoff-Panagiotidis. A very rare occasion indeed to meet a fellow Byzantinist – Professor Panagiotidis invited me to his lectures at the Free University, which was an excellent occasion to listen to fascinating stories on Byzantine literature and one more opportunity to improve my German.

I could go on with the story, for so many things happened during those three months. But I think it is time to stop and say what some people consider the most beautiful word in Polish – *dziękuję*. Thank you all to the wonderful staff and amazing Fellows for everything!



EXPLORER, DIALOGUER, TRAVAILLER
À ACHEVER
PIERRE-MICHEL MENGER

Pierre-Michel Menger, né en 1953, ancien élève de l'Ecole Normale Supérieure de la rue d'Ulm. Agrégé de philosophie et docteur en sociologie. Chargé de recherche (1981) puis directeur de recherche au Centre National de la Recherche Scientifique (depuis 1990) et Directeur d'études à l'Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (depuis 1995). Recherches et enseignement en sociologie du travail et en sociologie des arts, et recherches théoriques sur les modèles de l'action en sociologie et en économie. Derniers livres publiés : *Les professions et leurs sociologies* (2003, coll.), *Portrait de l'artiste en travailleur* (2003, traduit en allemand sous le titre *Kunst und Brot*, 2006), *Les intermittents du spectacle, sociologie d'une exception* (2005), *Profession artiste* (2005). – Adresse : EHESS, Centre de sociologie du travail et des arts, 105, bd Raspail, 75006 Paris. web site: <http://cesta.ehess.fr/>
E-mail : menger@ehess.fr

J'ai consacré l'essentiel de mon année au Wissenschaftskolleg à explorer ce qui est si souvent considéré comme hors d'atteinte de la sociologie, la réalité du travail contenu dans la réalisation des œuvres d'art. Un tel objectif ne conduisait pas à proposer une interprétation sociologique de certaines œuvres : l'étude des œuvres d'art est, dans la division du travail scientifique, une activité trop savamment spécialisée pour être concurrencée efficacement par une hypothétique science sociale des œuvres dont les fondateurs de la sociologie ont pu rêver, en proposant de développer une esthétique sociologique, mais sans jamais la mener à un niveau d'accomplissement convaincant.

Le travail dans l'œuvre

Comment qualifier le travail créateur ? Le lexique le plus approprié n'a rien d'original, dans une perspective de science sociale : l'œuvre est le résultat d'une action intentionnelle, elle résulte d'une série de choix guidés par des objectifs dont les spécifications sont fort variables. L'intérêt d'un appareil analytique proche de l'outillage habituel de l'analyse de l'action – maximisation d'un but sous contrainte de rareté des ressources, moyennant un ensemble de décisions engageant une comparaison efficace des cours alternatifs d'action – est de rappeler que l'activité créatrice n'intervient pas seulement dans la génération d'une multitude de solutions possibles à un problème, mais dans la sélection et l'exercice d'un jugement sur le cours préférable d'action, en fonction de contraintes externes et de contraintes que s'impose l'artiste lui-même pour délimiter l'espace des innombrables possibilités initialement disponibles. Mais les travaux de psychologie de la créativité signalent que le caractère « autotélique » de l'invention artistique conduit l'artiste à dériver une satisfaction de l'activité elle-même davantage que des profits de réussite qu'elle peut engendrer, du moins dans le temps de la conception et de la réalisation de l'œuvre. L'argument de la maximisation doit être réduit à un format plus conforme aux observations et aux documentations qui donnent à connaître le travail des artistes. La logique de l'invention artistique suppose tout à la fois une dynamique d'exploration qui peut engendrer une quantité considérable de matériaux préparatoires, d'essais, de révisions, de reprises, et un principe d'arrêt. A partir du 19^{ème} siècle principalement, l'activité créatrice est décrite et documentée comme ouvertement tâtonnante, laborieuse, rythmée en séquences qui peuvent inverser la graduation habituelle du travail orienté vers une fin, et réserver aux phases initiales de jaillissement inventif la part principale, ou étirer considérablement la qualification du travail, si l'artiste superpose à la réalisation d'œuvres particulières l'arche intentionnelle du processus créateur, dont les œuvres ne sont que des incarnations fragmentaires.

L'exposé que j'ai donné sur l'état d'avancement de mon projet intervenait tôt dans l'année, en octobre 2006, un mois après mon arrivée au *Wissenschaftskolleg*. J'avais envisagé initialement de prendre pour centre de mon enquête le seul phénomène de l'œuvre inachevée. J'ai modifié mon programme après mon exposé. La question de l'inachèvement n'a pas cessé de s'écarter, à partir du 19^{ème} siècle, d'une qualification simple qui n'aurait retenu que deux états possibles du cours interrompu du travail, l'abandon volontaire ou la suspension involontaire du travail en cours. En réalité, à mesure que la recherche esthétique récusait les critères de perfection, de complétude formelle et d'unité organique de l'œuvre, ce sont les

deux extrêmes du processus créateur qui ont concentré l'attention. Ce sont les états initiaux du travail, les ébauches, les esquisses primitives, qui ont intrigué, à partir de la fin du 18^{ème} siècle : ils recelaient des qualités qui faisaient apparaître au grand jour la complexité du processus créateur, avec ses phases de jaillissement, d'élaboration et de contrôle, jusqu'à favoriser une inversion des cotations de ces phases, et à renforcer le privilège de l'instant initial, d'invention, sur l'état terminal, d'élaboration, de l'acte artistique.

A l'autre extrémité, que signifiait l'état d'achèvement d'une œuvre ? Sans les canons de perfection formelle et d'approximation croissante par rapport à un idéal, le labeur de l'artiste devenait plus paradoxal : de quoi donc Flaubert voulait-il s'approcher en s'acharnant à façonner et refaçonnant un roman ? A quel absolu Cézanne voulait-il rapporter son interminable quête d'un accomplissement, sur un répertoire restreint de motifs et de sujets ? Quand ils livrent les documents génétiques retraçant certaines étapes ou moments de leur travail créateur, ou qu'ils multiplient les séries ou les essais, comme en peinture, ou encore qu'ils font de la production même de l'œuvre ou de son impossible achèvement, le sujet de celle-ci, les artistes peuvent souhaiter façonner l'intérêt porté à leur travail : le diriger sur la carrière entière, en démontrant que les œuvres particulières se logent dans le long cours de leur invention esthétique, et que le processus créateur importe plus que ses réalisations particulières ; suggérer que de l'acte d'invention, ils sont les premiers à vouloir percer le mystère, en sollicitant toute la gamme des outils de la réflexivité ; faire du repentir et de la révision un droit de contrôle sur les ajustements possibles d'une œuvre aux multiples situations qui en façonnent la réception et la diffusion.

Deux lignes d'enquête m'ont ainsi constamment occupé : j'ai étudié le cas des artistes qui ont constitué et transmis une documentation (brouillons, esquisses, notes de travail, éditions successives, révisions) sur la genèse de leurs œuvres, et j'ai examiné le problème de l'inachèvement comme une intrigue aux figures multiples. Ensemble, l'étude du processus créateur et celle des formes de sa suspension volontaire ou involontaire conduisent à envisager aussi l'œuvre comme le foyer de multiples interventions, en aval de sa création, qui lui permettent de durer dans l'histoire.

Les travaux engagés avant mon arrivée et achevés au Kolleg

Lors de mon séjour, j'ai achevé deux recherches qui avaient été engagées avant mon arrivée au Wissenschaftskolleg. L'une avait pour objet le développement du travail par mission à la périphérie des entreprises. Les formules d'extériorisation de l'emploi et de mise à dispo-

sition de personnel (travail temporaire, contrats de sous-traitance, détachement de personnel, portage salarial) se sont développées et tendent à assimiler le travail à un bien divisible et aisément négociable sur un marché de prestations, et non à une relation d'emploi durable ; elles sont fondées sur des relations triangulaires de contractualisation, le temps de la réalisation d'un projet. La recherche portait sur les entreprises agissant en intermédiaires sur le marché du travail pour rapprocher offre et demande de travail par mission et projet, sur les caractéristiques d'activité des individus ainsi employés et sur la couverture des risques de sous-emploi liés à ces modes d'activité. J'ai rédigé, en novembre 2006, le long rapport de synthèse, puis l'article paru dans *Droit Social* en janvier 2007. Avec l'équipe de juristes de l'Université de Nantes avec qui mon équipe de recherche a travaillé, nous avons co-organisé, en juin 2007, un colloque qui présentait et mettait en discussion l'ensemble des résultats obtenus, et dont les actes paraîtront à l'automne 2007.

J'ai, depuis plusieurs années, engagé des recherches empiriques sur l'organisation des marchés du travail dans les arts et sur les régimes atypiques d'emploi dans le salariat. Un livre que j'ai consacré à ces questions est paru en traduction allemande (*Kunst und Brot*, UVK Verlag) en avril 2006. Lors de mon séjour au Wiko, j'en ai présenté certaines thèses au Kulturpolitischer Bundeskongress qui s'est tenu à Berlin en juin 2007, dans une communication intitulée « Attraktivität der künstlerischen Berufe, Risikomanagement und Sicherungsmechanismen ». Divers articles ont été également rédigés sur les thèmes du marché du travail artistique et de ses systèmes d'assurance contre le risque de sous-emploi, qui sont parus dans des revues françaises (*Revue de la CFDT*, septembre-octobre 2006, *Raison présente* (à paraître en 2007)), et dans un ouvrage collectif allemand (« Talent und Misere. Die Produktion und Inszenierung von sozialer Ungleichheit in der Kulturindustrie », in Gerald Raunig, Ulf Wuggenig (hg.), *Kritik der Kreativität*, Wien, Turia + Kant, 2007).

Dans le cadre d'un séminaire pluriannuel de la Cour de Cassation « Risques, assurances, responsabilités », un colloque a été préparé en 2006 sur le thème « Les limites de la réparation : le temps et la réparation du préjudice », par un groupe de travail auquel j'ai pris part, avec des théoriciens et praticiens du droit et un économiste. J'ai présenté, au colloque tenu le 25 janvier 2007 à la Cour de Cassation, à Paris, mon analyse des deux conceptions du temps dans la réparation du préjudice, selon qu'on adopte une approche déterministe ou une approche séquentielle.

J'ai enfin préparé la publication d'un ensemble d'articles traduits en langue anglaise et qui formeront un volume consacré à des analyses théoriques comparées des modèles d'action en sociologie et en économie et à des applications au marché du travail.

Une brève sociologie du travail au Wiko

Sociologue occupé à étudier les activités créatrices, je ne peux me priver d'examiner comment l'organisation du travail au Wiko a pu influencer ma recherche. Je peux déceler trois aspects, en décrivant des cercles concentriques à partir du travail individuel.

Isolé dans un quartier bourgeois et calme, au milieu des arbres et des lacs, le Kolleg est une gigantesque bibliothèque invisible, dont le personnel, lui bien visible et si efficace, procure très vite à chacun des fellows tout ce qu'il demande, en prélevant livres et documents dans un réseau local, national et international de bibliothèques. Dans ces conditions, le travail de recherche peut devenir tout ensemble systématique et exploratoire. L'approfondissement ainsi facilité des sujets étudiés peut pousser au vertige de la totalisation des savoirs déposés dans les livres, mais une autre force vient bousculer heureusement le cours de l'activité : c'est l'aubaine de la *serendipity*, à travers les explorations inattendues et les coups de sonde bibliographiques, pour consulter des ouvrages dont rien ne garantit qu'ils seront utiles, mais dont le contenu intrigue. L'espace des connaissances dans lesquels j'ai pu me déplacer aussi facilement sans quitter mon bureau, ou presque, est devenu immense: comme d'autres collègues, j'ai constitué mes stocks, accumulé des notes et des matériaux en anticipant la disette future, quand, revenu dans mon environnement de travail habituel, je ne pourrais plus, en si peu de gestes et de temps, disposer de cette liberté d'échapper à l'économie habituelle du travail bibliographique, avec ses repères, ses automatismes et ses efforts mesurés au coût engagé pour les réaliser.

Mais la liberté de prélever aussi facilement dans cette bibliothèque des bibliothèques peut agir comme une force centrifuge : le savoir est transformé en hypertexte, un thème conduisant à un autre, selon une dérive dont les premiers temps sont enivrants, mais dont la prolongation peut devenir inquiétante. Le cours de mon travail sur l'achèvement de l'œuvre serait-il semblable à ce que j'avais découvert dans l'étude des projets actuels d'édition d'œuvres inachevées, comme celui du *Der Mann ohne Eigenschaften* de Musil, roman dont la construction interminable repose elle-même sur une multitude de sources et de connaissances dans lesquelles Musil ne cessa de prélever de quoi créer sa matière romanesque si particulière, et dont le projet le plus récent d'édition est fondé sur la transformation du texte en un hypertexte par les ressources de l'informatique et de l'édition électronique ? Comme pour l'activité créatrice, les contraintes viennent agir sur le foisonnement des idées et des directions possibles pour obliger à sélectionner les voies qui apparaissent les plus fécondes. En ce sens, le temps du séjour au Wissenschaftskolleg a sa courbure propre : la fin

de l'expérience doit réenclencher le mécanisme habituel d'action rationnelle, celui de la maximisation d'un gain espéré sous contrainte de rareté des ressources. D'où la double temporalité du travail que j'ai réalisé au Wiko : un projet ambitieux et inhabituel, dont les dimensions ont été taillées d'avance à la dimension de cette liberté offerte par une année de travail dégagée des habituelles contraintes, et dont le résultat final sera, paradoxalement, livré un peu plus tard, quand les contraintes seront redevenues disciplinantes ; et des projets plus simplement délimités qui correspondent à des engagements antérieurs ou à des sollicitations ponctuelles, et sur lesquels il est aisé de livrer un travail bien circonscrit.

Le deuxième aspect de l'organisation du travail au Wiko enveloppe le travail individuel dans l'échange collectif permanent. Le Wiko s'apparente à une organisation invisible, en s'effaçant beaucoup derrière les fellows au service desquels il se place. Mais à quelle condition l'activité au Wiko peut-elle être, pour chaque fellow, autre chose que la transplantation de son travail habituel et l'augmentation du temps qui lui est consacré ? Et à quelle condition la production issue du Wiko est-elle davantage que la somme des activités individuelles ainsi facilitées ?

Il est évident que les situations peuvent varier fortement d'une année à l'autre, en fonction de la composition du groupe, des disciplines représentées et des tempéraments individuels. J'ai, pour ma part, observé que la qualité des échanges et des débats, formels (en séminaire) ou informels (au quotidien), avaient dépendu de la constitution, tôt dans l'année, d'un noyau de collègues, disposés, pour une raison ou une autre, à s'impliquer davantage, à prendre le risque de s'aventurer et de donner à l'engagement collectif une place significative dans leur système de travail. Comme beaucoup, j'ai admiré l'art suprême avec lequel nos collègues biologistes (Paul Schmid-Hempel, Wayne Maddison, Arne Mooers, Andrew Read, notamment) ont su livrer leur savoir de manière à nous favoriser si naturellement l'échange avec les sciences humaines et sociales : merci à eux d'y avoir mis tant d'intelligence et d'inventivité. La philosophie (merci à Béatrice Longuenesse), la neuropsychologie (merci à Frank Rösler), le droit (merci à Georg Nolte et à Andreas Voßkuhle, et à Dieter Grimm), ont créé entre eux et avec la biologie, un réseau d'échanges qui ont imprimé leur marque. L'ouverture temporelle procurée par l'histoire m'a paru jouer un rôle indispensable (merci à Joe Bergin, d'abord, et à Alain Schnapp).

Le troisième aspect essentiel, dans cette organisation de la collégialité, concerne la place occupée par les arts, et, pour cette année, plus particulièrement par la musique et, d'une autre manière, non moins frappante, par la photographie, dans la vie de l'Institut. L'exceptionnel charisme des créateurs (Toshio Hosokawa, Helmut Lachenmann, Tomasz Kizny)

qui furent nos compagnons a donné à l'échange incessant avec eux tout ce qu'il pouvait promettre : solliciter la sensibilité et les jeux de l'intelligence, déclencher le plaisir de voir et d'entendre les œuvres autant que le goût de les déchiffrer, restituer à l'art musical sa profondeur historique autant que sa densité de questionnement sur le monde sonore, livrer, dans le foudroiement historique du document visuel, la mémoire de ce que fut le totalitarisme absolument destructeur et meurtrier. Ainsi s'infiltraient dans le monde de l'art les questions (mutations et évolutions, historicité des savoirs et des croyances, mécanismes cognitifs, logique travail créateur, diversité des cultures, constitution de l'identité, traces et mémoires du passé, violence de l'histoire) qui nous occupaient dans et hors les séminaires.

Je finirai par un souvenir de début et de fin de séjour. Arrivant dans la capitale allemande, dont l'histoire s'écrit dans une double déchirure, et une double reconstruction, j'étais soucieux de renouer avec le monde germanique, auquel m'attachent une partie de mes racines familiales, et inquiet d'en découvrir les abîmes. J'ai pris un vrai plaisir à me replonger dans l'apprentissage de l'allemand, avec Joe Bergin, puis avec les trois autres membres du quatuor français qui tenaient tant à parler allemand, Béatrice Longuenesse, Alain Montandon et Alain Schnapp. Le *Jubiläumfest* qui célébra les 25 ans du Wissenschaftskolleg me plongea, quinze jours après mon arrivée, dans un bain de haute culture, d'humour inépuisablement fin, et de joie de définir le rôle de l'Institut et d'en mesurer les accomplissements. Lorsque nous célébrâmes la fin de l'année pour rendre hommage à tous les *Mitarbeiter* du Kolleg, avec Frank Rösler, nous voulûmes dessiner, en un hommage affectueusement humoristique, les 25 prochaines années du Kolleg.

Je n'ai pu mentionner que quelques noms de fellows au long de ce rapport : j'ai noué ici, avec beaucoup de mes collègues, et avec plusieurs responsables du Kolleg, des liens d'admiration, d'amitié, et souvent d'affection. Tous ces liens portent des prénoms et des noms qu'il faudrait citer encore. Mais notre entreprise collective fut, à mes yeux, une réussite aussi parce que l'esprit de communauté pouvait agir comme un bon régulateur, pour redistribuer le bien commun des échanges au-delà des identités particulières. Désormais, ce sont nos identités particulières, et des liens plus sélectifs avec ceux des fellows de notre année dont nous nous sentons le plus proches, qui vont gouverner notre sortie hors du monde du Wiko. L'équilibre entre le je et le nous fut heureux, je crois, en cette année 2006–2007, à Berlin, au cœur de l'Europe, en un point du monde. J'attendais beaucoup d'une immersion prolongée dans une communauté totalement internationale : venant d'un pays qui cultiva trop longtemps la certitude de son exceptionnalité, je fus heureux de vivre dans un pays qui sait s'ouvrir. Plus profondément transformé par cette année que je ne l'attendais, je

regagne mon pays avec l'espoir qu'il saura s'ouvrir davantage, et sans réticence, pour accueillir les transformations du monde et y contribuer.



WIE ES WAR – ALS GLOSSAR CHRISTOPH MÖLLERS

Geboren 1969, Studium der Rechtswissenschaften und der Komparatistik in Tübingen, Madrid, München, Chicago, Dr. jur. Universität München 2000, Habilitation Universität Heidelberg 2004, 2004–05 Professor für Öffentliches Recht in Münster, seit 2005 Professor für Öffentliches Recht, insbes. Staatsrecht, Verfassungstheorie und Rechtsvergleichung. Interessen: Verfassungsrecht, Methoden des öffentlichen Rechts, Konstitutionalisierung jenseits des Staats, Demokratietheorie im öffentlichen Recht, Normativität und ästhetische Theorie. – Adresse: Lehrstuhl für Öffentliches Recht, Georg-August-Universität Göttingen, Platz der Göttinger Sieben 6, 37073 Göttingen.

Abendvortrag

Einen A. durfte ich halten. Das machte mehr Arbeit als gedacht, kostete Nerven, lohnte sich aber jedenfalls für mich (\Rightarrow *Ertrag*)*. Meinem Eindruck nach sind A. wegen der völlig anderen, härteren Diskussionskultur im Vergleich zum \Rightarrow *Kolloquium* eine interessante Erfahrung für die ausländischen Fellows. Bei den A. tauchen eindeutige, vielleicht auch eingefahrene wissenschaftliche Fronten auf, die das Wiko ja gerade unterlaufen will. Das Publikum ist disziplinär homogener und will sich nicht einfach ergeben, schon gar nicht an einem so schicken Ort. Sehr viel schneller als im Kolloquium hört hier der Spaß auf – oder fängt gerade erst richtig an, weil man sich einmal außerhalb des \Rightarrow *Tischtennis* raufen kann. Es bleibt in diesem Jahr zudem ein schönes Poster (\Rightarrow *Photographien*).

* Siehe hier Seite 259 f.

Abschiedsfest

Neben vielem anderen, etwa der Gelegenheit des Dankes der Fellows an das Wiko, war das A. eine vorzügliche Chance, sich untereinander und das Haus noch einmal neu kennen zu lernen: Nun weiß man, wer schnell aus der Hauswirtschaft verschwindet, um Kontakte mit den Spitzen des Wissenschaftssystems zu knüpfen, und wer stattdessen die Größe hat, den ganzen Abend mit Hingabe zu spülen. Nun weiß man auch, wo sich die Putzlappen im Haus befinden. Man ist also erst ganz am \Rightarrow *Ende*, ganz zu Hause.

Berlin

Eine vom Wiko weit entfernte Stadt, die von den Fellows dennoch unermüdlich erkundet wurde. Die Besucher, die zum Wiko zu einem \Rightarrow *Abendvortrag* oder anderen Anlässen kommen, entstammen wohl auch 2006/2007 noch zum größten Teil ihrem Westteil. Weiter weht ein leichter Frontstadt-Charme durch die Räume. Zugleich gehört das Wiko zu einer typisch Berliner Parallel-Welt aus Akademien und Instituten, die trotz mancher Personalunionen weit entfernt sind von den Universitäten. Das Wiko ist – aus guten Gründen – extraterritorial.

Ende

Das Ende naht im Wiko sehr früh, vielleicht zu früh (\Rightarrow *Trauer*). Ab März beschäftigt es alle und das ist doch sehr seltsam: sollten wir uns, wenn wir es nicht immer tun sollten, schon mit vierzig auf das Ende des Lebens vorbereiten? Und was wäre im Wiko die Alternative? Für immer zu bleiben? Das wäre kaum zu ertragen. Ein ewiger Normalfellow erinnerte an die Unsterblichen in Gullivers Reisen, die von Krankheiten geplagt gar keine Freude mehr an ihrem Dasein haben. Zu gehen ist eigentlich nicht schlimm, schlimmer schon, dass ein Jahr, das aus anderen herausragt, besonders deutlich macht, wie kurz ein Jahr ist.

Ertrag

Zum guten Ton am Wissenschaftskolleg gehört es, nach Erträgen nur sehr vorsichtig und sehr allgemein gefragt zu werden. Man fragt: Was hat es Ihnen gebracht?, nicht aber: Was haben Sie gebracht? Diese Etikette verdankt sich der selten gewordenen Einsicht darin, dass Erträge des Wissens sehr verschlungene Wege nehmen können, vielleicht für längere Zeit untertauchen und, wenn sie dann wieder erscheinen, nicht immer als solche zu erkennen sind. Es gehört viel Vertrauen in sich und andere darin, solche Abläufe zu akzeptieren

und dieses Vertrauen ist die große Stärke des Wiko (\Rightarrow *Geist des Hauses*). Meine persönlichen Erträge sind entsprechend schwer zu beziffern und unterschiedlich zu rubrizieren, sie lassen sich nach \Rightarrow *Lesen und Schreiben* unterscheiden und nur am Maßstab des \Rightarrow *Projekts* messen.

Faulheit

Zum Geheimnis des Wissenschaftskollegs gehört es auch, dass dort nicht nur effektiver oder intensiver, sondern auch weniger gearbeitet wird. Das puritanisch gewordene Verhältnis zur *leisure*, das die Zugehörigen des Wissenschaftssystems immer mehr in die Nähe der dynamisierten Angestelltenwelt bewegt, darf man zum Lob der Institution hier einmal aufgeben. Es spricht vieles dafür, dass diese Langsamkeit \Rightarrow *Ertrag zeitigt*, aber garantieren kann das niemand. In jedem Fall lockert ein Jahr gemäßiger Faulheit, inmitten vieler zu Fleißiger, die Sinne.

Geist des Hauses

Im Jahr der Geisteswissenschaften gilt es, vielleicht noch mehr als sonst, den Ausdruck „Geist“ zu meiden oder nur mit Vorsicht zu behandeln. Aber natürlich hat das Haus einen solchen, schwer greifbaren. Vielleicht ist es der Geist des diskreten Vertrauens aller Beteiligten in alle anderen. Alle glauben allen, Staff und Fellows sich untereinander und den je anderen, dass sie, was sie zu tun haben, gut machen werden. Natürlich stimmt das nicht immer, aber doch sehr oft, und es stimmt auch deswegen so oft, weil alle es glauben. Das macht es vermutlich auf eine sanfte Art nicht einfach, Dinge zu ändern (\Rightarrow *Labilität der Organisation*), aber es enthebt manchmal auch von dieser Notwendigkeit.

Gleichheit der Fellows

In der Gelehrtenrepublik des Wissenschaftskollegs sind alle Wissenschaftler gleich, dafür steht schon die Bezeichnung Fellow – aber sind alle gleich? Die Gleichheit ist wie in jeder Republik ein ungelöstes Problem. Manchmal scheinen manche Fellows in mancher Hinsicht gleicher. Das hängt auch, aber nicht nur damit zusammen, dass sich manche alles trauen und manche nicht. In der Republik verweist Gleichheit auf gleiche Freiheit, nicht auf gleiche Fähigkeiten, aber nicht alle Fellows sind frei. Auch wenn das Wiko kein Sozialstaat sein sollte, könnte es manchmal mehr zur Befreiung im Kleinen tun. Denn mit der Freiheit, bei einem Empfang in der Ecke zu stehen, ist es halt nicht viel besser bestellt als mit der, unter Brücken zu schlafen.

Gesprächskonzert

Typisches Genre des Wiko. Wenn es in diesem Jahr einen die Fellows verbindenden Bildungsgewinn geben sollte, so betrifft er die Musikkultur seit 1900. Das Kolleg wirkt als Geschmacksschule.

Interdisziplinarität

Was man davon habe, mit anderen Disziplinen, so viel Umgang zu pflegen, lautet eine häufige Frage an die Fellows. Wahrscheinlich gibt es auch hier einen unsichtbaren \Rightarrow *Ertrag*, auf den die Institution vertraut: man werde sich intellektuell öffnen, was immer das bedeutet und was daraus folgt. Meine persönlichen Lehren: Weniger Verständnis und Geduld mit der Leistung der Geistes- und Kulturwissenschaften, anderen und eigenen zu erklären, was sie eigentlich tun. Mehr Bewunderung für die soziale Reflektiertheit jedenfalls bestimmter Naturwissenschaften, scil. unserer wunderbaren Biologen, und wieder mehr Vertrauen in die Gesprächsfähigkeit des eigenen Faches, der Rechtswissenschaft.

Jahrgang

Die einzig legitime Kategorie, unter den Bedingungen der \Rightarrow *Gleichheit der Fellows* die Fellows zu vergleichen, ist am letzten Ort ungestörter Individualforschung ein Kollektiv. Leider kann ein Angehöriger des J. dazu nichts beitragen.

Kolloquien

Vermutlich genügen sehr wenige Personen eines \Rightarrow *Jahrgangs*, um die Atmosphäre der Kolloquien komplett zu ändern. Wir waren freundlich zueinander, mein Eindruck am Anfang: etwas zu freundlich. Nach einer Zeit aber wurde klar, dass jeder Vortrag streng, wenn auch nur implizit beurteilt wurde, und dass es keiner ausdrücklichen Kritik bedurfte. Dies scheint mir für eine Gruppe von Leuten, die sich erst kennen lernt, eine bemerkenswerte Leistung.

Das Problem der Kolloquien lag häufig im fehlenden Mut, etwas Unfertiges zu präsentieren, obwohl allein unfertige Projekte die Kolloquien rechtfertigen. Die Furcht, sich in seiner Arbeit so zu entblößen, ist natürlich gut zu verstehen – aber sie entzieht sich dem Leiden (\Rightarrow *Trauer*), das für gute Arbeit notwendig ist.

Labilität der Organisation

Ist eine so wunderbare Organisation aus institutioneller Erfahrung gefestigt oder – wie alles Wunderbare – besonders gefährdet? Die Frage stellte sich unserem „Zwei-Rektoren-Jahrgang“ vielleicht besonders dringlich. Das Wissenschaftskolleg strahlt den Glauben an die erste Antwort aus. Das gehört zu seinem Charme. Aber insgeheim wird es die zweite einsehen. Das gehört zu seiner Professionalität.

Lesen und Schreiben

Das ungewisse Verhältnis zwischen Lesen und Schreiben ist ein Dauerproblem der Wissenschaft. Manche haben alles gelesen und sind mit Referenzen zugeschüttet, so dass nichts mehr herauszukommen scheint. Manche schreiben nur noch aus den Vorräten einer lang vergangenen Lektüre. Für mich wird das Lesen viel eher als das Schreiben zur Wiko-Erfahrung und zu seinem \Rightarrow *Ertrag* gehören. Durch Lektüre eine Zäsur in den eigenen Produktionszusammenhang zu bringen, war mein Ziel für diesen Aufenthalt und das habe ich erreicht.

Menschen, besondere

Entgegen allen Regeln guten Sozialverhaltens möchte ich festgehalten wissen: Ich habe unter den Fellows in diesem Jahr viele großartige Kolleginnen und Kollegen kennen gelernt und hoffe, die eine oder andere Freundschaft begonnen zu haben, aber im Ganzen hat mich der Staff noch mehr beeindruckt als die Fellows.

Mittagessen

Der Mittagessen ist der Moment, in dem das Wiko zu sich findet und bei sich bleibt, ohne sich selbst zu beobachten oder wähnt, von außen beobachtet zu werden. Als Kalauer: Das Wiko i(s)st sein eigenes Mittagessen.

Photographien

Das Wissenschaftskolleg liebt es, seine eigenen Aktivitäten zu photographieren. Auch in diesem Jahr gab es Tonnen von sehr schönen und sehr professionellen Photos. Neben der zeitgenössischen Musik (\Rightarrow *Gesprächskonzert*) ein weiteres wichtiges Element meiner persönlichen Geschmacksbildung in diesem Jahr. Auch für die eigene Eitelkeit jedenfalls war es ein zutiefst befriedigendes Element (\Rightarrow *Abendvortrag, Ertrag*).

Projekt

Die Idee des „Projekts“ ist ein gefundenes Fressen für die Wissenssoziologie. Die Konstruktion eines herausgehobenen und isolierbaren Arbeitszusammenhangs, der sich auf die Zeit am Wiko abbilden lässt und letztlich als Werk objektiviert wird. Man darf sagen: Faktisch haben viele Fellows kein Projekt, manche freiwillig, manche, weil sie von der Kontinuität ihrer Arbeitszusammenhänge überrollt wurden. Dies ist ein guter Grund dafür, jüngere Leute einzuladen, die leichter Schneisen in ihre Produktion schlagen können.

Mein Projekt zerfiel in dem Moment in zwei Teile, in dem ich mich im Herbst daran gemacht hatte, es besser zu definieren. Nun hatte ich ein systematisch-theoretisches und ein diskursgeschichtliches Projekt, las drei Monate für das eine, bis Ende Mai für das andere und legte dann beide auf Eis. Es wird Zeit brauchen, beide zu realisieren: erst wird, seltsamerweise, das theoretische fertig sein, an dem ich weniger gearbeitet habe. Um sie zu schärfen und abzuspecken, müssen sie nun etwas liegen, eine Methode, die sich für mich bewährt hat. In den letzten zwei Monaten schrieb ich große Teile eines Essays, auch weil ich das reine Lesen nicht mehr ausgehalten habe (⇒ *Lesen und Schreiben*). Der Essay wird im Frühjahr 08 erscheinen und zum größeren Teil hier geschrieben worden sein (⇒ *Ertrag*).

Tischtennis

Wohl der ultimative Sport am Wiko, wenn auch nur von einer kleinen ehrgeizigen Minderheit nach dem Mittagessen exzessiv betrieben. Hier lernen die Fellows sich auf eine andere Weise kennen. Wir durften ungestraft um uns schlagen, also ohne eigene oder fremde Verluste tun, was bei anderer Gelegenheit erfreulicherweise nicht (⇒ *Kolloquium*) oder kaum (⇒ *Abendvortrag*) möglich war.

Trauer

Das Wissenschaftskolleg schafft seine ganz eigene Art der Deprimiertheit. Wer ansonsten in Abläufen und Organisationspflichten absäuft, kann gerade deshalb aus den kurzen Phasen der Produktivität Befriedigung ziehen. Die Besinnungslosigkeit des laufenden Geschäfts befreit eben nicht nur von der Humboldt'schen Freiheit, sondern auch von seiner Einsamkeit – und vielleicht ist die Unfähigkeit, diese Einsamkeit zu ertragen, die eigentliche wissenschaftliche Todsünde. So führt man im Alltag zwar nicht das Leben eines Wissenschaftlers, aber das Gewissen ist beruhigt oder zumindest betäubt. Am Wiko ist es umgekehrt und es wäre deswegen höchst seltsam, wenn eine produktive Zeit am Wiko einfach nur angenehm gewesen wäre.



HARMONIE, CALME ET CONCENTRATION ALAIN MONTANDON

Alain Montandon, né en 1945, ancien élève de l'ENS St-Cloud, Agrégé de Philosophie, est Professeur de Littérature Générale et Comparée à l'Université Blaise Pascal (Clermont-Ferrand) et est membre honoraire de l'Institut Universitaire de France (chaire de littérature comparée et sociopoétique). Il dirige le Centre de recherches sur les littératures modernes et contemporaines. Il a notamment publié, outre des traductions de E.T.A. Hoffmann, Jean Paul et Knigge, et une cinquantaine d'ouvrages collectifs, *La réception de Laurence Sterne en Allemagne* (1985), *Jean Paul romancier* (1987), *Formes brèves* (1993), *Politesse et savoir-vivre* (1997), *Dictionnaire raisonné de la politesse et du savoir-vivre* (1995), *Sociopoétique de la danse* (1998), *Le roman en Europe au XVIIIe siècle* (1999), *Sociopoétique de la promenade* (2000), *Du récit merveilleux* (2001), *Désirs d'hospitalité* (2002), *Le Livre de l'hospitalité* (2004), *Le Baiser* (2005). – Adresse: Maison de la Recherche / CRLMC, Université Blaise Pascal, 4, rue Ledru, 63057 Clermont-Ferrand Cedex 1, France.

L'année au Wiko fut pour moi une année d'une richesse exceptionnelle. Je ne parlerai pas ici d'événements personnels fort heureux, bien que je fusse évidemment coupé trop longtemps de cette famille, qui me fit en un mois trois fois grand père, mon fils ayant eu un garçon et ma fille des jumeaux pour tenir lieu de frères et cousin à Anaëlle qui a fêté ses cinq ans. Une richesse exceptionnelle, car cette abbaye de Thélème qu'est le Wissenschaftskolleg a pour devise « fais ce que voudras ». En effet toute liberté est laissée au chercheur pour se livrer pleinement et avec passion à son projet, la seule obligation étant d'assister à des conférences sur des sujets divers, prononcées essentiellement en anglais par nos collègues allemands qui, oubliant la langue de Goethe, parlent entre eux cette moderne lingua

franca, contre laquelle j'ai vainement essayé de protester. Je n'ai pu que regretter une fois de plus que la science ne soit pas plus multilingue, et tout particulièrement dans le domaine des sciences sociales et humaines où le langage reste un élément fondamental d'investigation et un outil irremplaçable de réflexion et d'approfondissement. Mais les illusions elles aussi se perdent avec l'âge.

L'autre obligation – et c'est là où j'ai véritablement trouvé non seulement l'amitié, mais de vrais échanges intellectuels – étant de déjeuner ensemble, une obligation qui ne m'a jamais pesé, bien au contraire, car ce fut chaque fois l'occasion de rencontres magnifiques, favorisées par la cuisine toujours agréable du Wiko et de son personnel (Mme Klöhn bien sûr, son équipe et la si prévenante, si aimable et si dévouée Mme Speder). Il n'est pas exagéré de dire que tout est fait pour nous rendre la vie la plus agréable possible et que l'amabilité comme la serviabilité de tout le personnel contribuent grandement à libérer l'esprit de tout autre souci que ceux propres au travail scientifique mené.

La liberté de pouvoir se consacrer pleinement à son projet n'empêche cependant pas d'être pris par certaines obligations universitaires, car si l'on peut renoncer et déléguer pendant un an pas mal de choses, d'autres ne peuvent l'être. J'ai heureusement pu confier à une collègue la direction de mon centre de recherches tout comme la direction des enseignements, grâce à des échanges par mail très fréquents. J'ai renoncé à toute participation à des jurys pour lesquels je ne m'étais pas précédemment engagé et à tous les colloques où j'étais invité. Bien évidemment restaient comme toujours les lectures de thèses et de travaux d'étudiants et doctorants, la participation à des jurys de thèse et d'habilitation prévus depuis longtemps, et quelques expertises pour la DFG (Excellenzcluster, Graduiertenschulen) pour lesquelles je m'étais engagé.

Certains travaux devaient également être remis pendant l'année comme la rédaction d'un article pour un volume intitulé « Le Rien », mais qui doit bien devenir cependant quelque chose à l'Université de Bourgogne, et d'un autre pour un volume d'hommage au professeur émérite Rose Duroux : « Notes sur Loïe Fuller : une femme et la danse », de même il m'a fallu rédiger un article pour le volume d'hommage au professeur Manfred Schmeling, achever la préparation de l'ouvrage collectif « *Musique et société* » dont j'ai remis les épreuves aux éditions L'Harmattan en avril 2007. Des essais importants (sur les « Ana », sur les « xénies », sur l'idylle, etc.) pour un ouvrage sur les genres littéraires que je prépare avec un collègue et la rédaction d'un article sur la figure biblique de Suzanne en littérature et peinture pour le *Dictionnaire de la Bible*, préparé par une collègue compara-

tiste. Et enfin un article rédigé pour la revue italienne de Mauro Ponzi qu'il m'avait demandé lors de son passage à Berlin.

J'ai, autant que faire se pouvait, résisté aux appels des collègues berlinois, mais ai accepté de participer à la conférence d'ouverture pour l'inauguration du Frankreichzentrum à la Freie Universität, accepté également de donner une conférence à la FU sur l'écriture de la nuit en Allemagne autour de 1800. L'hospitalité du Wissenschaftskolleg m'a également permis d'organiser une réunion du comité de rédaction de la revue *Lendemains* au Wiko et d'y recevoir ses membres pour une journée.

Il faut bien sûr résister à la tentation de se laisser déborder pour se consacrer le plus pleinement possible à son projet de recherches. Le mien portait sur une anthropologie littéraire de la nuit en Allemagne du Moyen Âge à la postmodernité. J'ai certes écrit plusieurs chapitres de l'ouvrage en projet, mais j'en ai retardé l'écriture pour user avec bénéfices et délices du magnifique outil de recherches qu'est « la bibliothèque » de la Weiße Villa que Mesdames Gesine Bottomley, Anja Brockmann, Marianne Buck, Kirsten Graupner et leurs collègues gèrent avec une efficacité et un dévouement sans pareils.

Grâce à une invitation rendue possible par le Wiko, mon collègue Michel Cometa a pu venir travailler avec moi une dizaine de jours, et ce fut l'occasion de discussions et d'échanges très féconds et d'autant plus appréciés que je me sentais un peu seul comme littéraire dans cette assemblée. Nous avons ainsi pu mettre au point ensemble un colloque sur E. T. A. Hoffmann à son Université de Palerme réunissant les meilleurs spécialistes allemands et dont nous avons tracé l'organisation scientifique. En outre nous avons projeté un ouvrage en commun autour du sujet « socialité et sociabilité » dans l'œuvre d'Hoffmann.

Mais pour revenir au projet qui m'a occupé pendant l'année et qui m'occupera encore quelque temps, j'ai eu le bonheur de pouvoir organiser (organisation matériellement soutenue, avec toute sa compétence, par Madame Britta Cusack qui a ainsi participé grandement à la belle réussite de l'événement) un petit colloque de deux jours, un séminaire de travail consacré aux promenades nocturnes dans la grande ville et aux nouvelles perceptions de l'espace urbain avec les nouvelles techniques d'éclairage (éclairages au gaz et électrique). Littéraires, historiens d'art, spécialistes de cinéma contribuèrent ainsi à enrichir notre recherche et de ces deux journées sortira prochainement une publication.

Cette recherche sur le noctambulisme a cependant été trop abstraite et mon regret est de n'avoir pu consacrer plus de temps à la découverte du Berlin by night. Pourtant ce n'est pas faute d'avoir fréquenté les trois opéras, quelques théâtres et les magnifiques musées. Il est vrai que ce fut pour beaucoup d'entre nous une année d'abord musicale et nous retrouvons

toujours quelques fellows (souvent les mêmes) lors des magnifiques représentations musicales ou encore théâtrales. Je ne peux oublier les symphonies de Mahler dirigées alternativement par Barenboïm et Boulez, ni la représentation de *Wallenstein* que fit le Berliner Ensemble sous la direction de Peter Stein, qui dura une dizaine d'heures qui passèrent comme par enchantement. Il est vrai que nous avons pu discuter avec Eva von Kügelgen, dans le petit groupe des « Fortgeschrittenen » en langue allemande de quelques aspects de la pièce et que nous étions de ce fait bien préparés pour apprécier pleinement le chef d'œuvre de Schiller mis en valeur par de magnifiques comédiens. Année musicale aussi, par la présence d'Helmut Lachenmann, de Zender (l'écoute de son orchestration du *Winterreise* de Schubert a été pour moi un moment de grande émotion) et de Toshio Hosokawa, pour lequel mon admiration est sans bornes et qui nous régala pendant l'année de plusieurs concerts absolument magnifiques, tant à la Philharmonie que dans la grande salle du Wiko, où les soirées musicales ou culturelles sont toujours inappréciables (le quatuor Artemis nous délecta, entre autres, d'un op. 5 de Webern, l'ensemble fort enlevé par le talent et la fougue du violon de Natalia Prischepenko). Nous n'oublions ni le morceau si réjouissant et plein d'esprit que Helmut Lachenmann, avec Toshio et leurs comparses, ont joué lors de la fête d'adieu, ni le merveilleux salon de musique de Tom Hunter, concert donné au musée ethnologique de Dahlem un dimanche après-midi avec sa Raga Shuddh Sarang. Dans la grande salle, comme partout ailleurs dans le Wiko, avaient été installées les photographies de Tomasz Kizny et ce fut une expérience étonnante de voir comment ces personnages prirent peu à peu pour moi au point de devenir des portraits familiers et quasi vivants, d'une intense proximité humaine.

Pour préparer mon retour à la vie normale – si je peux parler ainsi par référence au temps exceptionnel au Wiko – j'ai pu préparer une conférence sur Laurence Sterne et l'obs-tétrique que je viendrai faire début octobre à la Freie Universität, une autre conférence pour le Graduiertenkolleg de Gießen sur l'amour baroque et enfin préparer mon intervention pour le colloque organisé en 2008 sur les relations intergénérationnelles « *Filiations mythiques : hostilités, violences, perversions* ». J'ai également pu profiter de mon séjour à Berlin pour compléter mon information pour un autre ouvrage en préparation, mais mon objectif premier sera d'abord de continuer à écrire et à terminer mon ouvrage sur la nuit. Si je n'ai pas changé de sujet de recherches au cours de cette année (certains disent que cela aurait été le signe de la réussite !!) j'ai en revanche pu approfondir considérablement approche et méthodologie et ouvrir des perspectives à mes yeux nouvelles et d'abord insoupçonnées.

Ainsi se clôt une année prodigieuse dont harmonies et résonances continueront, et pour de nombreuses années encore, à résonner.



DO SPECIES DIFFER IN VALUE?
ARNE Ø. MOOERS

Arne Øyvind Mooers, born in Canada in 1966, studied in Montreal (B.Sc., 1989) and in Oxford (D.Phil, 1994); fellowships in Vancouver (UBC) and Amsterdam (Zoological Museum of Amsterdam), currently Associate Professor of Biodiversity at Simon Fraser University in Vancouver. Research interests include methods for inferring past events on the Tree of Life; the effects of non-random speciation and extinction on the shape of this tree; sexual selection and speciation; effects of El Niño on biodiversity; and (currently) how species are valued for conservation. – Address: Biological Sciences, Simon Fraser University, Burnaby BC Canada V5A 1S6. Website with contact information: www.sfu.ca/~amooers/

En 500 años, esta época podría ser vista como la última en la que nuestra biodiversidad pudo ser estudiada realmente, como si hubiéramos tenido un breve momento en nuestra máquina del tiempo para hacer lo que pronto será paleontología (Maddison and Perez, 2001).

The Tree of Life is an evocative description of our interrelatedness. From what was likely a standing start, evolution has given rise to all the living variation we see around us: the nightingale, the oak tree she calls home, and my gleefully craning baby daughter are literally kin. This is a pretty trite observation, but it is also the basis of my professional life. Actually, it is worse: in my mind's eye I see the threads that trace back through time, linking me to the mushroom I meet on the path I walk for recreation. (Fungi are more closely related to animals than are plants, so I feel a special affinity towards them.)

Mass extinction is another powerful phrase. The appropriation of an inordinate and increasing amount of the earth's resources by our single species means a significant portion of the other leaves on the Tree of Life are currently withering – tens of thousands of species (maybe many more) are doomed to premature extinction. Direct and indirect effects of global climate change are very likely accelerating this loss. The large, charismatic species that we refuse to give up on just yet, the tigers and the orangutans, are already nursed and coddled in some netherworld existence.

These are the two facts that motivated my project here at the Wiko this past year. I was asked in 2001 by Prof. Wayne Maddison to consider applying to be a member of a group he was organizing; he and I had strong overlapping interests in quantitative ways to infer the past using only data from the present, interests we have explored further here in Berlin. In the intervening years, though, I became very interested in how biodiversity is valued by society: I started a new course called “biodiversity” at my university, and, somehow or other, became involved in lobbying efforts to strengthen a nascent Canadian Endangered Species Act. Studying for my course led me to the sobering fact that we do not actually know to what extent more species offer more direct value to humans, or indeed, how we would go about measuring such value. Discussions of how legislation should actually protect species in Canada led to some difficult questions: should Canadians invest in species that are rare at home, but common elsewhere (a distinct possibility, since many species just make it into southern Canada from the US)? Should some bits of biodiversity be sacrificed in order to better manage other bits? If so, how should one decide which bits?

The opportunity to interact with researchers from other disciplines, some who have thought deeply about why humans do the things they do, seemed to be a wonderful opportunity to explore this idea of value further. Of course, since my hammer was evolution, the nail I was most interested in was whether one potential value might be how distinctive a species is on the Tree of Life. The conjecture was that species with fewer relatives might be considered more valuable, either for this fact alone, or because these species were special in other ways.

As alluded to elsewhere by two-time Wiko Fellow Prof. Steve Frank, one rarely knows what the effects of an academic experience are, even after the fact. Nevertheless, three somewhat unexpected events stand out for me this year.

The most important was my involvement in a brand-new endeavour at the London Zoo on species distinctiveness. My graduate student David Redding and I had written a short paper (ref. 1) suggesting a ranking scheme for conservation that incorporated evolutionary

distinctiveness, and this paper appeared in print in late Fall. It was a scientific paper, and so I expected little immediate response (or perhaps little response at all). As luck would have it, though, the London Zoo group had had the same idea at much the same time, but they actually launched a conservation program based on the idea (to great fanfare) in January. I was invited to London to give a talk and discuss collaboration. All of a sudden, conservation money was involved, and vague notions had to be made operational and robust; Prof. Maddison was a great help here, contributing creative new ideas, helping clarify my thinking, and also writing a flexible software application to explore the issue.

Also in the new year, a paper I had helped organize on government bias in species protection was published (ref. 2). We highlighted that the imperiled animals that Canadians were likely to identify with most strongly – caribou (which graced our 25-cent coin for decades), beluga whales (the biggest attraction at my local aquarium), codfish (a species with deep cultural significance on the east coast), salmon (ditto, but for both coasts), and polar and grizzly bears (iconic the world over) – were also the imperiled species that had been refused legal protection under Canadian law. Though one never knows why governments do what they do, this seemed to be a strong case of conflicting values. Our message was that better mechanisms for weighing different types of species value were needed. The paper's purpose was to start a national discussion, and the media did engage in a short conversation on how Canadians might value species. Taking part in this conversation was a new and exhilarating experience. Interestingly, my reading and discussions here at Wiko through the autumn had left me unsatisfied with the recommendations for a mechanism that we had alluded to way back in the summer of 2006. This made public commentary a bit tricky, but suggests the Wiko experience was a success.

Finally with regard to unexpected tasks, I was asked to write an editorial (ref. 3) on a study that illustrated how one would choose different areas for conservation depending on whether one chose areas based on species richness or on evolutionary richness. This result was as exciting as the South African setting. I suggested that the data highlighted an additional quandary: the ranking would change again depending on whether South Africans valued lineages that were unique to their own country more highly than lineages shared with other countries. This was one of the issues I had had with Canada's Endangered Species Act, and since the publication of this commentary, I have been increasingly engaged in this area such that I expect it to become a major part of my work next year.

I had not anticipated these events; far from a year of quiet scholarly contemplation, I found my mental energy taken up for the first time with fairly practical issues involving conservation, value and evolution. That said, the year did end with a planned academic event. A symposium concerning evolutionary history and conservation that I had organized with Dr. Dan Faith (who, as it turned out, had been to the Wiko in the early 90's) took place in New Zealand in late June, and Dr. Faith also came to visit and collaborate with Prof. Maddison and me in July, just as we were packing up.

I end this short report with three loosely related observations. First, the academic luxuries of the Wiko are as fantastical and seductive as advertised; an article in the newspaper this year referred to the institution as a “Jugendherberge für Egg-heads”, which only gets it half-right. My discussions with the other Fellows were often inspiring, were very often useful (particularly a series on cultural diversity), and were always of the sort that made me feel like a student once again, happily adrift in warm seas of ideas. Second, I underestimated how hard it was going to be to combine this seductive immersion with the practicalities associated with a working academic partner and our baby. The Wiko harkens back to an era of long lunches, sherry before dinner, and evening events for Fellows. Of course, that era was also one of nannies and casual patriarchy; time will tell how the past and present can best be reconciled.

And finally, to one particularly memorable evening event: Prof. Fuad Rifka, an august Lebanese poet, translator and Wiko Fellow, gave a reading of his work just the week before my colloquium. In it, he repeatedly expressed a deep and explicit love of the natural world. (At least, I think he did, it being in Arabic with German translation and so popular that I was crammed into an antechamber.) Distracted by my impending presentation, I was grateful to be able to attend this reading, but in the end, I was saddened. I fear his worldview also harkens to a bygone era. Nature – one synonym for the full spectrum of variation brought forth by evolution – is literally and daily receding from us. The simulacrum that is the “Grunewald” will be the only Nature most of us will experience in the not-too-distant future. The park that gives our area its name has most amazing restorative power and I don't know what I would have done without it. But I do wonder what sort of poetry it can inspire.

References

Redding, D. W. and A. Ø. Mooers. 2006. “Incorporating evolutionary measures into conservation prioritisation.” *Conservation Biology* 20: 1670–1678.

- Mooers, A. Ø., L. R. Prugh, M. Festa-Bianchet, and J. A. Hutchings. 2007. "Biases in legal listings under Canadian endangered species legislation." *Conservation Biology* 21: 572–575.
- Mooers, A. Ø. 2007. "The diversity of biodiversity." *Nature* 445: 717–718.
- Maddison, W. and T. M. Pérez. 2001. "Biodiversidad y lecciones de la historia." In *Enfoques contemporáneos para el estudio de la biodiversidad*, edited by H. M. Hernández, A. García Aldrete, F. Álvarez, and M. Ulloa, 201–220. Instituto de Biología, UNAM, Mexico.



EIN JAHR WIKO
JOHANNES NIEHOFF-PANAGIOTIDIS

1963 in Ulm geboren. Studium der Klassischen Philologie, Vergleichenden Sprachwissenschaft und Byzantinistik an der Universität Tübingen. 1984/85 Studium an der Scuola Normale/Pisa. 1992 Promotion „Koine und Diglossie“, Universität Tübingen. 1998 Habilitation, „Übersetzung und Rezeption: Die byzantinischen, neugriechischen und altspanischen Versionen von ‚Kalila wa-Dimna‘“, Freie Universität Berlin. 1986–91 Wissenschaftlicher Angestellter am Seminar für Vergleichende Sprachwissenschaft der Universität Tübingen. 1994–2000 Hochschulassistent am Seminar für Romanische Sprachwissenschaft der Universität Freiburg. 2004–06 Associate Professor, Department of Medieval Studies (Schwerpunkt: Byzanz), Central European University, Budapest. Seit 1. August 2007 Professor für Byzantinistik an der Freien Universität Berlin. Publikationen: „Landwirtschaft und ihre Fachsprache im Altertum: eine Übersicht.“ In *Fachsprachen: Ein internationales Handbuch zur Fachsprachenforschung und Terminologiewissenschaft* (Hg. L. Hoffmann, H. Kalverkämper und H. E. Wiegand, 1999). „Die byzantinisch-neugriechischen und spanischen Adaptionen von ‚Kalila wa-Dimna‘“ In *Übersetzung und Rezeption* (2003). „Byzantinische Lebenswelt und neugriechische Hermeneutik: Die byzantinischen Juden in der Kairoer Genizah.“ *Byzantion* 74 (2004). – Adresse: Institut für griechische und lateinische Philologie, Abteilung Byzantinistik, Freie Universität Berlin., Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin.

Das Erste, das einem auffällt, betritt man das Wiko, ist die angenehme Atmosphäre. Hier stellt sich sofort das Gefühl ein: Hier wird dir geholfen, man versucht, den Fellows das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Das Hauptgebäude (wo ich als „Haus-

schwein“ leben durfte) ist wunderschön, der Park und der See tragen das ihre dazu bei. Ich kann ohne Einschränkung sagen, dass ich nirgendwo sonst auf der Welt so sehr das Gefühl hatte, dass man sich bemüht, das Wissenschaftlerleben so angenehm und gleichzeitig so effizient wie möglich zu gestalten wie am Wissenschaftskolleg zu Berlin.

Ich habe die gemeinsamen Mahlzeiten als angenehme gesellschaftliche Institution in Erinnerung. Man trifft sich zwanglos, man darf Gäste mitbringen, und Küchenpersonal und Bedienung vermitteln ein fröhliches „Willkommensgefühl“. In diesem Zusammenhang ist die hervorragende Organisation – und die schönen Blumensträuße im Eingangsbereich – von Frau Klöhn sehr zu loben, die auch immer eine angenehme und unterhaltsame Gesprächspartnerin war.

Ein Lob auch dem Empfang, der einem viel Arbeit abnahm; hier möchte ich vor allem Frau Daniela Wendlandt und Frau Nadine Lipp dankbar nennen. Und Frau von Arnim und Herr Meyer-Kalkus haben sehr dazu beigetragen, dass ich meinen Aufenthalt genossen habe, durch ihre Geduld, Freundlichkeit und Offenheit.

Der Bibliotheksservice ist vorzüglich, und ich möchte Frau Bottomley und ihrer Crew ebenfalls meinen uneingeschränkten Dank aussprechen.

Am wichtigsten war das Zusammensein mit den Fellows. Die Chance, einmal nicht nur mit Angehörigen der eigenen Fakultät oder des eigenen Seminars zusammen zu sein – was allzu oft bedeutet, im eigenen Saft zu schmoren –, ist großartig; ich habe viel gelernt, und zwar durch Gespräche. Die soziale Atmosphäre dieses Jahrgangs war durchweg entspannt und aufgeschlossen; ich kann mich an keinen Fellow erinnern, mit dem ich ungern zu tun gehabt hätte. Umso mehr bedauere ich, dass ich das Abschlussfest versäumt habe; doch ein Karneval am Wiko ist eine runde Sache ...

Zu den Aktivitäten, die ich besonders schätzte, gehörten die gemeinsamen Opernbesuche mit einigen *aficionados* und die Filmvorführungen der „film and media group“. Friedrich-Wilhelm Graf leitete mit kräftiger Hand die Treffen der „religious studies group“, die ich als durchweg von hohem Niveau gekennzeichnet in Erinnerung habe. Auch hier habe ich viel gelernt und es lediglich bedauert, dass von den Teilnehmern niemand in dem von mir organisierten Symposium erschienen ist.

Gerne war ich zu Gast bei den Vorträgen und Einladungen am Zentrum Moderner Orient, wo ich besonders mit Frau Lafi eine angenehme und geistreiche Begegnung hatte und bei den Vorträgen des von Georges Khalil geleiteten Projekts „Europa im Nahen Osten – Der Nahe Osten in Europa“. Ich würde dem Wiko empfehlen, eine dauerhafte Forschungskonzeption dieser Art zu entwickeln.

Die Dienstagskolloquien waren von hohem Niveau, gelangweilt habe ich mich nie. Die übrigen Aktivitäten trugen zum Gelingen des Jahres bei – ich bedauere bloß, dass ich nicht genügend Zeit hatte, alle Angebote wahrzunehmen, möchte aber die Aufführungen des Artemis-Quartetts, die Vorstellung von Thomas Hauschilds neuer Zeitschrift und die Eröffnung der Ausstellung von Tomasz Kizny erwähnen, vor allem aber auch die Feiern zum 25-jährigen Bestehen des Wiko. Wolf Lepenies' Rede war sehr witzig und gar nicht akademisch-steif, und einmal Nike Wagner begegnet zu sein, werde ich nie vergessen.

Sehr angenehm waren die Theaterabende, die ich mit Frau Bottomley und Frau Lipp organisiert habe. Der Ablauf Vorinformation – Schauspiel – Abschlussdiskussion war überaus erfolgreich, und ich möchte besonders Nadine Lipp dafür danken, dass sie sich um den Atridenstoff gekümmert hat.

Große Freude hat mir die Führung durch die frühchristliche und byzantinische Abteilung des Bode-Museums gemacht, die ich für die Fellows im November organisiert habe, unterstützt von Dr. Bulgakova (FU Berlin); sich als Spezialist einmal den Fragen von ganz „Fachfremden“ zu stellen, hat gutgetan.

In dem Bewusstsein, dass Natur- und Geisteswissenschaften heute mehr denn je aufeinander angewiesen sind, hatte ich mit Paul Schmid-Hempel ein kleines Kolloquium gegründet, das sich einmal im Monat jeweils zu bestimmten Themen aus diesem Bereich der „two cultures“ (Snow) traf. Die Sprache war Englisch und Paul und ich haben uns das Bereitstellen von Tee, Wein und Kaffee kollegial geteilt. Das hat großen Spaß gemacht und mir viele neue Einsichten verschafft. Dass auch Juristen und Theologen sowie die Medizinerin Lisa Parks dabei war, erwies sich als überaus wichtig; gefehlt hat am ehesten ein kompetenter Wirtschaftswissenschaftler, aber dialogoffene Exemplare dieser Gattung scheinen zureit ja überaus rar zu sein.

Uninteressant war kein Fellow, aber ich möchte Lisa Parks, Thomas Hauschild, Friedrich-Wilhelm Graf, Paul Schmid-Hempel, Martin Kaltenecker, Thomas Bauer, Alain Schnapp, Alain Montandon, Frank Rösler und Andreas Voßkuhle als besonders angenehme und kundige Mitglieder des Jahrgangs 06/07 erwähnen, ohne die das Leben am Wiko deutlich ärmer gewesen wäre. Die Zigarrenrunden um Mitternacht waren durchweg sehr locker und witzig und haben gezeigt, wie sehr die Wissenschaft auf Austausch angelegt ist.

Meine Situation am Wiko war insofern eine besondere, als ich kurz vor Antritt meines Jahres dort einen Ruf als Byzantinist an die FU erhalten hatte. Nun kann man nicht gleichzeitig Fellow am Wiko und Professor, und sei es auf Urlaub, an einer Berliner Universität

sein. Dass sich Herr Nettelbeck und der damalige Vizepräsident der FU, Herr Hempfer, auf eine für mich überaus angenehme Lösung – Verteidigung im März, Dienstantritt im August 2007 – geeinigt haben, war eine glückliche Überraschung. Und ich möchte Herrn Nettelbeck ausdrücklich dafür danken, dass meine Landung in Berlin so reibungslos verlief.

Von meinen wissenschaftlichen Projekten möchte ich zuerst die großzügige Hilfe bei meinem Symposium zu den griechischen Juden erwähnen, zu denen mir das Wiko die Organisationsstruktur und die Hälfte der Mittel gewährte. Diese bis heute weitgehend – selbst in Israel – unbekannte jüdische Gruppe, ich meine die Romanioten (hebräisch *Romaniotim*) genannten „byzantinischen“ Juden, gleichsam eine Minderheit innerhalb der Minderheit, sind durch den 2. Weltkrieg weithin ausgelöscht worden, und die Bewahrung ihrer Traditionen ist mir seit langem ein Herzensanliegen. Das Symposium, zu dessen Gelingen Britta Cusack viel beigetragen hat, wurde von meiner zukünftigen Mitarbeiterin Saskia Dönitz und mir gemeinsam geplant und durchgeführt, und ich möchte den Beteiligten am Wiko (und den Verantwortlichen an der FU, vor allem Herrn Dr. Dannenberg und Frau De Vito) ganz herzlich für ihr Engagement und die selbstlose Hilfe danken. Wir planen, die Kongressakten als Abschlussessay zu veröffentlichen, Vorgespräche sind im Gange.

Eine größere Veröffentlichung (ca. 80 Seiten) zum Thema habe ich während meiner Zeit am Wiko endlich fertig gestellt; im September 2007 fahre ich zu einer Kollegin nach Köln, um die Endredaktion vorzunehmen. Es handelt sich um die Publikation eines mehrsprachigen *shavuot*-Hymnus in griechischer Sprache, jedoch hebräischer Schrift, der in Manuskripten seit dem 17. Jahrhundert überliefert ist. Der Artikel enthält einen umfangreichen Kommentar und eine lange Einleitung in englischer Sprache. Darin weisen wir auf die Existenz einer derartigen „judäo-griechischen“ Literatur in ihrem historischen Kontext hin und versuchen, aus der unübersichtlichen Situation Rückschlüsse auf die Geschichte der jüdischen Gemeinden am Mittelmeer zu ziehen.

Ich habe während des vergangenen Jahres an meinem Projekt zu den byzantinischen Historikern breit gelesen und meine Hauptquelle, den Historiker Nikitas Honiatis, immerhin über 500 Seiten in vertracktestem Griechisch, abgeschlossen. Die Sekundärliteratur ist – auch dank des Bibliotheksservices des Wiko – aufbereitet: Ich habe während meines Jahres die Arbeiten des russischen Byzantinisten J. Ljubarskij, zum Teil in der Originalsprache, gelesen sowie die Dissertation von E. Pietsch-Vraounou zur Erzähltechnik des Michael Psellos (der ein Vorläufer und Vorbild des Nikitas war). Auch die Arbeiten der

britischen Byzantinistin M. Mullett, die seit einiger Zeit versucht, moderne Literaturtheorien auf byzantinische Texte anzuwenden, konnte ich berücksichtigen. Gelesen habe ich außerdem Droysens „Historik“. Ich denke, dass ich den Aufsatz im Anschluss an die erwähnte Publikation zu den griechischen Juden niederschreiben werde.

Sonst habe ich die Zeit genutzt, breit zu lesen, vor allem griechische Literatur, wozu sonst wenig Zeit bleiben dürfte: So habe ich etwa die gesamte *Ilias* auf Griechisch gelesen und eine Reihe von neugriechischen Romanen, die für meine Arbeit wichtig sind: „I prinkepessa Izabo“ („Die Prinzessin Isabeau“) von A. Terzakis behandelt die von Nikitas beschriebene Zeit nach dem 4. Kreuzzug auf der Peloponnes, vor dem Hintergrund der deutschen Besatzung während des 2. Weltkriegs; „I daskala me ta hrysa matia“ („Die Lehrerin mit den goldenen Augen“) von Stratis Mirivilis die Flüchtlingsproblematik nach dem 1. Weltkrieg; „I Panayia i Gorgona“ („Die Muttergottes mit dem Fischleib“), ebenfalls von Stratis Mirivilis, die Kontinuität der griechischen Populärkultur vor dem Hintergrund der Zwanzigerjahre.

Kontakte geknüpft habe ich vor allem zum Centre Marc Bloch, dessen Programm ich überaus interessant finde.

Zum Schluss möchte ich noch eine Person erwähnen, die, obwohl berühmt, nicht genug erwähnt werden kann: Hausmeister Riedel. Den hat zwar schon Peter Eszterházy erwähnt, besser, als ich dies je könnte; aber ich werde die freundlich berlinernde, ewig hilfsbereite und HB-rauchende Gestalt nicht vergessen.

Was bleibt? Dafür ist es noch zu früh, aber ein Wunsch ist sicher: dass ein Wissenschaftlerleben ganz aus Wiko-Jahren bestehen soll ...



EINSAMKEIT UND FREIHEIT
GEORG NOLTE

Geboren 1959 in Bonn; Studium der Rechtswissenschaft in Berlin und Genf 1977–82; Promotion 1991 und Habilitation 1998 in Heidelberg; wissenschaftlicher Mitarbeiter und später Referent am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg 1984–99; Lehrstuhl an der Universität Göttingen 1999–2004; seit 2004 Ordinarius für Öffentliches Recht, Völkerrecht und Europarecht an der Ludwig-Maximilians-Universität München 2004; Fellow am All Souls College, Oxford 2003–04; Gastprofessur an der Université Paris 2 (Panthéon-Assas) 2004; Mitglied der Europäischen Kommission für Demokratie durch Recht des Europarats 2000–07; Mitglied der Völkerrechtskommission der Vereinten Nationen; Mitglied des Völkerrechtswissenschaftlichen Beirats des Auswärtigen Amtes; Mitglied des Rates der Deutschen Gesellschaft für Völkerrecht; Publikationen (Auswahl): *European and US Constitutionalism* (2005, Hg.), *Le droit international face au défi américain* (2004), *United States Hegemony and the Foundations of International Law* (2003, Hg.), *Europäische Wehrrechtssysteme* (2002), *Eingreifen auf Einladung* (1999), *Beleidigungsschutz in der freiheitlichen Demokratie* (1992). – Adresse: Institut für Internationales Recht, Juristische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München, Professor-Huber-Platz 2, 80539 München.

Ich trage ein Ideal in mir vom Forscher in Einsamkeit und Freiheit. Einsamkeit beim Forschen schließt Geselligkeit beim Essen ebenso wenig aus wie die Freiheit des Forschers seine Offenheit gegenüber Kritik. Vielmehr ist die Einsamkeit des Forschers Abwesenheit von äußerer Ablenkung und seine Freiheit besteht darin, unerwartete Anregungen auf-

nehmen und ihnen ohne Zeitdruck nachspüren zu können. Günstige Bedingungen für solche Einsamkeit und Freiheit sind selten. Am Wissenschaftskolleg gibt es sie.

Ich habe während des Jahres am Kolleg weniger Einsamkeit genossen als geplant. Das Vorhaben, ein Buch über Gemeinsames und Trennendes innerhalb der transatlantischen Verfassungskultur zu schreiben, habe ich immer wieder zurückgestellt. Nicht aus eigenem Antrieb, sondern wegen äußerer Ablenkung. Abgelenkt haben mich meine beiden deutschen Fachvereinigungen und der Staat. Die *Deutsche Gesellschaft für Völkerrecht* hat mich zu einem Vortrag über „Das Völkerrecht vor der Herausforderung der kulturellen Vielfalt“ aufgefordert, die *Vereinigung der deutschen Staatsrechtslehrer* zu einem Vortrag über „Die Herausforderungen der Globalisierung für das Verfassungsrecht“. Der Staat trug mir die Kandidatur für die Völkerrechtskommission der Vereinten Nationen und seine Vertretung in einem Prozess vor dem Bundesverfassungsgericht über den Einsatz von Kampfflugzeugen im Rahmen einer UN-Friedensmission in Afghanistan an. All dies waren Ablenkungen, die man unter normalen Umständen „nicht ablehnen kann“. Aber befand ich mich am Wissenschaftskolleg unter „normalen Umständen“? Diese Frage hat mich gequält, meiner selbst und der Institution wegen. Ich bin Dieter Grimm sehr dankbar, dass er auf meine Anfragen, ob ich mich auf die jeweiligen Ablenkungen einlassen könne, jeweils so verständnisvoll reagiert hat. So konnte ich mich wenigstens der Institution gegenüber besser fühlen. Mir selbst habe ich gesagt, dass die Vorträge Bausteine meines Projektes seien.

Aber diese Ablenkungen waren gleichzeitig auch unerwartete Anregungen, die ich am Wissenschaftskolleg in Freiheit annehmen konnte. „Kulturelle Vielfalt“ ist ein Thema, das man kaum irgendwo besser erforschen und erdenken kann als am Wissenschaftskolleg. Ich habe hierüber bei vielen Mittagessen mit Mit-Fellows gesprochen. Jede und jeder konnte dazu Interessantes und Wichtiges beisteuern. Besonders hilfreich war mir das Treffen unserer „Ritter der Tafelrunde“, bei dem wir über das Verhältnis von kultureller und biologischer Vielfalt sprachen. Ohne die Gruppe der Biologen wäre ich dem Verhältnis dieser beiden Formen von Vielfalt nicht nähergetreten. Ohne die Hilfe von Arne Mooers, Leticia Aviles, Wayne Maddison und Andrew Read hätte ich dazu auch nichts naturwissenschaftlich Fundiertes sagen und schreiben können.

Genauso wichtig wie die Anregungen für meine konkreten Vorhaben war mir die Bereicherung durch das Leben als Fellow am Wissenschaftskolleg. Mit den Dienstagskolloquien, den Abendvorträgen und ihren Diskussionen und den gemeinsamen Essen haben

wir als Gruppe, stellvertretend auch für viele andere, etwas mehr Sinn und Erkenntnis geschaffen. Und gemeinsam eine *comédie humaine* gelebt.

Nicht messbar, aber entscheidend spürbar für mein Wohlbefinden und meine Produktivität sind die Mit-Arbeiter gewesen. Das menschliche Gesicht des Wissenschaftskollegs ist heiter, diskret, hilfsbereit, freundlich und engagiert.

Wir sind als Familie am Kolleg gewesen. Dafür bin ich besonders dankbar. Die Villa Walther schafft ganz von selbst eine Art Kommune, besonders für Familien mit Kindern. Die gemeinsamen Essen haben die zwei Welten zusammengebracht. Meine siebenjährige Tochter ist während des Jahres vom braven Münchener Madl zur frechen Berliner Göre geworden. Meine Frau hat die Vielfalt Berlins gelebt – beruflich und kulturell.

Außerhalb des Kollegs habe ich je zwei Vorträge an der Freien Universität und der Humboldt-Universität sowie einen Vortrag an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften gehalten. Im Juni habe ich auch noch drei Doppelstunden einer Vorlesung über Internationale Organisationen an der Humboldt-Universität übernommen. Dabei war ich angenehm überrascht, wie viele Studierende sich kompetent zu Wort meldeten. Diese Breite kritisch-kompetenten Interesses habe ich nicht so oft erlebt.

Leider musste ich dann gegen Ende des gemeinsamen Jahres, im Mai und Juli, einige Wochen an Sitzungen der UN-Völkerrechtskommission in Genf teilnehmen. Ich hätte mich von vielen gern intensiver verabschiedet. Das Kolleg, die Menschen, die Freunde, die Erfahrungen und die Zeit dort bleiben bei mir. Das Ideal vom Forscher in Einsamkeit und Freiheit trage ich weiter in mir.



THE FLUIDITY OF PUBLIC AND PRIVATE MARCIA PALLY

Professor Pally teaches at New York University in Multilingual Multicultural Studies and is a Permanent Fellow of the New York Institute for the Humanities. Her book, *Warnung vor dem Freunde: Tradition und Zukunft amerikanischer Außenpolitik [Die Vereinigten Gottesstaaten: The Religion, Values and Foreign Policy of the Country with the Biggest Guns]*, will be published in spring, 2008; her last book, *Lob der Kritik: Warum die Demokratie nicht auf ihren Kern verzichten darf [Critique Abandoned: The Ceding of Democracy]* was published in Germany in 2003/2005. Research interests include the intersection among culture, religion, and US politics and the influences of culture on language use and learning. Marcia Pally has lectured widely at universities and professional associations, among them Harvard, Columbia, The University of Chicago, Humboldt University Berlin, The University of Zurich, The Cato Institute, and the Aspen Institute Berlin. In addition to her academic work, Marcia Pally has been a cultural and political columnist in the US and Europe for the past 20 years and is the author of two books on censorship and freedom of expression, *Sex & Sensibility: Reflections on Forbidden Mirrors and the Will to Censor* (1994) and *Sense & Censorship: The Vanity of Bonfires* (1991). Before her career as a professor and writer, she was a dancer and choreographer. – Address: Department of Multilingual Multicultural Studies, New York University, 230 Greene Street, 6 floor, New York, NY 1003, USA.

My relatively short time at the Wissenschaftskolleg had both direct influence on my scientific and essayistic work and influences so delicate that the best way to express them would be in literature, which I do not write. Perhaps the best I could do would be to return to choreography and create a new work that would convey the sense of challenge, emotional

and intellectual enrichment, and tension that arises within the sense of inclusion in this small society. It is with great sadness that I write this final report; as I came only at the beginning of May, I would now like to build on the relationships I've started. But Frau Speder, of the spectacular kitchen staff, told me it is better to leave in the exhilaration of the closing weeks than to linger (that is, till the next visit).

On the most basic level, I finished my book, with the title (to date) of "Die Vereinigten Gottesstaaten: The Religion, Values and Foreign Policy of the Country with the Biggest Guns", which will be published in Germany at the beginning of 2008. I also wrote a number of articles for European and American publications (*Harper's Magazine*, *Internationale Politik*, and others) and gave a number of lectures at the Wiko, various Stiftungen, and universities elsewhere. Colleagues here were of great help to me in reading early versions of articles and lectures and offering their feedback. This is invaluable generosity.

In addition to this direct assistance, I benefited from three sorts of interactions with colleagues and staff: discussions about my work, discussions about other people's work, and serendipitous conversations about both and topics beyond.

Conversations about my book and the two talks I gave here (one a Wiko colloquium and one at the conference organized by the Religion subgroup, in which I also participated) sharpened my insight about certain points of my argument but also about framing my ideas for a German audience. First, framing: From my stays in Germany over the years and from my writing here, I've had some idea of what sort of "translation" of cultural frameworks I should do. Still, at the Wiko I was forced to face others. Ironically, then, a premise of the book was reinforced, which I suppose is better than finding one's premises falsified and having to start over when the publisher's deadline is close.

In the book, I hold that US foreign policy – what was actually done by US administrations after all the debate and infighting was over – is not only the creation of a political class, but on a deeper level also emerges from the values and assumptions of American society. At the Wiko, the questions I was asked, the tone of the interaction, in short the behavior of my colleagues, came out of their values and assumptions, which at times differed from even my supposedly "translated" ones. For one thing, some people are fed up with having to translate things American into their frameworks. Others assumed, however politely, that my research material would not offer anything new to them, as they already have so much information (and ideology) about the US from years of reading the German press. Some expressed real surprise at what they heard, and reported that they were astonished that there are new constructs and information to be had. It was most educational for

me to see what sort of framing I should use to meet them with that information. Still others were irritated that I didn't explain what bothers them about the US. For instance, in a talk about the doctrinal shifts from European Calvinism to American evangelicalism, one Fellow was decidedly unsatisfied that I didn't explain structures of US daily life. Such ethnographic or anthropological studies could be and have been done, but this was not the paper I was asked to give by the conference chairman, and the question made me reflect again on framing the material so that the audience is comfortable with the area of delimitation.

[As I gave these matters some thought, I learned about a lecture given before I arrived by another American woman. Apparently, it did not go well. Her topic, the 1993 war in Bosnia, is one about which Europeans have many sensitivities, which this Fellow did not know or take into consideration in her talk. There were, it seems, also questions about the proof she brought for her claims. This I suppose can happen in a year at the Wiko, but the unusual thing was the manner in which other Fellows challenged her paper. With whispering and the passing of notes, the atmosphere slipped away from the usual professional standards. Female members of the Wiko staff later told the speaker that they had never seen such a response before, and questions were raised about the role of gender at the Wiko. Gender came up again in a casual evening discussion with several Fellows and the Rector Luca Giuliani. I could not say much about this, as I hadn't been at the talk. But I did say this: the aspect of this incident that pertains to gender is the difference between the Fellows' response to this speaker – including the female Fellows' response – and the response they would have given to a similarly problematic talk by a male, especially a non-minority male.]

The talks I gave and the discussions within the Religion subgroup also sharpened several of the concepts with which I'd been working in the course of writing the book. That is, they enriched the points of argument. Three interactions with colleagues were particularly illuminating: one, those with colleagues working on various aspects of the Islamic world; the second, those with colleagues from the South African Reformed Church, with whom I discussed the many similarities between American evangelicalism and their confession. These similarities were unexpected for all of us, and then the differences between these two approaches to Protestantism became even more intriguing. The third was a discussion about notions of the sacred and profane, the religious and secular. Ideas from this small debate filtered into two articles I wrote on secular/pluralistic and assimilationist/participatory models for organizing government, society, education, and religion.

Beyond these rather direct contributions to my work were the benefits from discussion about other people's work, in colloquia and out. A short example: one Fellow was questioned in his colloquium about the validity of tracking a religious image over considerable distances, different cultures, and periods of time. The objection was that he did not sufficiently consider the specific contexts of the various locations. What followed was a debate about the possibility and value of *longue durée* studies and structural approaches (which must nonetheless account for change). I found myself considering two things, my own *longue durée* study (of evangelicalism and US foreign policy) and the need for a certain balance in science: that between the relative safety of studies that restrict themselves to highly delimited arenas but that then have limited applicability to other contexts, on the one hand, and, on the other, the adventurousness of extracting or hypothesizing patterns, concepts, and hermeneutic tools applicable to many circumstances, but less precisely so. (The matter at my lunch table was solved when one Fellow praised the colloquium in question and declared: "Fuck context!")

In addition to discussions expressly targeting our work was the serendipitous exchange with colleagues – some of the best mind-tennis I've played lately, drawing my attention to ideas, sources, material, and differences in how people think. Several playful conversations with the biologists required, for instance, that I justify the methodologies of cultural history as against those in the biological sciences. Since I do not have a repeatable event – hundreds or thousands of Americas – as a data set, how can I explain the value of my work to someone who is unconvinced absent statistically reliable and valid calculations? Some of these conversations also produced hilarious "experimental designs" for a study with thousands of Americas – something apparently desirable statistically if not politically.

Unexpectedly, I had several conversations with Wiko philosophers that brought me to a topic rather far from my present work but close to my former career as a dancer and choreographer: the meaning of "meaning" in dance (a non-referent-based mode of communication) in contradistinction to the meaning of "meaning" in verbal languages, in philosophy, and my field of Multilingual Multicultural Studies, where signs/symbols do have referents. These conversations over several weeks suggested to me a possible project for the future.

They also touched on the border area between the personal and the professional, perhaps where the motives for our research begin. I found myself remarking to these philosophers that much of the understanding that shapes my assumptions and conduct is grounded in dance – as are, apparently, the metaphors of my understanding, such as "ground".

“Ground”, as it turns out, is also a key word in the book on evangelicalism and US foreign policy. In it, I describe the relationship between American values/assumptions and US foreign policy this way: that values and assumptions form the ground from which foreign policy emerges – ground in the sense of fundament and in the sense of an orientation of energy. This strikes me as a rather dancer-ly way to explain a socio-political phenomenon. I’m not sure why this private/scientific border came to the fore at Wiko, other than through the unexpected provocation of my colleagues.

These few examples, I hope, give some sense of the ways the Wiko came to bear not only on present projects, but also on my thoughts about thought. There were hardly any interactions that were not of this ilk – except those that were raucous, bawdy, and wine-enhanced. This brings me to the structure of the Wiko: the combination of individual work and communal colloquia, meals, concerts, and the outings Fellows arrange (to museums, opera, and so on). I was amazed at the support infrastructure, as were all the Fellows.

[Here, I’d like to remark on the language classes by Eva von Kügelgen. In addition to seeing her approach to language teaching in her classes, she and I had several talks about theories of language pedagogy, which is one area of my Multilingual Multicultural Department. She is no simple language teacher, but a sophisticated student of language acquisition theory who is impressively inventive in the materials she creates and in her classroom approach. My sense is that she has even more effective methods than some Fellows, used to traditional language learning, allow for. In all, she is a real find.]

What struck me as most magical about the Wiko structure is the *fluidity* between private work and public that this infrastructure created. After hours of working alone, open the door and one is not just in public (that can be achieved anywhere), but in a community where intriguing conversation can occur at any time. (Perhaps this was enhanced by my being in the main house at Wallotstraße 19.) This aspect of the physical plant created a sense of ever-present intellectual stimulation – the chance to begin or continue a conversation – and of the inclusion and warmth I mentioned above. I will keep in touch with several of this year’s Fellows, but this special traffic between community and individual work is very hard to come by, and I will sorely miss it.

I don’t think, for instance, that I would have bared my history with limericks in a less hospitable atmosphere. Though I came late, I was encouraged to plunge into the plans for the final party, which I did with the sense that my talent for doggerel, such as it is, would be taken in the right spirit. It was, and I include them below.

The Limerick is an Anglo-Saxon form of doggerel or poetry for idiots. And it is the only thing I do really well. In fact, I am authorized to annoy you with limericks by my English teacher who awarded me the limerick prize in the 5th grade. For those of you not familiar with the required rhyme structure, it always goes like this:

A
A
B
B
A

A prelude in limerick form, just to give you an idea of the sound of the thing:

Preparations for this final fest
Put my limerick skills to the test
But once the challenge was set
I'd never relent
To find *something* to rhyme with Longuenesse

A limerick on the metamorphosis theme of our fest:

At Wiko, a dance apologist
Awoke as a Swiss biologist
The resident theologians
Said it's a fate to beholdin'
You could've awoke a British proctologist

Now that we're getting the hang of it, we can move to the expanded form of the limerick, where we have not one middle couplet but two or three, or however many you can manage while still recalling the "A" rhyme for the final line. This one has four middle couplets but you must keep the "A" line in mind. (This is also a test for Alzheimer's.)

We've been set here for months to tinker
Und Deutsch zu lernen, aber das ist schwieriger
If we've got little done
For having so much fun,
Mixing evolution and God
And the Reformed Synod,

Our publishers with opprobrium
Look at time spent at colloquium
And not at our desks
Producing serious hefts
At least we've got photos that say we're The Thinker

A final limerick, also in expanded form with multiple middle couplets, in honor of metamorphosis and my thanks to all of you, staff and Fellows, affording me such a wonderful time:

When psychology was Frank's domain
He secretly mapped all our brains
But now he's a historian
Of the guard Praetorian
Joe's abandoned La France
And taken up dance
Our theologian Herr Graf
Is tracking giraffes
And our historian Almut
Is studying Knut
Toshio's left all his notes
For the genealogy of goats
If from this list you are missing
Consider is a blessing
Now I must again
Rhyme with ... Brain and domain
So let me say our lives
Will ne'er be same



BERLIN FOOTPRINTS
LISA PARKS

Dr. Lisa Parks earned her B.A. Political Science and History at the University of Montana-Missoula and her Ph.D. in Media and Cultural Studies at the University of Wisconsin-Madison. She is an Associate Professor in the Department of Film and Media Studies at the University of California at Santa Barbara. Her research explores uses of satellite, computer and television technologies in a transnational context and she is writing a book entitled *Mixed Signals: Media Infrastructures and Cultural Geographies*. Her research has been a catalyst for media art installations in Berlin, Barcelona, Los Angeles, Ljubljana, and Ulaanbaatar. Publications: *Cultures in Orbit: Satellites and the Televisual* (Duke, 2005). "Postwar Footprints: Satellite and Wireless Stories in Slovenia and Croatia." In *B-Zone: Becoming Europe and Beyond*, edited by Anselm Franke (2005). "Kinetic Screens: Epistemologies of Movement at the Interface." In *MediaSpace: Place, Scale and Culture in a Media Age*, edited by Nick Couldry and Anna McCarthy (2004). – Address: Department of Film and Media Studies, University of California, Santa Barbara, Santa Barbara, CA 93106, USA. E-mail: parks@filmandmedia.ucsb.edu

As I write from Berlin, I sit in many footprints. Not do only the footprints of past Fellows linger in the rooms and hallways of these large Grunewald villas, the footprints of satellite and wireless systems, the technologies I am here to write about, abound across Germany and the rest of Europe. I came here to explore how the emergence of such systems alters geophysical and cultural territories on the margins of Europe, and I spent some time traveling to Turkey and Mongolia to finish my research. But I was even able to explore such issues in a more informal way by wandering through Turkish neighborhoods in Ber-

lin. While walking through Wedding and Neukölln I found satellite dishes and wireless towers sprayed across apartment buildings, which reinforced my assumption that the way we write about and analyze media must shift from a national paradigm to one of transnational study, from a field that looks at centers of production and consumption (whether Hollywood or Bollywood), to one that considers the scatterings of signal distribution in the world. The arrivals and departures of media signals challenge us to re-think concepts such as cores and peripheries, centers and margins. Where do signals originate and end up, and how do they get there? How do local cultural atmospheres change when signals arrive and depart so fast and at such a great volume that we cannot even perceive them? How can such processes be described, mapped, and analyzed in sociological, economic, and cultural terms? These are the kinds of questions and issues I address in my book *Mixed Signals*, and my time at the Wiko has helped me to elaborate a new methodological approach that I call Footprint Analysis.

Before arriving at the Wiko in October 2006, I had been to Berlin about six times to give lectures and participate in conferences. The longest period was for three weeks when I came to participate in the B-Zone art exhibition at the KW Contemporary Art Gallery in December 2005. This time was different. I had to leave Santa Barbara for almost a year! Instead of living in a loft in a repurposed agricultural warehouse near the beach, I inhabited a beautiful room in Villa Jaffé, long owned by a Jewish family (some of whom still live on the top floor) with high ceilings and large bay windows that overlooked a lush green backyard in the Grunewald. While there I always knew that a Lebanese poet (Fuad), or German art historian (Valeska), or anthropologist (Thomas), or legal scholar (Andreas) were either hard at work or dreaming on the other side of the walls. This was a comforting thought, and I feel fortunate to have lived, worked and dreamt near such amazing people, including lovely Flavia! If I could arrive here again, I would come with more knowledge of German language. Eva was very helpful providing me with both private and group lessons. Since I came with the intention of working on my book, though, I had to prioritize it, and felt somewhat frustrated not being able to spend more time learning German.

In addition to working on my research and trying to learn a new language, I had a very busy schedule during the year. Beyond the Wiko, in Berlin I presented lectures at the Anthropotechnical Spaces conference (Free University), the Einstein Forum, and Humboldt University. I attended conferences at the Max Planck Institute, the Museum of Telecommunications, and *medien>kunst<labor tesla*, helped organize a workshop on Satellite Voyerism in Dortmund, and participated in the Black Market art exhibition at the Hebbel

Theater. While a Fellow, I was invited to give lectures at Goldsmith's University, the University of London, Fundació Antoni Tàpies in Barcelona, Central European University in Budapest, the University of California at Santa Cruz, New York University, and Utrecht University, and I attended the Caspian Sea Telecommunications Conference in Istanbul. I contributed work to three art exhibitions: *The People from Nowhere* in Celje, Slovenia, *B-Zone: On the Margins of Europe* in Barcelona, and *Intersection 3* in Ulaan Baatar. Finally, I did interviews with Inforadio and the *Sputnik Gazetteer*. When I wasn't working, I felt compelled to immerse myself in the vibrant cultural scene of Berlin and explored such places as b-flat, White Trash Fast Food Club, Radialsystem, the Berlinale, KW Contemporary Art Gallery, Club Moscow, Slumberland, Bassy Cowboy Club, Lido, Victoria Bar, Hasir, The Frankel, and Roses Bar, among many other spots.

My year in Berlin was very exciting and transformative, and I am forever grateful to many of the Wiko staff, Fellows, and their families for their generosity and warmth throughout the year.

Three tips for future Fellows: take a subway to the end of the line in the direction East; go to Poland and the Baltic Sea; try the *Mangotorte* at the Wiener Café.



A PRODUCTIVE TIME CATALIN PARTENIE

Catalin Partenie was born in Pitești, Romania, in 1962. He was educated at the universities of Bucharest, Oxford, and Heidelberg, and holds a doctorate in philosophy from the University of Glasgow. He taught at Concordia University, Montréal and Université du Québec à Montréal. He is Associate Professor at the National School of Political Studies and Public Administration in Bucharest. He also held visiting research positions at the Hastings Center in New York, the Netherlands Institute for Advanced Studies and the British School of Classical Studies, where he was an Onassis Fellow. He has edited the volumes *Plato: Selected Myths* (Oxford University Press, 2004), *Heidegger and Plato* (in collaboration, Northwestern University Press, 2005), and *Plato's Myths* (Cambridge University Press, forthcoming). He has translated into Romanian (in collaboration) Plato's *Timaeus* and Aristotle's *Protrepticus*. – Address: Strada Garibaldi 2, Sc. A, Ap. 3, Sect. 2, 020 223 Bucharest, Romania.

I am grateful to everyone at Wiko for a wonderful and productive time.

During my stay at Wiko I have worked on various research projects.

1. First of all, I managed to complete a first draft of an article entitled “The Paradigm of Time in Plato’s *Timaeus*”. The Wiko library service was excellent, and I was able to consult almost all the books and articles I needed for my research. In a few months I will submit this article for publication to *Ancient Philosophy*, a peer-reviewed journal (editor: Prof. Ronald Polansky, Duquesne University, Pittsburgh, USA).

2. I completed an article on the Romanian philosopher Alexandru Dragomir (1916–2002). Dragomir studied with Heidegger in the early 1940s, before returning to Romania.

My essay about him, “Alexandru Dragomir: Portrait of the Philosopher as a Solitary Man”, will be included in Michael Chase and Michael McGhee, eds., *Philosophy as a Way of Life: Ancients and Moderns* (Oxford: Basil Blackwell, forthcoming).

3. I wrote three chapters of a general introduction to Plato that I am currently working on. I showed one chapter to a few Wiko Fellows (Marcia Pally and Fuad Rifka were among them), and they gave me very good feedback on it. This is a book for the non-specialist, and so I was eager to see what a non-specialist would have to say about it.

4. I revised a book that I edited, *Plato's Myths*, to be published by Cambridge University Press in 2008.

5. I partly revised the Romanian translation of Debra Nails, *The People of Plato* (forthcoming at Humanitas Press, Bucharest).

6. At Wiko I met Dr. Freddie Rokem. Dr. Rokem taught a course at the Free University in Berlin on theatre and philosophy. After we spoke about my research interests in ancient Greek theatre and its relation to philosophy, Dr. Rokem invited me to one of his classes to give a lecture on Plato's *Symposium*. I delivered the lecture on 30 June 2007, and the lecture was followed by lively discussion.

7. On 28 June 2007 I delivered a lecture at Wiko entitled *Plato's Myths*. It was based on my introduction to the volume on Plato's myths that I have edited for Cambridge. Plato links all the myths he invents, and many of the traditional myths he uses, to philosophy, thus overcoming the traditional opposition between *muthos* and *logos* (in spite of his occasional claim that they are opposed modes of discourse). Why does he do it? I argued in my talk that there are three main reasons. He (i) thought of myth as an efficient means of persuasion intended to make the less philosophically inclined, as well as children, believe various noble things. He (ii) also thought that the philosopher should make the less philosophically inclined wise, and since these people may sometimes not follow the arguments, he is ready to provide whatever it takes – an image, a simile, or a myth – that will help them grasp what the argument failed to tell them. The myth – just like an image or analogy – may be a good teaching tool. And he (iii) also seems to think that rational argument has certain limits; when reason reaches them, one has to rely on myth to go further.

8. Between 9 and 15 July 2007 Prof. Michael Inwood, Fellow of Trinity College, Oxford, visited me at Wiko. I have known Prof. Inwood for many years. He read my introduction to the volume on Plato's myths that I have edited for Cambridge, as well as two chapters of my general introduction to Plato. He gave me very good comments on both of them.

9. Kevin McAleer, who style-edits texts written in English by Wiko Fellows, read three texts I wrote and made valuable suggestions for improvement. They were: a) “Alexandru Dragomir: Portrait of the Philosopher as a Solitary Man”; b) part of my introduction to the volume on Plato’s myths that I have edited for Cambridge; and c) about one chapter of my general introduction to Plato.

10. I was very impressed by Tomasz Kizny’s work on the Gulag. When Prof. Andrei Pleșu, Rector of the New Europe College, Bucharest, was at the Wissenschaftskolleg, I introduced Tomasz to him. I am happy to learn that Tomasz was invited to come to Bucharest in April 2008 and present his work on the Gulag at New Europe College.



FRIENDSHIPS
MARTA PETRUSEWICZ

Marta Petruszewicz emigrated from her native Poland in 1969 after the wave of political repressions, and has studied and worked in Italy, France and the United States. She is currently Professor of Modern European History at the City University of New York and at the Università della Calabria, Italy. She is the author of *Latifundium: Moral Economy and Material Life in a 19th-Century Periphery* (1996), awarded the Sila Prize for the best scholarly book; *Un sogno irlandese: la storia di Constance Markiewicz comandante dell'IRA (1868–1927)* (1998) and *Come il Meridione divenne una Questione* (1998) and the editor of *Passaggi di frontiera: conversazione con Albert O. Hirschman* (1994) translated in several languages. At the Wissenschaftskolleg she has been working on a comparative history of the European peripheries (Ireland, Norway, Poland and Two Sicilies) in the 19th century. – Address: Dept. of History, CUNY: Hunter College, 695 Park Avenue, New York, NY 10021, USA.

It might have been an error to look at earlier editions of the end-of-year reports, as they made me realize how far from unique our class' experience was. Like our predecessors, we wrote fewer pages than we had planned, we frantically attended dozens of musical events in Berlin, we thrived in Grunewald's green areas, we put on weight, and we were thrilled by the intellectual understanding between hard scientists and human/social ones. This was my experience too. What was it in addition to that?

I arrived in Berlin with a firm plan: 1) to conceptualize an already over-researched book and write a few chapters; 2) to learn German; 3) to stop smoking; 4) and to figure out where I want to live and work. I stopped smoking and then went back again, my German remains

pitiful, and I still don't know whether to choose rural Calabria or the metropolitan New York. Yet, I don't think that I have failed.

The book I was working on at Wiko is complicated. *Ex-centric Europe: Visions and Practices of Harmonious Progress in the 19th-Century Peripheries* advances a sweeping thesis on the overwhelming land-centered structure and culture of Europe in the first half of the 19th-century and of the particular role that land-oriented elites played at its peripheries. At the same time, it proposes a new "circular" methodology of comparative history, by which one country's *emic* becomes another's *etic*, and the historian can combine an insider's with an outsider's point of view.

I have succeeded, during this year, in working out the organization of the argument and the structure of the book and in dividing it into chapters, subchapters and paragraphs. I was helped in this by discussions especially with two Wiko colleagues, the biologist Wayne Maddison and the historian Harry Liebersohn. It was extremely useful to present parts of my work to historians and comparative historians at various universities in Germany, the only country I know where comparative history is actually practiced. In these confrontations, the German case started to assume a much larger role in my argument, not only as a chance location of some of the 19th-century's most important agricultural schools and academies and theoretical treatises – as it figured in my project before I came to Berlin – but as the very center of agrarian power and ideology. Reinhart Meyer-Kalkus made me reread *Wilhelm Meister* with this optic. The discussion that followed my *Dienstagsskolloquium* emphasized that the same was true in other central areas of Europe, and in other fields aside from economics, arts and literature, such as law. As a result, my thesis did not change but sharpened – what is particular of the peripheries is not the land-based project of harmonious development *per se* and the vision of the "natural course of things" (I still wait for the biologist Paul Schmid-Hempel to explain why Adam Smith's concept of "natural" was wrong), but the fact that such a project was conceived by peripheral elites as the master road to national and political sovereignty. Thus, I have finally befriended the argument.

Then, there was for me the impact of Germany itself, or rather, of Berlin. Until this year, I had never really been to Germany, aside from three very brief conference trips. It has never been a conscious decision to avoid Germany, of course – I have always had German friends in various countries and some of my Jewish Polish friends who emigrated like me in 1968–69 settled in this country. Still, I did feel a bit of apprehension – how will a Polish Jew, a daughter of survivors, live among the Germans? At the beginning, I was constantly

conscious of the age of the people I saw on the streets, in trains and buses, and every elderly man or woman made me wonder what they were sixty years before. Slowly, however, Berlin succeeded in reconciling me with Germany. This city was so lively and yet so calm and silent, full of young people, so tolerant of variety of behaviors, so effortlessly orderly with no police in sight, so green and unpretentious. Although I do not advocate the policy of guilt, I must confess that I appreciated it, as lived by people like Martin Stritt or Eva von Kügelgen. I live in New York, a city that I love, but I don't think that I would choose to live in the US. In the same way now, I feel that I could happily live in Berlin. I still don't know about Germany. I remember my friend Albert Hirschman telling me how, at the Wissenschaftskolleg, he started speaking German again, fifty plus years after his exile in 1933. *Mutatis mutandis*, the Wiko has done the same for me. I am only sorry that I cannot talk it over with Albert any longer. Like him, I have befriended Berlin.

I have made many friends in Berlin. I have established exchanges and started collaborations with a number of colleagues, and I even began thinking of a "German" project that will finally force me to learn this impossible language. Berlin was a cure, and Wiko was the doctor who administered it. Thank you to both.

Then there was the human interaction. By its parental care and protection, Wiko slightly infantilizes the Fellows. This is not a reproach, quite the contrary – we all feel so harassed and tired that a year of kindergarten is like a return to paradise lost. At least, it was for me. I like the Wiko rituals, all of them. I love the care *pani* Katarzyna Speder extends to all Fellows, with a hot soup always ready for the sick or the grumpy. I am extremely grateful that Marianne Buck virtually took over my research on the normative iconography of progress and performed miracles. I cherish the memory (yes, it is memory already!) of the magic moments – the expressive face of Pierre-Michel Menger at the *Dienstagskolloquia* that so clearly showed his approvals or disagreements; the late Thursday night conversations with Sunil Khilnani and Kate Boo in the fumes of Wiko's excellent wine; the organic-trash creative crisis; shared cigarettes; the long night conversations with Tomasz Kizny, my Villa Walther neighbor; outings to operas with their special rituals celebrated by Thomas Bauer; the in-house concerts, especially with the music of Toshio Hosokawa and Helmut Lachenmann. And the children, the real ones, exploring the mysteries of Villa Walther and the surroundings and shouting happily in a mixture of languages. Or the clinking sound outside my office in the Neubau that could announce the arrival either of Coco von Vancouver, the 41st Fellow, with his metal tags, or of Martin Stritt with his collection of keys. These and many others are stories of my friends.

Yeats wrote somewhere “Friendship is the only home I have ever had.” I have made many good friends at Wiko and through Wiko, and I thank you for this.



A NEW OPTION SET FOR LIFE
ANDREW F. READ

Born in 1962 in New Zealand (source of charming accent); B.Sc. (Hons) Zoology, Otago University (1984); Commonwealth Scholar, Oxford University, D.Phil. Evolutionary Biology (1989); Junior Research Fellow, Christ Church, Oxford (1988–1992); Adjunct Professor in Evolutionary Ecology, Tromsø University, Norway (1992–1997); BBSCR Advanced Research Fellowship, University of Edinburgh (1993–1998); Professor of Natural History, University of Edinburgh (1998–2007); Professor of Biology and Entomology, and Eberly College of Science Distinguished Senior Scholar, Pennsylvania State University (2007–current). I attempt to exploit modern notions of adaptive evolution to attack biomedically and theoretically challenging phenomena like pathogen virulence, infectiousness, vaccine escape and drug and insecticide resistance. My research group mostly works on malaria, but we have also toyed with worms that parasitise humans, fungi that kill insects, bacteria that sterilise waterfleas and viruses that cause cancer in chickens. – Address: Center for Infectious Disease Dynamics, Departments of Biology and Entomology, 208 Mueller, Pennsylvania State University, University Park PA 16802, USA.

I write this at 35,000 feet over the Atlantic, another trip to create a new life in the New World. I began the year at Wiko as Professor of Natural History at Edinburgh University and ended it as Professor of Biology and Entomology at Penn State. Much of my Wiko year involved creating and then eliminating an option set for a new job. Edinburgh had been good to me, but I was going stale. My wife's optimism that going to Wiko would put things right was oh so wrong. Wiko showed me an intellectual world – in biology and more importantly out of science – that convinced both of us that I needed out of my rut.

The new path will surely in time turn into a rut too, but I hope now to see the signs earlier and to retreat to Wiko-world in time. When I arrived in Berlin, the endless grind of raising money, re-writing student manuscripts, interviewing, refereeing, health and safety paperwork, human resources paperwork, animal experimentation paperwork, exam board paperwork, space wars, interpersonal problems in the lab, broken equipment, mentoring emotionally stressed career development fellows, departmental politics ... well, I was beginning to blame biological research and wondering about getting out. But by the end of our Wiko year, I had all my graduate student enthusiasm back, and in spades. I now feel high voltage flowing through me and, once again, I feel sorry for people who don't get paid to think about evolution and infectious disease.

I was proud of what I did not do in Berlin. I used Wiko to turn down "invitations": 15 to talk, 25 to referee papers, and one to join an editorial board. I also abandoned a book (on vivisection) and a planned review (tentatively called "Red Queen or Red Herring?"). Still, life intruded. Four talks, 35 letters of reference, 3 evaluation letters, 14 papers refereed, 3 prize committees, 2 scientific advisory boards, 3 grant proposals written (one successful, \$US 10 mill, declined; one part-funded (£100K); one rejected, now resubmitted, decision pending).

But I also find myself surprisingly proud of what I did do. It was my most productive year in terms of both quantity and quality of papers – all achieved while working fewer hours than I have for years, and getting a new job, and having a great time with my family and colleagues. It was, as always, hugely satisfying to see projects I had led for years coming to fruition. But the quality of the science I achieved surprised me most. The ability to concentrate on one thing for an extended period of time (e.g. a whole morning) makes it possible to do way better science. And a most peculiar thing happened. I now have several yet-to-be-written papers burning in my head. Much to my surprise, my current answer to the question, "What would you do if told you have only six months to live?" is: get those damned papers finished. Previous answers to that question have never involved science.

Mostly, I cleared the backlog of papers that my research group and collaborators needed to finish, but some magic extra stuff came up during that process (Day et al. 2007, Råberg et al. 2007, Wargo et al. 2007). Time will tell what wider impact those papers make, but they made a big impact on me: working on great problems with class people in an environment that empowers thinking. My biggest intellectual struggles were with a book chapter I thought would take a week to write (Read and Mackinnon 2008). In the end the beast took four months to slay, and I can't help feeling it was a slightly ugly slaying that might

not yet be over. But I resisted the temptation to write the book the topic deserves: scientists don't read books, and besides, just the chapter hurt a lot. In it, we asked why vaccines keep working despite pathogen evolution, whereas antibiotics routinely fail because of it. I now think that the answer means that newer generations of vaccines will fail – and may in some cases create superbugs. Today's vaccine developers are as complacent about evolution as were drug developers in the years before evolution began systematically rendering useless the world's antibiotics.

Oddly, lunch with a photographer changed the way I think about what I do. Tomasz Kizny made me realise the annual on-going, year-in, year-out malaria body count is comparable to the worst spasms of human brutality, and I began to wonder why we – rightly – worry so much about genocide and yet – wrongly – seem quite content to let a completely preventable disease like malaria rampage. It kills the equivalent of a 9/11 every day, a Dresden firebombing every two weeks, a Rwanda every year, a Holocaust every few years. Unlike genocide, malaria will never burn itself out. Do we do so little about it because it is “natural”? Prevention is easy: concrete houses, mesh screens on windows, bed nets, environmental modification, primary health care – but these are apparently too expensive for politicians. So while scientists are making careers trying to find politicians cheaper solutions, the people go on dying. A “War on Malaria” would be easier and cheaper than the “War on Terror” – and done properly might go a long way to making a War on Terror unnecessary. Malaria doesn't need science, it needs money, and as the Iraq war has shown, money follows political will.

Wiko's lunches, dinners, colloquia and German lessons left me a kaleidoscope of other thoughts. I learnt that a painting of a bowl of fruit can be shocking. That evolution and global climate change really are a threat to Christianity, but the biggest threat to organised religion is not what science is discovering but good theology. That we are what we give as gifts. That in South Africa, religion played an unusually negligible role in generating conflict: the Bible both justifies and abhors apartheid. That the mathematical precision of German grammar is actually beautiful. That the most explosive success of biology is that it has solved the problem of evil. That a way to figure out why somebody starts something is to ask why they stop it. That constitutions are a civilising achievement but getting them right is not straightforward. That Baghdad is being torn apart because people disagree about who was the nephew of Mohamed. That the notion of free will could be a social construct to aid the fight against our deepest urges to steal food and other peoples' partners. That

one hour of questions is needed after colloquia because brevity is not a quality much admired in the humanities.

And Berlin, oh Berlin. I don't much like cities – they've always seemed the cost to pay for working in universities – but Berlin is so special. The space, the people, the melting pot. The trees, the concrete, the water. And history so in your face you question history itself. Everywhere you see how regimes across the political spectrum have tried to direct society by using historic sites to shape perceptions of the past. British historical sites are sterile theme parks; Berlin's continue to mould Germany. A rich, broke city, with deep wounds healing fast with terrible scar tissue. In less than a day, I saw my first opera (Salome) and my first concentration camp (Sachsenhausen), a juxtaposition of the best and worst of Germany so draining that I had to turn away unexpected guests and seek solitude. I went to the Gedenkstätte Berlin-Hohenschönhausen with the kids and a friend, and then went back with my wife and sister. Everyone should visit Hohenschönhausen. On my first trip, Tony Blair was trying to extend the period terrorist suspects could be held without charge from one month to three. His initiative was killed off because there was no evidence it would make a difference. He was trying again on my second trip. There still is no evidence that more time will convict more terrorists, but nonetheless, the new British Prime Minister is giving it a third shot. In Hohenschönhausen, the only thing the Stasi had was time.

It is too early to say what the long-term consequences of my Wiko year will be. I am not sure what I make of the fact that we biologists at Wiko worked so hard writing stuff that none of us will ever have time to read. I also can not help but feel that so much of the research enterprise gets in the way of research, taking away the time to be brave, to be lateral. I feel a growing disquiet with where conventional biology is going. It increasingly deals with jobs, careers, readily soluble science, often carried out with little deep thought. It is ever more reductionist, even though there is little evidence that real world problems – and indeed interesting problems – can be solved that way. You do not address traffic congestion by figuring out how the car works, least of all at the molecular level. Our year at Wiko had an outstanding collection of biologists, all at the top of their game, all avoiding those traps. Many of us went to a scientifically excellent meeting in the Austrian Alps at the end of the winter, and we all felt somehow different from the others there. And we were. The damned humanities environment at Wiko had made us happy to discuss and think about *anything*. Biology is fascinating – but I now realise that many biologists are not. There was only one Wiko colloquium I found about as valuable as watching daytime TV. In a good year, about a quarter of the biology seminars I go to are like that. I now fear that

frequency will rise for the rest of my life. And I feel a disquieting urge to seek out colloquia as broad-minded and wide-ranging as those at Wiko.

During the whole year at Wiko, I got only two e-mails from Wiko staff asking me to do something. One asked for the name of the Edinburgh administrator who had failed to invoice Wiko for money owed; the other was the request to write this article – as Dieter Grimm said, the only obligation of the year. Over the years, others in their reports have, more eloquently than I can achieve, sung the praises of the staff who create this perfect Wiko-world (and who are too numerous to name here). Along with our predecessors, my family and I are deeply grateful for the food, the support, the environment, the laughs and the enabling, as well as the insights into Wiko, Berlin and German. And to my fellow Fellows, and their spouses and families: I have never had so much fun and intellectual stimulation simultaneously – ever. Thank you. For a year, the world was as it should be. And it won't be the same again.

Papers completed

- Barclay, V. C., L. Råberg, B. H. K. Chan, S. Brown, D. Gray, and A. F. Read (in press). “CD4⁺ T cells do not mediate within-host competition between genetically diverse malaria parasites.” *Proceedings of the Royal Society of London Series B*.
- Day, T., A. L. Graham, and A. F. Read (2007). “Evolution of parasite virulence when host responses cause disease.” *Proceedings of the Royal Society of London Series B* 274: 2685–2692.
- Grech, K., B. H. K. Chan, and A. F. Read (in press). “The impact of immunisation on competition within *Plasmodium* infections.” *Evolution*.
- Grech, K., L. A. Maung, and A. F. Read (2007). “The effect of parental rearing conditions on offspring life history in *Anopheles stephensi*.” *Malaria Journal* 6: 130–137.
- Long, G. H., B. H. K. Chan, J. E. Allen, A. F. Read, and A. L. Graham (in press). “Anti-disease therapies: reducing disease severity but increasing parasite transmission?” *International Journal for Parasitology*.
- Long, G. H. and A. F. Read (2007). “The expanding field of evolutionary immunology: ‘The impact of the environment on innate immunity: at the defence frontier – the biology of innate immunity’.” *Expert Reviews in Clinical Immunology* 3: 459–461.
- Lynch, P. A., U. Grimm, and A. F. Read (in press). “How will public and animal health interventions drive life history evolution in parasitic nematodes?” *Parasitology*.

- Mackinnon, M. J., S. Gandon, and A. F. Read (in press). "Virulence evolution in response to vaccination: the case of malaria." *Vaccine*.
- Råberg, L., D. Sim, and A. F. Read (2007). "Disentangling genetic variation for resistance and tolerance to infectious diseases in animals." *Science* 318: 812–814.
- Read, A. F. and M. J. Mackinnon (2008). "Pathogen evolution in a vaccinated world." In *Evolution in Health and Disease*, edited by S. C. Stearns and J. Koella, 139–152. 2nd ed. Oxford University Press.
- Read, A. F. (2007). "The evolution of virulence: malaria, a case study." In *Evolutionary Medicine*, edited by R. Nesse. Henry Stewart Talks, www.hstalks.com, London (CD-ROM).
- Thomas, M. B. and A. F. Read (2007). "Can fungal biopesticides control malaria?" *Nature Microbiology Reviews* 5: 377–383.
- Wargo, A. R., J. C. de Roode, S. Huijben, D. R. Drew, and A. F. Read (2007). "Transmission stage investment of malaria parasites in response to in-host competition." *Proceedings of the Royal Society of London Series B* 274: 2759–2768.
- Wargo, A. R., S. Huijben, J. C. de Roode, J. Shepard, and A. F. Read (2007). "Competitive release and facilitation of drug resistant parasites following therapeutic chemotherapy in a rodent malaria model." *Proceedings of the National Academy of Science USA* 104: 19914–19919.



„SCHWER VERLÄSST, WAS NAHE DEM
URSPRUNG WOHNET, DEN ORT“
(FRIEDRICH HÖLDERLIN)
FUAD RIFKA

Born in Syria in 1930, migrated to Lebanon at an early age, studied Philosophy at the American University of Beirut, continued his study of philosophy in Germany by means of a DAAD Scholarship and graduated in Philosophy at the University of Tübingen in 1965, held an academic position at the Lebanese American University, retired as a Professor emeritus in 2004. Publications: 12 poetry collections in Arabic, a number of which have been translated into several foreign languages, especially German. Four works of prose in Arabic of a literary-philosophical nature. Articles, interviews, and essays appeared in various mass-media channels. Translated selected poems from Goethe, Hölderlin, Rilke, Trakl, Novalis and Olly Komenda-Soentgerath into Arabic, a number of which appeared in a bilingual form, each as a separate work. Participation in the translation of the Old Testament into Arabic. Translation into Arabic of 365 stories from the Bible for children. Others: A member of the German Academy for Language and Poetry, a member at the Bavarian Academy of the Fine Arts, a member of the Otto Friedrich Bollnow Society, a member of the Hölderlin-Gesellschaft. A number of prizes and medals, the last of which is the Deutsche Bundesverdienstkreuz. – Address: Lebanese American University, PO Box 13-5053, Beirut, Lebanon.

How difficult it is to describe fully my rich experience during my stay at the Wissenschaftskolleg for a whole academic year! Yet, despite this difficulty, I shall try to touch briefly a number of its aspects.

My project at the Wissenschaftskolleg moves towards the translation into Arabic of a selection of contemporary poems in German. When I started with this project last October,

I doubted whether I would be able to complete it before the end of July, the date of my departure back home. But now I am happy to realize that my previous doubt was only a white summer cloud, since the project, as defined, has been completed, and I am hoping that it will be published next spring.

However, the completion of this project should not be traced back only to my own effort, but primarily to the warm and smiling help I got at the Wissenschaftskolleg, from the top of the pyramid in the administration down to its basis in the form of typing letters (I don't know how to type or how to use the computer and the Internet), in the form of searching for the addresses of a number of German poets and publishing houses, in the form of researching the biographies of several German poets, and finally in the form of doing everything possible to make my work easier.

Another aspect of my rich experience at the Wissenschaftskolleg is manifested on two levels: internal and external. Internally, I had the opportunity, as much as time permitted, to exchange ideas with other Fellows, whether on the occasion of the Tuesday Colloquium, or during the daily meals, or during the afternoon walks in the neighbourhood, or during a break at a certain coffeehouse. This exchange of ideas has proved to be very enriching, despite the fact that the majority of my colleagues are specialized in areas far removed from my own.

Externally, I had the chance to establish ties with several writers, poets, painters, publishers, cultural centres and the press, in addition to the poetry readings and the interviews I did in Berlin, inside and outside Germany.

As a result of the relaxing, creative climate, I could devote enough time to my personal work, namely to poetry writing, ending up with three poetry collections to be published after I return home. In this relation, may I mention that during my stay at the Wissenschaftskolleg my poetry collection *Die Reihe der Tage* appeared in Berlin, Schiler-Verlag, bilingual: Arabic-German.

Certainly, I don't claim to have already acquired a satisfactory impression of Berlin's extremely rich world, indeed Berlin is a great work of art, whose inner world can hardly be fully experienced. In Berlin, one is always on the way to Berlin, like the horizon towards which the sailor moves, but without ever reaching it.

Is this all? Certainly not. Indeed, the important thing has not yet been said: What language can express the way the fall in Berlin quietly, silently, without even a whisper, creeps into the trees, the branches, the leaves, thus transforming them all into Greek tragedies, reminding us of Rilke's Eighth Elegy:

So leben wir
und nehmen immer Abschied,

What language can describe the scene of Berlin's lakes transformed in winter into a lonely, icy mirror, without boats, without wild birds, without lovers embracing the endless distance at sunset? What language can touch the song of the blackbird (Amsel), reluctantly calling for love early in spring, late in the evening! And in summer, where is the song, so loud, to reach the stars.

Berlin, oh Berlin, you sun of the world, that sets in order to rise again, look!
The bird of the storm hovers over your peaks and announces the new dawn.
Auf Wiedersehen.

* * *

In den Trümmerfeldern von Beirut
In den Trümmerfeldern von Rom und Berlin bis Hiroshima,
auf dem Trümmerfeld Erde
immer noch ein Jasminstrauch,
der das Auge überrascht,
ein Abendstern.



EIN JAHR IM DIALOG FRANK RÖSLER

Frank Rösler (29. 1. 1945, Dresden). Diplom in Psychologie (1972) an der Universität Hamburg; Promotion (1976) und Habilitation (1983) an der Universität Kiel. Habilitationsschrift: *Hirnelektrische Korrelate kognitiver Prozesse* (1982). Seit 1986 Professor für Allgemeine und Biologische Psychologie an der Philipps-Universität Marburg; abgelehnte Rufe: 1988 Aachen, 1988 Kiel, 1995 Humboldt-Universität zu Berlin, 1997 Bremen, 2000 Mannheim. Auszeichnungen: 1977 staatlichen Preis der Christian-Albrechts-Universität Kiel, 2000 Wilhelm-Wundt-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, 2002 Max-Planck-Preis für Internationale Kooperation; seit 1995 Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, seit 2002 Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina. Forschungsadministration: 1992–2000 DFG-Fachgutachter; 2001–07 Mitglied des Senats der DFG, seit 2004 Mitglied des SFB Senats- und Bewilligungsausschusses der DFG; Forschung: Experimentelle Psychologie und Kognitive Neurowissenschaften; Publikationen s. <http://staff-www.uni-marburg.de/~roesler/Publ.html>. – Adresse: Fachbereich Psychologie, Philipps-Universität Marburg, Gutenbergstraße 18, 35032 Marburg.

Das Jahr am Wissenschaftskolleg war für mich ein Jahr der Dialoge. Abgesehen von den regelmäßigen Diskursen bei Mittag- und Abendessen gab es vier weitere öffentliche.

In dankbarer Erinnerung an meinen Kollegen Paul B. Baltes, der viel zu früh am 7. November 2006 verstarb. Er hatte mich auf die Institution des Wissenschaftskollegs zu Berlin aufmerksam gemacht und mit ihm hätte ich während meines Jahres am Wiko sehr gerne auf dem Golfplatz den einen oder anderen weiteren Dialog führen wollen.

Kaum angekommen fragten mich Katharina Wiedemann und Reinhart Meyer-Kalkus, ob ich mich nicht zusammen mit Béatrice Longuenesse einem *gemeinsamen Interview* für die Publikation „Köpfe und Ideen“ stellen wollte. Das führte dann zu einem langen Gespräch mit ihr und Ralf Grötke, aber auch zu weiteren Diskussionen zwischen Béatrice und mir. Kuchen aus dem Wiener Kaffeehaus am Hagenplatz und viel Tee begleiteten uns danach bei der Vorbereitung unseres öffentlichen *Abenddialogs* zum Thema „Neurone vergeistigen – Geist und Gehirn im Gespräch“, zu dem uns die wissenschaftliche Leitung des Hauses im Rahmen der Vortragsreihe „Geistes-Gegenwart“ überredet hatte. Dann holte mich mein lieber Kollege aus der Biologie, Paul Schmid-Hempel, auf das Podium, um anlässlich des Fellow-Treffens in einer *Podiumsdiskussion* über evolutionsbiologische Aspekte in der Medizin mitzureden. Und schließlich gab es den *Dialog* „Das Wiko im Jahre 2032“, den Pierre-Michel Menger und ich für die Abschiedsveranstaltung des Fellow-Jahrgangs vorbereitet, geprobt und als Sketch vorgeführt hatten. So scheint es doch nur konsequent, wenn ich meinen Bericht über das Fellow-Jahr 2006/07 am Wissenschaftskolleg ebenfalls als einen, wenn auch fiktiven, fünften Dialog gestalte.

Nach 10 Monaten Wallotstraße und Koenigsallee ist F. R. wieder daheim, in Marburg, im mittelhessischen Bergland angekommen, geht gedankenverloren am Samstagmorgen über den idyllischen Wochenmarkt vor dem Rathaus der mittelalterlichen Universitätsstadt, ist noch ganz gefangen von den letzten Eindrücken aus der Weltstadt, davon, wie toll das Leben dort pulsierte, und er spürt umso deutlicher, wie beschaulich alles daheim ist, kaum verändert, auch nicht nach 475 Jahren Universitätsgeschichte. Anders als in der Großstadt sieht man häufig vertraute Gesichter, und da kommt auch schon ein bekanntes – Kollege K. Man kennt sich aus den Gremien der Universität, nicht aus dem eigenen Fach, fühlt sich aber dennoch geistesverwandt und zu mehr gedrängt als nur zu einem kurzen „Hallo“.

K.: Ah, guten Morgen. Sie habe ich aber lange nicht gesehen! Auch auf dem Markt einkaufen?

F. R.: Ja, ich war ein Jahr in Berlin, am Wissenschaftskolleg.

K.: Ach, ein ganzes Jahr? Wie haben Sie das gemacht, mit Ihrem Labor? Da ging doch wahrscheinlich alles drunter und drüber?

F. R.: Nein, das lief erstaunlich gut. Zugegeben, eigentlich wollte ich das gar nicht machen, dieses eine Jahr am Wiko. Noch am Vorabend meiner Abreise, letzten Herbst, meinte ich zu meiner Frau „Also eigentlich habe ich gar keine rechte Lust zu fahren, wie soll das alles

laufen? Meine Leute, die erwarten doch, dass ich hier erreichbar bin!“, aber jetzt, rückblickend, muss ich sagen: Es lief besser, als ich es mir je hätte vorstellen können.

K.: Waren Sie dann regelmäßig mal hier in Ihrem Institut, um nach dem Rechten zu schauen?

F. R.: Selten. Am Anfang, also während des ersten halben Jahres, einmal einen Tag im Monat. Aber ich habe dann gemerkt, das ist auch nicht nötig. Das meiste lässt sich über E-Mail erledigen, und außerdem kommen die jungen Leute auch ganz gut ohne einen aus, man überschätzt da seine Wichtigkeit ungemein. Die müssen ja ihre Selbständigkeit erfahren, und das geht besser, wenn sie nicht bei jeder Kleinigkeit meinen, nachfragen zu müssen. Die Aufsätze, die meine Doktoranden und Postdocs in der Zeit geschrieben haben, konnte ich auch in Berlin überarbeiten und per E-Mail hin- und herschicken. Und eine kurze Absprache über Versuchspläne geht auch per E-Mail, wenn es sein muss, auch mal per Telefon. Und den Rest, den können sie einfach vergessen. Ist man erst mal weg, merkt man, wie unwichtig dieser ganze Kram da eigentlich ist – das meiste überflüssig, eigentlich nicht wert, dass man seine Zeit dafür opfert.

K.: Und ihre Frau, war die mit?

F. R.: Nein, wie kommen Sie darauf? Die hat ihren eigenen Job. Da kann sie doch nicht ein ganzes Jahr ihre Praxis zumachen.

K.: Ja aber – aber so getrennt, für ein ganzes Jahr?

F. R.: Sie glauben gar nicht, wie das eine langjährige Gemeinschaft belebt, wenn man sich nicht jeden Morgen beim Frühstück sieht. Das belebt die Ehe! Außerdem ist meine Frau natürlich regelmäßig nach Berlin gekommen. Sie hat das sehr genossen, genauso wie ich, dieses ungeheure Angebot an Kultur, Theater, Museen, Konzerten, Opern. Das wird uns jetzt fehlen, hier, in der beschaulichen Kleinstadt.

K.: Das kann ich nachempfinden. Aber sagen Sie, was haben Sie da gemacht am Wiko?

F. R.: Mein Projekt war es, ein Buch zu schreiben. Diese ganze Debatte um den freien Willen, die vor einigen Jahren durch unsere Feuilletons geisterte und auch an den Akademien heftig geführt wurde, hat mich geärgert. Da wurde ziemlich spekulativ und meistens eben auch in viel zu knapper Zeit über ein Thema geredet und geschrieben, ohne dass sich die Leute, die darüber redeten, erst einmal intensiv mit den psychologischen und biologischen Randbedingungen beschäftigt hätten. Also mit der Frage, was gibt es eigentlich für physiologische, neurobiologische Befunde, die solche Zustände, die wir auf der subjektiven, introspektiven Ebene „Entscheidung“ nennen, bedingen könnten.

K.: Wie meinen Sie das?

F. R.: Also, z. B. die Frage, „Wie sehen elementare Verschaltungsprinzipien im Nervensystem aus, die die Grundlage für Phänomene wie Informationsselektion, Verstärkung und Abschwächung von Informationen, Freigabe und Hemmung von Handlungsprogrammen, aversive und appetitive Bewertung von Handlungsergebnissen, etc. bilden?“ Das alles sind Bausteine, die dann, zusammengenommen, die biologische Basis für das bilden, das wir introspektiv oder auch in der Verhaltensbeobachtung als Entscheidung bezeichnen. Welche Hirnstrukturen sind daran beteiligt, welche Transmittersysteme? Ich meine, erst wenn wir das einmal genauer analysiert und zusammengetragen haben, haben wir auch nur den Hauch einer Chance, die naturwissenschaftlichen Kausalketten zu verstehen, die in einer gegebenen Situation und einem durch Lernen geprägten Nervensystem zu der einen oder anderen Handlung oder sprachlichen Äußerung führen. Und dieser Stoff muss in einer solchen Art aufbereitet werden, dass er auch von denen verstanden wird, die zunächst einmal nicht die neurobiologischen Grundkenntnisse mitbringen, die aber trotz ihres mangelnden Detailwissens nicht zögern, sehr starke Aussagen zum freien Willen und zu menschlichem Entscheidungsverhalten zu machen.

K.: Und das haben Sie jetzt alles aufgeschrieben und geht demnächst zu einem Verlag?

F. R.: Also fertig ist die Geschichte leider noch nicht. Wie immer stellt es sich, wenn man dann damit angefangen hat, als schwieriger und umfangreicher heraus als im ersten Moment gedacht. Und dann gab es natürlich die anderen Verpflichtungen, die man nicht vollständig hinter sich lassen kann – Vorbereitung von Forschungsanträgen, damit die Arbeitsgruppe auch nach der Rückkehr weiterlebt, Überarbeitung von Zeitschriftenaufsätzen, bei denen man als Koautor beteiligt ist, Reisen für die Deutsche Forschungsgemeinschaft usw. Aber die Gliederung steht und auch das Gerüst für einige Kapitel, also die Gesamtkonzeption.

Und ich habe viel Material gesichtet, das da hineingehört und von dem ich bislang nur schemenhaft eine Ahnung hatte, z. B. neuronale Netzwerkmodellierung, also Ansätze, wie man mit Modellneuronen auf dem Computer psychische Funktionen simuliert. Die Entwicklung ist erstaunlich. Man ist inzwischen weit über die zunächst noch recht primitiven Anfangsstadien hinausgekommen, also über die Phase sehr schlichter konnektionistischer Modelle, die nur ein wenig lernen und klassifizieren konnten. Man simuliert jetzt auch in solchen Modellsystemen komplexere Prinzipien, z. B. funktionale Modularität und hierarchische Strukturierung, also die Interaktion „entwicklungsgeschichtlich“ unterschiedlicher Teilsysteme. Da kann man eine Menge über die prinzipielle Funktionsweise des Gehirns lernen.

K.: Aber so richtig ist das doch gar nicht Ihr Forschungsgebiet. Ihre Arbeitsgruppe publiziert doch vorwiegend zur Psychobiologie des Gedächtnisses.

F. R.: Ja, und zu Sprache und Rechnen und neuronaler Plastizität haben wir auch etwas gemacht – generell Forschung zur Frage „Wie sehen die biologischen Korrelate zu kognitiven Prozessen aus?“ Aber Sie haben natürlich Recht, das Thema meines Projektes am Wiko, „Wie finden Nervensysteme Entscheidungen?“, das war bislang nicht das Zentrum meiner Arbeit. Aber genau das, die Möglichkeit, etwas anderes machen zu können, war das Tolle an diesem einen Jahr am Wissenschaftskolleg. Man hatte geschenkte Zeit, um sich mit einem Thema zu beschäftigen, das nicht nur eine Fortschreibung des schon immer laufenden Programms war.

K.: Das klingt tatsächlich spannend.

F. R.: Es ist schwer zu beschreiben, aber ich fühlte mich am Wiko zeitweise wie während meiner Habilitation. Man hatte die Zeit und die Muße zu lesen und nachzudenken. Dinge lesen, zu denen man sonst nicht kommt, weil das Tagesgeschäft es nicht mehr zulässt: Lehre, Administration, Wissenschaftsmangement, das frisst uns doch alles normalerweise auf, da setzt man sich ja abends nicht noch mal an den Schreibtisch und liest ganz etwas anderes. Ich hätte eigentlich sogar noch radikaler alle anderen Verpflichtungen einfach absagen sollen, um mich ganz auf die Projektarbeit konzentrieren zu können. Aber Sie wissen ja, da gibt es Grenzen. Schade eigentlich, denn die Randbedingungen am Wiko sind einfach grandios – Ruhe, Abgeschlossenheit, bester Zugang zu aktueller Literatur über virtuelle Bibliotheken, und wenn das nicht ausreicht, die Unterstützung durch die Bibliothekarinnen. Die beschaffen einem auch die exotischsten Dinge. Und das Essen ist auch sehr gut, ganz abgesehen vom Wein.

K.: Das klingt ja nach einem akademischem Paradies.

F. R.: Ist es auch, Sie können auch assoziieren: „Zauberberg“.

K.: Wirklich?

F. R.: Ja, mit allen sozialen und gruppendynamischen Spannungen; und jeder trifft auch seinen Settembrini oder Naphta, mancher auch seine Madame Chauchat.

K.: Also Sie meinen, das sei so eine Art abgeschlossener Mikrokosmos, abgeschieden von der Welt, mit allen möglichen sozialen Interaktionen und ständigen, weltbewegenden Diskussionen?

F. R.: Ja, die Diskussionen, die Gespräche, das ist Teil des Programms. So ziemlich die einzige Verpflichtung, die man hat, sind die gemeinsamen Mittag- und Abendessen, bei denen man intellektuell gefordert ist, aber auch viel erfährt über sein eigenes Fach und

über die anderen. Und dann natürlich die wöchentlichen Kolloquien, jeder Fellow trägt einmal im Laufe des Jahres über sein Projekt vor und stellt sich der Diskussion. Das hatte schon manchmal etwas Feierliches. Dienstags gegen elf eilen alle Fellows, auch einige Ehepartner, aus den Büros und Appartements in den Großen Kolloquiumssaal in der Wallotstraße. Punkt elf schließt die Zeremonienmeisterin das große, schwere Eichenportal, und das Exerzitium kann beginnen: Vorstellung des Referenten – Vortrag – Diskussion.

K.: Wieso haben Sie da etwas über Ihr eigenes Fach erfahren?

F. R.: Nun, zum einen müssen Sie Fachfremden erklären, was Sie eigentlich machen. Das ist schon manchmal eine Herausforderung. Ich fand es erstaunlich, wie wenig die anderen über das Fach wissen, das man selbst vertritt, und das gilt dann natürlich umgekehrt auch, wie wenig man doch über entfernte Gebiete weiß. Zeitweise kam ich mir vor wie ein „Missionar in Sachen Psychologie und Neurowissenschaften“. Erst einmal klarmachen, dass wir als akademische Psychologen heute eine empirische, in vielen Bereichen experimentelle Wissenschaft vertreten, die in Therapie, Diagnostik, in der Pädagogik oder bei der Gestaltung von Mensch-Maschine-Systemen Anwendungsangebote macht, die nach naturwissenschaftlichen Kriterien abgesichert sind. Dass Psychologie nicht Psychoanalyse ist, das ist in vielen Bereichen unserer wissenschaftlichen Kultur noch nicht angekommen. Und dann bekommt man natürlich Kontra.

K.: Das stelle ich mir anstrengend vor.

F. R.: Ist es auch, vor allen Dingen, wenn man seine Mitspieler noch nicht so genau kennt. Mein Thema zur Entscheidungsfindung von Nervensystemen hat z. B. einige sichtlich erregt, vielleicht auch verärgert. Dass da jemand die Chuzpe besitzt, über so hehre Dinge wie den Geist, das menschliche Denken, menschliche Entscheidungen mit naturwissenschaftlichen Methoden arbeiten zu wollen, dass jemand Psychologisches auf neurobiologische Gesetzmäßigkeiten beziehen will, das erscheint doch manchen aus der geistes- und kulturwissenschaftlichen Zunft reichlich verdächtig und führt zu ungewollten, manchmal vielleicht sogar zu gewollten Missverständnissen und Aggressionen. Aber wenn man Zeit hat und länger miteinander redet, dann lassen sich manche dieser Missverständnisse auch auflösen, und das erscheint mir als ein großer Gewinn des Unternehmens Wiko. Erst durch wiederholte Auseinandersetzungen kann man seine eigenen Argumente schärfen, auch seine Sprache präzisieren, Gegenargumente berücksichtigen und somit so etwas wie ein gegenseitiges Verständnis erreichen, zum Beispiel klarmachen, dass es bei einem Projekt „Naturalisierung des Geistes“ nicht um eine banale Reduktion geht, sondern um das

Verstehen von komplexen Sachverhalten, die durch die Beschäftigung mit ihnen nichts von ihrem Geheimnis und nicht einmal ihrer Schönheit einbüßen. Im Gegenteil!

K.: Waren da noch andere, die zu etwas Ähnlichem wie Sie gearbeitet haben?

F. R.: Bedingt. Zum einen habe ich viele Gespräche mit einer Philosophin, Béatrice Longuenesse, geführt. Sie beschäftigte sich im Wiko-Jahr mit dem Begriff des „Ich“. Kantspezialistin, sie ist also wissenschaftlich ganz woanders angesiedelt als in den Neurowissenschaften. Dennoch, die Interaktion mit ihr war lehrreich und hat mir geholfen, auch manchen Gedanken zum Thema „Naturalisierung des Geistes“ schärfer zu sehen. Sie hat mich auch auf ein paar philosophische Denkfiguren aufmerksam gemacht, die ich sonst wohl nicht so wahrgenommen hätte. Vor allen Dingen habe ich erst durch die Diskussion mit ihr gemerkt, dass manche dieser Ideen zwar weit weg von jeglicher Empirie sind, dennoch aber auf empirische Befunde bezogen werden können.

K.: Und zweitens?

F. R.: Zum anderen gab es eine Gruppe von Evolutionsbiologen, die mich als einen zur Minderheit der Naturwissenschaftler Gehörenden, quasi als einen der ihren adoptiert hatte. In unserem wöchentlichen Gesprächskreis, dem „Bioquium“, wurden zwar vorwiegend Themen behandelt, die auch weit weg von meinem eigenen Forschungsgebiet lagen, aber die Auseinandersetzung mit dem Thema Evolution hat meine Überlegungen zur Frage der Entscheidungsfindung im Nervensystem ebenfalls in eigener Weise beeinflusst. Die evolutionsbiologische Perspektive betrifft ja nicht nur das Immunsystem oder andere biologische Sachverhalte, sondern eben auch gerade all das, was wir in der Psychologie behandeln – Wahrnehmen, Denken, Motorik, Emotion, Motivation, Bewusstsein. Wieso haben sich diese Funktionen so herausgebildet, wie wir sie jetzt sehen, oder warum hat sich so etwas wie Bewusstsein überhaupt entwickelt? Allein dass ich durch das Thema „Evolution“ auf diese Fragen mit der Nase gestoßen wurde, führt jetzt zu einer anderen, wenn man so will, weiter gefassten Betrachtungsweise meines eigenen Feldes.

K.: Das kann ich mir vorstellen. Also war die Zeit doch sehr von der Wissenschaft geprägt?

F. R.: Ja, aber es gab noch mehr, z. B. Musik. Die sogenannten Gesprächskonzerte am Wiko habe ich sehr genossen. Ein Komponist, Musiker oder Musikwissenschaftler führte mit detaillierter Kenntnis in ein Werk ein, erläuterte Konstruktionsprinzipien der Musik und deren Hintergrund, zeigte an Hörbeispielen, die live von einem Kammerensemble oder Solisten präsentiert wurden, wie sich ein Satz, eine paar Takte, ein Akkord so oder auch leicht verändert anhören. Man hört plötzlich Dinge, die man als normaler Konsu-

ment von Musik nie gehört hätte. Nach der Belehrung wird das Stück als Ganzes noch einmal präsentiert. Fantastisch! Früher hätte ich mir nie Anton von Webern angehört, jetzt habe ich gelernt, wie interessant und auch emotional diese Musik sein kann. Auch ein wenig Zugang zur japanischen Traditionsmusik und deren Anbindung an die Moderne haben wir erleben dürfen, durch den Composer in Residence, Toshio Hosokawa und seine Frau Noriko. Und Helmut Lachenmann hat uns die Ohren geöffnet für das, was die moderne Musik erreichen will. Also, in meiner Interpretation sind die Komponisten der Moderne Experimentalpsychologen, die die Grenzen unseres auditiven Wahrnehmungsapparates austesten wollen, Klänge erzeugen, die die Aufmerksamkeit wecken, die hinhören lassen und die Assoziationen wecken, die anders sind als das Gewohnte, und die dadurch neue Erlebniswelten erschließen. Sehr spannend!

K.: Reichlich privilegiert, was Sie da für ein Jahr erleben durften. Da wird man ganz neidisch.

F. R.: Das ist schon so, ich gebe es zu. Ein Jungbrunnen! Man erhält unglaublich viele Anregungen, in seiner eigenen Wissenschaft und durch Interaktionen mit anderen Denkkulturen, aber auch durch solche zusätzlichen Veranstaltungen, die Kunst verständlich machen – Musik, Poesie, Fotografie, Malerei –, und schließlich natürlich auch durch die andere Umgebung, die pulsierende und so geschichtsträchtige Stadt Berlin.

K.: Da sollte ich mich bewerben!

F. R.: Ja, tun Sie es, bevor es zu spät ist. Einen solchen Impuls, der aus dem Gewohnten herausreißt, den kann man auch schon mit 45 oder 50 gut gebrauchen, nicht erst mit 60. Ich muss jetzt leider weiter, ich brauche noch ein paar Blumen für meine Frau.

K.: Aha! Machen Sie's gut! Grüßen Sie daheim!

F. R.: Sie auch, man sieht sich!



TERMINGERECHTES VOLLENDEN
UNTER BESONDEREN UMSTÄNDEN
VALESKA VON ROSEN

Geboren 1968 in Berlin, Studium der Kunstgeschichte, Klassischen Archäologie und Ägyptologie an der Freien Universität Berlin und der Ludwig-Maximilians-Universität München. 1993 Magistra artium, 1998 Dissertation an der FU Berlin über Mimesiskonzepte bei Tizian. Doktoranden- und Postdoc-Stipendiatin an der Bibliotheca Hertziana, Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte in Rom, Forschungsstipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft sowie der Gerda-Henkel-Stiftung. Lehre an der FU Berlin und den Universitäten Hamburg, Düsseldorf und Bochum; Lehrstuhlvertretung und Gastprofessur an den Universitäten Potsdam und Jena. 2006 Habilitation an der FU Berlin („Caravaggio und die Grenzen des Darstellbaren: Ambiguität, Ironie und Performativität in der Malerei um 1600“) und Berufung auf den Lehrstuhl für Kunstgeschichte der Ruhr-Universität Bochum. Trägerin des Hans-Janssen-Preises für europäische Kunstgeschichte 2000 und des Dr. Peter-Deubner-Preises für aktuelle kunsthistorische Forschung 2003 (1. Rang). – Adresse: Kunstgeschichtliches Institut, Ruhr-Universität Bochum, Universitätsstraße 150, 44801 Bochum.

Im Rückblick war es ein nicht enden wollender Spätsommer, in dem das Fellowjahr begann und ich Ende September meine Wohnung in der Villa Jaffé bezog. Der erste Eindruck, den ich dort vom Wiko und seinen Mitarbeitern gewann, sollte sich im Laufe des Jahres verfestigen: die Liebenswürdigkeit des Empfangs und die Sorge um alle Belange des Fellowlebens äußerten sich gleich zu Beginn in einem gefüllten Kühlschrank und einer Flasche Wein auf dem Tisch – den Dingen also, die man benötigt und sich wünscht, wenn man am Wochenende ein neues, wenn auch temporäres Heim bezieht.

Wie klug durchdacht und institutionalisiert insbesondere die Anfänge des Fellowjahres waren, fiel mir in den ersten Wochen auf: die Dampferfahrt diente dem gegenseitigen Kennenlernen in zwangloser Atmosphäre, der Berliner Empfang der Kontaktaufnahme mit zukünftigen Gesprächspartnern in der Stadt. Auch die uns zur Verfügung stehende Möglichkeit, Gäste zum Abendessen oder sogar für einige Tage einzuladen, erwies sich für mich als optimal für die Planung zukünftiger Projekte. Und schließlich empfand ich die Zusammensetzung der Fellowgruppe aus Wissenschaftlern und Künstlern als enorm bereichernd, sorgten doch gerade Toshio Hosokawa, dessen wunderbare Konzerte wir in der Philharmonie hörten, Helmut Lachenmann, Tomasz Kizny und Fuad Rifka für die Aktivierung der anderen Hirnhälfte nach einem langen Arbeitstag.

Ich kam in das Wiko physisch beschwert. Zum einen durch viele Kisten, denn mich trieb die Sorge, bei der Fertigstellung meines Buchmanuskripts über Ambiguität, Ironie und Performativität in der italienischen Malerei um Caravaggio im entscheidenden Moment irgendetwas zu missen. Wie ich bald feststellte, war sie hochgradig überflüssig, gelang es doch den hochprofessionellen und immer hilfsbereiten Damen um Frau Bottomley jedes, aber auch wirklich jedes Buch in Berlin ausfindig zu machen und zu besorgen.

Physisch beschwert war ich aber auch durch eine Schwangerschaft im 3. Monat. Von den Biologinnen (allen voran Regula Schmid-Hempel) frühzeitig entdeckt, wurde ich bald für alle erkennbar runder und runder – dies nicht zuletzt auch durch die mir von Frau Speder zuge dachte Extraportion beim Mittagessen (mit viel Petersilie) und das von Horst Bredekamp sorgsam gebrachte zweite Kuchenstück. Die allgemeine Vorfreude auf dieses „Wiko-Baby“ äußerte sich auch im Namensvorschlag „Wiko“ (japanisch für „erstgeborenes Mädchen“), dem wir aber – Toshio Hosokawa sehe es mir bitte nach – schließlich nicht folgten.

Meine Zeit am Wiko war durch diese „Umstände“ auf ein halbes Jahr begrenzt, was für mich leider, neben dem Verzicht auf das tägliche Tischtennis, den Rückzug aus den optionalen, zeitintensiven intellektuellen Aktivitäten wie der interdisziplinären „Tafelrunde“ zur Folge hatte. Dennoch blieb Zeit für den fachlichen Austausch. Er gelang weniger mit den Bild- und Medienwissenschaftlern – unser Bildkolloquium am Dienstagmorgen krankte etwas an der Diversität von Medien-, Kunst- und Filmwissenschaftlern und dem leider nur selten gefundenen gemeinsamen Nenner –, er gelang etwa in „Ambiguitätsgesprächen“ mit dem Arabisten Thomas Bauer oder Diskussionen über den künstlerischen Schaffensprozess mit Pierre-Michel Menger. Dass auch sie bereichert wurden durch die Partizipation der Künstler, versteht sich. Die Lösung eines mich länger umtreibenden Pro-

blems – die Interpretation des Caravaggio-Gemäldes die „Verleugnung Petri“ (New York, Metropolitan Museum) – bekam ich von meinem Nachbarn, dem Ethnologen und Spezialisten für den Mittelmeerraum, Thomas Hauschild, *en passant* beim Teekochen in der Jaffé-Küche serviert, indem er mir die Bedeutung der jargonhaften Redegeste des Protagonisten im Bild erklärte. Sie war für die gesamte Caravaggio-Forschung bislang nicht dechiffrierbar, weshalb auch die Lektüre des Bildes in die Irre gehen musste.

Als es in meiner Schwangerschaft zu Komplikationen kam und ich einige Wochen überwiegend liegen musste, wurden Service und Liebenswürdigkeiten noch einmal gesteigert: Die Buchbestellung erfolgte online via Laptop vom Bett aus, die Bücher wurden von Matthias Heleenders und Matthias Kohn gebracht, meine Nachbarn, Lisa Parks, Thomas Hauschild und Andreas Voßkuhle transportierten das Essen und erledigten weitere Besorgungen, und auch Dorothee Schneider, Harry und Ben Liebersohn und Almut Höfert halfen und ermunterten mich in Gesprächen. In diesem wahrhaft luxuriösen Ambiente gelang mir das, was mir bis dato noch nie gelungen war und wohl auch nie wieder gelingen wird: das Buch wurde fristgerecht fertig und am Abend des 28. Februar 2007 dem Verlag gesandt. Es gibt also wohl keinen besseren Ort, um schwanger zu sein – von der Publikation an dieser Stelle abgesehen, werde ich diese Erkenntnis aber wohl besser für mich behalten. Unsere Tochter Flavia scheint es gleichwohl auch so gesehen zu haben, denn sie kam drei Tage nach meiner Rückkehr ins Rheinland zur Welt.

Welche „familiäre“ Warmherzigkeit mir von Fellows und Mitarbeitern entgegengebracht wurde, durfte ich dann noch einmal erfahren, als sich herausstellte, dass unser Baby nicht ganz gesund ist und wenige Tage nach seiner Geburt überraschend mein Vater starb. Dass ich durch die Zeit im Wiko die Gelegenheit hatte, ihn in Berlin noch viel zu sehen und gemeinsam mit ihm Konzerte in der Philharmonie und im Kammermusiksaal zu besuchen, ist meine private Geschichte, die ich aber von meinem Fellowjahr nicht trennen kann. Nicht nur dafür bin ich sehr dankbar.



BÜRGER UND GÄNSEKRAUT
ODER DER ARCHIMEDISCHE PUNKT
PAUL SCHMID-HEMPEL

Paul Schmid-Hempel studierte Biologie und Ökologie an der Universität Zürich und promovierte 1982 mit einer Untersuchung über verhaltensökologische Strategien bei sozialen Insekten. Nach weiteren Stationen an der Universität Oxford (bei Sir John, Baron Krebs of Wytham), Basel (bei S. C. Stearns) erhielt er 1988 den Nationalen Latsis-Preis für seine Arbeiten zur Analyse adaptiver Strategien. Seit 1988 war er auch Inhaber einer Forschungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds. Seit 1991 ist er ordentlicher Professor für Experimentelle Ökologie an der ETH Zürich. Er ist Mitglied der Akademie Leopoldina. Die Forschungsinteressen umfassen die Konsequenzen von Wirt-Parasit-Koevolution für die Aufrechterhaltung von genetischer Diversität in Populationen und für die evolutive Ökologie von Immunstrategien des Wirtes. Sein Interesse gilt aber auch der Vermittlung der Evolutionsbiologie für andere Gebiete der Wissenschaften und der interessierten Öffentlichkeit. – Adresse: Institute of Integrative Biology (IBZ), ETH Zürich, ETH-Zentrum CHN, Universitätsstrasse 16, 8092 Zürich, Schweiz.

Jogging im Grunewald, von der Villa Walther zum Tunnel der S-Bahn-Station, auf den Teufelsberg mit waldreicher Aussicht nach Südwest, weiter zu Grunewaldturm und altem Forsthaus und wieder die lange Strecke durch Sand und über wurzelübersäte Wege zurück. Außer an den Wochenenden ist es erstaunlich einsam auf den sich gemächlich windenden Pfaden durch den Grunewald und die Gedanken sind sowieso frei. Der Lauf wird kontemplativ, der Blick geht oft nach unten, vermeidet die höheren Sphären des geistreichen Diskurses, und der Körper wird spürbar. Im Rhythmus des Laufens verdichten sich Gedankenketten zu Geschichten und neuen Identitäten ...

Einige Zeit lag er schon hier und hing seinen Gedanken nach. Die Augen hinter den geschlossenen Lidern gefüllt mit warmem Licht. Nichts störte die Ruhe auf der Lichtung im Wald. Nur das sanfte Geräusch einer leichten Brise aus Südwest strich vorbei. Die Wettervorhersage war wieder einmal falsch gewesen. Gott sei Dank, es war doch ein schöner, sonniger Tag geworden. Ein kleiner Schatten legte sich über die Lider. Das rote Licht verschwand für kurze Zeit, um danach in neuer Intensität wiederaufzuleben. Nochmals, im Rhythmus des Windes, aber in unregelmäßigen Abständen. Er öffnete die Augen.

„Guten Tag, mein Herr!“ – die Blätter des Gänsekrauts wiegten sich in der Luft hin und her und verdeckten die Sonne ab und zu, den Schatten auf seine Augen werfend, im Takt, den der Wind vorschrieb. „Ich seh’ Sie nicht oft hier draußen und außerdem – Sie stehen auf meinen Wurzeln!“ Er war entsetzt – schnell drehte er sich um und rutschte einen Meter nach links.

„Autsch – meine Wurzeln, mein Herr, Sie quetschen immer noch meine empfindlichen Blätter!“, tönte es sogleich. Als er sich umsah, wiegte sich das nächste Gänsekraut hin und her. Alles war wie vorhin. „Aber wieso, ich bin doch weggerutscht, das kann doch nicht sein“, dachte er sich und schaute verwundert auf seine vorherige Begleiterin. Fast schien es ihm, als ob seine Gedanken gelesen wurden. „Wissen Sie, mein Herr, wir sind alle dasselbe – Gänsekraut eben. Wir sind alle einzeln, wir sind alle verschieden und wir gehören alle zusammen. Wir sind die Population! Und nur als solches sind wir Gänsekraut.“

Er kratzte sich am Kopf. Irgendwie passte dies so gar nicht zu den Gedanken, denen er gerade nachgegangen hatte. Viel hatte er gelesen und verinnerlicht, viel über Natur und die Welt nachgedacht. Wie war dies doch alles schön durchdacht gewesen. Doch sprechende Unkräuter, nein, das hatte er noch nie gehört oder gesehen. Er wunderte sich daher, dass er einfach widersprach: „Aber – das geht doch nicht zusammen. Die Population, ja, sie ist vorhanden. Aber es ist doch meine eigene Erfahrung, die zählt. Das Selbst ist die Referenz, das hat doch schon Montaigne so schön gesagt.“ Der Wind strich sanft über die Lichtung und trug seine Worte weg. Das Gänsekraut wiegte sich leicht hin und her. Ein deutlicher Blütenduft stieg ihm in die Nase. „Montaigne? – ja, es ist wahr, mein Herr“, meldete sich das Gänsekraut, „wir haben Verwandte in den Bergen. Aber die haben ihre eigenen Probleme und, überhaupt, hier ist alles flach und so viel Kontakt haben wir nicht; wir sind weitgehend getrennt.“ Jetzt war es an ihm, sich unwillkürlich hin und her zu wiegen: „Kennt ihr denn Montaigne nicht? Und wisst ihr Unkräuter nicht, was die großen Geister wie Aristoteles, Platon, Kant oder Hegel Großartiges über die Welt herausgefunden haben! Die Population hat keine Bedeutung. Es ist alles nur Subjekt!“

Lange geschah nichts, doch die Duftdrüsen schwellen langsam an. Eine Wolke schweren Geruchs drang ihm in die Nase. Mit leichter Stimme drehte sich die Blume wieder zu ihm: „Doch ist nicht das Ganze das Wahre? Mein Herr, Sie haben doch auch schon graues Haar und tragen eine Brille – wären Sie nicht lieber ohne diese Attribute? Und haben Sie keine Rückenschmerzen, oder verschlucken Sie sich nie? Sehen Sie, alles dies ist Teil des Ganzen – des wirklichen Ganzen, ob Sie es wollen oder nicht. Sie haben doch auch Vorfahren, oder nicht? Und glauben Sie, dieses Ganze gelte nicht für den menschlichen Geist?“ Eine Pause, dann: „Und hat dein Herr Montaigne uns einmal angeschaut?“ Eine schnippische Duftwolke löste sich und verlor sich über die Lichtung.

Er schwieg. Schließlich gab er zu bedenken: „Das weiß ich nicht, doch was gibt es da zu schauen? Unkraut bleibt Unkraut. Wir müssen uns auf die großen Geister verlassen können. Wo kämen wir sonst hin?“ Das Gänsekraut drehte sich in die Sonne. „Ja, aber bei uns ist alles anders, wir sind nicht ideal, wir sind nicht perfekt, und wenn wir die Insekten nicht anlocken könnten, wären wir nicht hier.“ Das Letztere schien ihm einleuchtend. Er konnte es sich dennoch nicht verkneifen, die Falle zuschnappen zu lassen: „Also denkt ihr Unkräuter auch über den Sinn der Dinge nach, wieso ihr hier seid, und was euer Zweck ist?“ „Unser Zweck ist es, Nachkommen zu haben, sonst gäbe es uns nicht. Reicht das nicht?“, kam es heiter zurück. Doch er ließ nicht locker. „Aber der Sinn des Lebens, der Kultur, des Menschen ist doch viel mehr als das?“

Der Wind hatte sich gelegt, die Lichtung lag still und friedlich in der späten Nachmittagssonne. Das Gänsekraut streckte seine Blätter der Sonne entgegen, Insekten tanzten im Licht und am Waldrand sang ein Rotkehlchen sein Lied. Die Antwort ließ lange auf sich warten: „Ja, mein Herr, es stimmt, der Mensch ist etwas Besonderes, seine Kultur bewundernswert in Reichtum und Vielfalt. Doch, wie oft sehen wir euch hier draußen? Wie oft schaut ihr nach unten zu uns? Sind wir es nicht wert, angeschaut zu werden? Wollt ihr nichts sehen von dem, was es gab, lange bevor euer Herr Aristoteles eine Zeile niederschrieb? Es ist nicht alles Blut und Zähne hier im Wald. Nein, es gibt viel Zusammenarbeit und große Schönheit. Man muss nur lernen, die Dinge zu schauen. Das macht ihr mit euren Kunstwerken doch auch?“ „Das ist alles schön und gut, doch den letzten Sinn der Dinge könnt ihr Unkräuter mir auch nicht erklären.“ Er war sich nun sicher, das Argument gewonnen zu haben.

Er wartete lange, doch es kam keine Antwort. Der Duft aber schien ihm heiterer denn je in der Luft zu stehen. Schließlich erhob er sich, streifte die Grashalme von seinen Kleidern und wandte sich der Stadt zu. Vorsichtig, so dass er keine Blume zertrete, erreichte

er den Rand der Lichtung und schaute sich um. Ein seltsamer Nachmittag, dachte er sich. Nur gut, dass wir es besser wissen. Die Natur ist bloß ein blinder Kreislauf, die Loslösung davon notwendig, denn wo wäre sonst der Sinn? Ja, es ist gut, davon befreit zu sein. Mit einem leichten Ruck verließ er den Ort des wunderlichen Geschehens, und mit zuerst zögerndem, dann immer festerem Schritt strebte er seinem Kolleg zu. Er war sich sicher, dass ein kühles Glas Weißwein und eine leckere Brezel auf ihn warten würden. Bis er die nächste Straße erreichen konnte, hatte er vier Milliarden neue Blutzellen gebildet, Millionen von Synapsen neu verschaltet, rund zweihundert Liter Blut umgewälzt und fünf verschiedene Infektionen in Schach gehalten. Er fühlte sich leicht und entspannt. Hinten im Wald, auf der Lichtung vermehrte sich das Gänsekraut, still und leise, aber sehr effektiv.

Der große Schatten eines vorbeifliegenden Schwarzspechts stoppt plötzlich diese kranken Fantasien; die Bewegungen des Körpers werden im Laufen wiederum spürbar. Die wiedergewonnene Realität erinnert daran zu fragen: Was war und bleibt vom Aufenthalt am Wissenschaftskolleg? Sehr vieles und wenig von dem, was geplant war.

Die Arbeitsgruppe „Evolutionäre Immunologie“ hatten wir organisiert, um eine Gesprächsplattform für unsere Forschungsinteressen zu gestalten. Ein erklärtes Ziel für Joachim Kurtz und mich war es, ein Lehrbuch des erweiterten Fachgebiets weitgehend fertig zu schreiben. Doch die Freiheit der Gedanken am Wiko hatten zu anderen Wendungen geführt. Ganz neue Wege tauchten auf und ergaben kreative Lösungen für alte Probleme. Neue wissenschaftliche Partnerschaften wurden ausprobiert und erfolgreich realisiert. Obchon das Buch nicht wie geplant fertig wurde, die Zeit am Wiko und die Arbeitsgruppe waren ein voller Erfolg. Einige gewichtige Beiträge zum Fachgebiet werden den Stempel des Wiko tragen. Hätte ich dieses auch zu Hause machen können? Nein, ich bin mir sicher, es war diese Insel im Grunewald, welche dies ermöglicht hat. Das wirklich wichtige Erbe des Wiko ist jedoch mehr als nur ein Buch.

Er könne ganz alleine die Erde aushebeln, wenn er nur einen festen Punkt und einen genügend langen Hebel erhalten würde, soll Archimedes gesagt haben. Für mich war der alltägliche Kontakt mit den Kollegen des Fachgebietes, aber vor allem auch mit denjenigen der Geistes- und Sozialwissenschaften oder der Jurisprudenz, genau jener archimedische Punkt, um meine festgefahrenen Gedanken aus den Angeln zu heben und ihre Wichtigkeit zu prüfen. Mit der nötigen Distanz von zu Hause fällt dabei nicht nur auf, wie gut eine solche kreative Auszeit tut, sondern leider auch wie pervertiert das heutige Universitätssystem geworden ist, sogar an einer schweizerischen Weltklasse-Universität. Die früher noch vorhandenen archimedischen Punkte sind durch die endlosen Reformen platt-

gewalzt worden und die Muße, die nötig wäre, Hebel anzusetzen, gleich mit dazu. Wie notwendig ist deshalb ein imaginärer Punkt wie das Wiko! Und wie gut ist es, die Muße zu haben, sich mit Kollegen aus allen Wissensgebieten auszutauschen und Argumente gegenseitig auszuhebeln. Als Zugabe sozusagen – viele interessante Einsichten und neue Erkenntnisse über die Geschichte des 16. Jahrhunderts, die Archäologie, die arabische Kultur, die Religionslehre, die Bedeutung der Staatswissenschaften, das Nächtliche, die Philosophie, Magie und so weiter. Unvergessen bleiben auch die Gespräche mit Toshio und Helmut, unseren Hauskomponisten, und der damit verbundene Zugang zu ihrer und zur neuen Musik. Wer wollte da nicht vor Neid erblassen? Doch die äußeren Annehmlichkeiten, wie das schöne Haus, der Garten und die gute Küche, sind zwar auffällig, aber nicht Selbstzweck. Es ist die permanente, kreative Unruhe und ebenso das stimulierende Umfeld der Stadt Berlin, zu welchen das Wiko einlädt. Denn es ist eine Einladung und der Gewinn steht in direkter Beziehung zum Einsatz. Und so sind es die einzelnen Persönlichkeiten und nicht so sehr die Programme, welche den Humus des Wiko ausmachen. Zu zahlreich sind die Mit-Fellows, welche mir die Zeit am Wiko zum Gewinn gemacht haben, als dass man sie hier einzeln aufzählen möchte. Doch wenn ich einen Wunsch frei hätte – möge dieser Humus für jeden von uns in der Nach-Wikozeit weiter fruchtbar sein.

Das Wiko ist ein Elfenbeinturm. Türme sind jedoch wichtig, weil man von ihnen aus weiter sehen kann. Zudem ist Elfenbein ein Stück Natur, das kulturell verformt wird. In der Tat waren die Diskussionen zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern im Rahmen der Tafelrunden ein weiteres, spannendes Addendum dieses Jahres. Nicht dass man immer zu einem synthetischen Schluss gekommen wäre oder sich in wichtigen Dingen einigen konnte. Es bleibt eine etwas unerwartete Erfahrung, wie weit die Weltsicht der Naturwissenschaftler, in diesem Jahr ausschließlich Biologen, von derjenigen der Geisteswissenschaftler abweichen kann. Die Einbettung der menschlichen Existenz im natürlichen, biologischen Kontext ist ein äußerst ambivalentes Thema. Die Frage „Was ist eigentlich Natur?“ führt zu starken Emotionen und der Terminus „Gene“ manchmal zu roten Köpfen, obwohl alles dies keine Erfindung der Biologen ist. Auch nach dem jetzigen Studienjahr ist der archimedische Punkt für die Überschreitung des Niemandslandes zwischen den beiden Feldern noch nicht genau bekannt. Doch gerade deshalb ist das Wiko so überaus notwendig für die Zukunft unserer Wissenslandschaft. Möge deshalb das Gänsekraut im Garten des Wiko gedeihen und sich vermehren.



UN RETOUR AUX SOURCES ... ALAIN SCHNAPP

Alain Schnapp a fait des études d'histoire et d'archéologie à la Sorbonne, à l'EHESS et à l'Université de Nanterre. Professeur d'archéologie grecque à l'Université de Paris I, il travaille au centre Louis Gernet et à la Maison de l'archéologie et de l'ethnologie de Nanterre. Ses centres d'intérêt portent sur l'iconographie du monde grec, l'archéologie du paysage et l'histoire de l'archéologie. Parmi ses ouvrages « Le chasseur et la Cité » (Albin Michel 1997) et « La conquête du passé » (Carré 1993, éditions anglaise, italienne, grecque et allemande, sous presse). Alain Schnapp a été « visting fellow » dans les universités de Naples, Pérouse, Princeton, Heidelberg, et Stanford ainsi que Getty Scholar à Los Angeles. Il a été le premier directeur général de l'Institut National d'Histoire de l'Art à Paris. – Adresse: Université de Paris I, Institut national d'histoire de l'art, 2, rue Vivienne, 75006 Paris, France.

Mon arrivée au Wiko n'a pas été simple ; pour pouvoir répondre à la cordiale sollicitation du Recteur et de Joachim Nettelbeck, j'ai dû me libérer des fonctions passionnantes mais prenantes de directeur de l'Institut National d'Histoire de l'Art. Seuls ceux qui ont fait l'expérience de la fondation d'une institution dans l'étrange marécage de la bureaucratie française et la désorganisation du système universitaire peuvent comprendre ce que cela signifie. Les universités ont été inventées pour transmettre le savoir, les bibliothèques pour offrir des livres aux lecteurs, les musées pour rendre leurs collections accessibles au public. Tout historien de l'art et tout archéologue savent cela, mais je ne suis pas persuadé que les personnes qui ont la charge de décider du sort de telles institutions en France en soient parfaitement conscientes.

C'est à Berlin dans les premières décennies du XIX^e siècle que de tels principes ont été formulés, c'est à Rome à l'Instituto di Corrispondenza Archeologica qu'ils ont été expérimentés pour la première fois. Sous la protection de Wilhelm von Humboldt et de l'ambassadeur von Bunsen, l'archéologue Eduard Gerhard, assisté d'une pléiade de savants européens et de mécènes, a jeté les bases de l'archéologie moderne fondée sur le triptyque : recherche, bibliothèque, musée.

A Berlin il existe deux témoins bien vivants de cette époque fondatrice, le Winckelmann Institut et le Deutsches Archäologisches Institut. L'un est abrité dans les bâtiments chargés d'histoire d'Unter den Linden, l'autre sous les frondaisons de la Podbielskiallee. Berlin, comme Londres ou Paris, a joué un rôle emblématique dans l'histoire de l'archéologie. Ce qui distingue la capitale prussienne, c'est son caractère universel, sa capacité à lier, grâce au DAI et au dynamisme de l'université, le monde académique, les bibliothèques et les musées qui sont les piliers de l'archéologie au sens moderne du terme.

Ce séjour à Berlin a été pour moi comme un retour aux sources, une sorte d'observatoire qui m'a permis de prendre de la distance par rapport à ma discipline, de mieux comprendre où je me situais et de définir le projet de recherche que j'avais entrepris. Pour une réflexion de ce type, le Wiko est un lieu privilégié, incomparable parce qu'il est implanté au cœur de la cité, qu'il crée ses propres effets de sociabilité, et qu'il est à mi-chemin de l'île au musée et des collections de Dahlem. Hormis la bibliothèque Warburg à Londres, je ne connais pas d'endroit qui se prête mieux à l'exercice de la recherche dans le domaine des sciences de l'homme. Par la grâce de la bibliothèque virtuelle imaginée par Gesine Bottomley tous les savoirs du monde semblent à portée de main. Grâce au dévouement et à la parfaite organisation du service, les livres parviennent comme par enchantement au lecteur. Le Wiko a su faire du principe d'Ockham une règle d'économie intellectuelle : « entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem ». Tout est simple : Wallotstraße, l'accès à la documentation, les discussions, l'hébergement, et bien sûr le lien entre la ville et le monde ...

Les fondateurs du Wiko se sont consacrés à l'essentiel et, ce faisant, ils offrent le superflu. Clemens Heller qui a su ouvrir au monde la plupart des chercheurs parisiens en sciences humaines parlait avec passion de cette nouvelle institution qui naissait à Berlin. Nous avions jusque-là les regards tournés plutôt vers Munich, Heidelberg ou Tübingen. Son enthousiasme n'a pas été démenti par l'épreuve des faits. Il y a quelques années, un groupe d'étudiants de mon institut s'était employé à classer les nombreux chantiers de fouilles dont la fréquentation était nécessaire pour obtenir le diplôme final. Le classement allait des pioches aux truelles : quatre pioches pour les mauvais chantiers, quatre truelles pour les

chantiers d'excellence. Dans tout classement la monnaie de compte est bien sûr déterminante. Je ne sais pas si le Wiko devrait être évalué en stylets, plumes d'oie, stylos ou souris et il faudrait sans doute organiser un « Abendkolloquium » pour mettre cela au point ... Quoi qu'il en soit l'attribution de la plus haute distinction ne me paraît faire aucun doute.

A la suite de plusieurs années d'administration intensive, j'ai entrepris au Wiko de travailler sur l'idée des ruines. Dans un premier temps, j'envisageais une histoire des ruines du monde gréco-romain aux Lumières, mais j'ai bien vite compris qu'une telle histoire ne pouvait être que comparatiste. En Occident la ruine est entendue comme un symbole de permanence, comme ce qui reste quand le temps a fait son œuvre. Vieille certitude que rappelle l'existence des pyramides. Mais en Egypte même, dès le second millénaire, des voix se sont fait entendre pour suggérer que la mémoire vivante est plus solide que la mémoire morte. Les poètes affirment que ce qu'une bouche dit à l'autre est plus réel, plus sûr, plus efficace que ce qui s'inscrit dans l'espace, fut-ce une tour gigantesque, une pyramide aux arêtes étincelantes, un palais sans rival. La musique insistante et mélancolique des bardes et des poètes affirme que les mots peuvent remplacer les monuments et même les inscriptions, qu'ils sont plus solides dans la mémoire que les constructions les plus belles et les mieux appareillées. Les ruines, entendues comme la trace matérielle des hommes du passé, ne sont pas le privilège des grands empires de l'Orient ou des cités d'Occident. Elles représentent un des outils du nécessaire contact entre les générations, qui peut se concrétiser par des formes verbales, des écrits, des objets ou des monuments – voire l'association de quelques-unes de ces manifestations. La redécouverte, la sauvegarde, la destruction intentionnelles de ces traces du passé attestent dans toutes les sociétés de l'existence d'une conscience du temps qui s'enfuit, d'un désir universel de communication avec les générations précédentes. L'art Malangan de Nouvelle Ecosse, étudié l'an dernier au Wiko par ma collègue Susanne Küchler, est un mélange subtil de remémoration du défunt et de fabrication d'une sculpture votive. Ce rituel complexe s'épuise avec la cérémonie qui le consacre. L'objet une fois utilisé est abandonné pour la plus grande joie des collectionneurs et des musées.

Ma venue à Berlin s'explique certainement par mon désir d'explorer un lieu de savoir et de retrouver le son d'une langue qui est pour moi celle de l'enfance. Mon entreprise qui vise à écrire une histoire des ruines est périlleuse mais l'âge peut servir à quelque chose : « Wir begreifen die Ruinen nicht eher, als wir selbst Ruinen sind » (Heine).



FAREWELL SPEECH
HINRICH VON DER SCHULENBURG

Since 2005 Scientist in the Department of Animal Evolutionary Ecology in Tübingen. 2000–05 Research assistant in the Department of Evolutionary Biology in Münster. 1996–99 Ph.D. in the Department of Genetics in Cambridge, UK. 1991–96 Diploma of Biology at the University of Bielefeld. Publications: Schulenburg, H. and J. J. Ewbank. “The genetics of pathogen avoidance in *Caenorhabditis elegans*.” *Mol. Microbiol.* (in press). Schulenburg, H., M. Hoepfner, J. Weiner III and E. Bornberg-Bauer. “Specificity of the innate immune system and diversity of C-type lectin domain (CTL) proteins in the nematode *Caenorhabditis elegans*.” *Immunobiology* (in press). – Address: Lehrstuhl für Evolutionsökologie der Tiere, Zoologisches Institut, Eberhard Karls Universität Tübingen, Auf der Morgenstelle 28, 72076 Tübingen.

This is my last evening as a Fellow at the Wissenschaftskolleg. Time for a résumé. I will do it as a typical natural scientist by presenting you a 3-point summary.

The first point is – *table tennis*. During my stay, my table tennis skills were boosted enormously. I went from a performance score of minus 10 up to plus 5. More generally, table tennis symbolizes an important aspect of my Wiko stay: trying out new activities or those that I have not pursued for a long time. I could have called this aspect “exploration” or “extending my horizon”. I very much enjoyed discussing topics with the Wiko Fellows who are very far from my own research field. During my stay, I learned a lot from these conversations. And even though many of them were not directly relevant to my work, my working creativity and performance will clearly benefit from these interactions in the future.

The second point is – *financial disaster*. After six months at the Wiko, I am almost financially ruined because of having been too many times in the opera, in concerts, theatres, or dance performances. However, I do not regret a single moment. Again, I consider the financial disaster a metaphor for another important aspect of my stay: you must take interesting opportunities even if they imply a risk or a cost. A stay at the Wiko may be a risk for a junior scientist, especially in the natural sciences, because you may lose contact with your group and laboratory life. Moreover, having to explain your research to non-biologists requires substantial time and energy. For me, however, the efforts were extremely rewarding. It helped me to step back and look at my project from a distance and to re-evaluate my own research focus. Taken together, I experienced an extremely productive period during the last six months.

The third point is – *excess-length Wagner operas*. My favorite quote on Wagner operas was coined by one of my ancestors, a historian who lived here in Berlin in the 19th century. He said: Wagner operas are outrageously lengthy – but the length has character. For me, this is another important metaphor for my Wiko experience. More than perhaps ever before, I found “patience” and “the ability to listen”, in combination with “modesty” and “the absence of prejudices”, to be extremely important while moving through Wiko life. Patience and modesty are essential if you really want to appreciate what people from other disciplines are working on. However, the same is true for the various research fields within your own discipline. I hope to be able to take this experience back to my research life in Tübingen.

These are my trivial but nonetheless valuable insights from the last six months!

Note added 3 months later, 5th July 2007:

My table tennis skills are down to minus 1. Nevertheless, I still try to extend my horizon by embarking on topics that are beyond my own playground.

My finances are just barely back in order. At the same time, I still benefit from the productive period: Six articles associated with my Wiko stay have now been submitted and/or are already published. Similarly, the two grant applications that I wrote while at the Wiko have both been accepted.

Life back at the university, especially including the many student courses, is continuously challenging my patience!



INCLUSIONS, EXCLUSIONS AND ANGELIC
(IM)PERFECTION
VIOLA SHAFIK

Viola Shafik, Dr. phil., is a freelance filmmaker and film scholar, based in Cairo and Berlin, author of *Arab Cinema: History and Cultural Identity* (Cairo, 1998) and *Popular Egyptian Cinema: Gender, Class and Nation* (Cairo, 2007). She has lectured in Film Studies, published numerous articles and studies in her field and has worked as curator for international film festivals and as media consultant for UNDP and KFW. She directed several experimental short films and documentaries, among others 1993 *Shajarat al-laymun/The Lemon Tree*, 1999 *Musim zar' al-banat/Planting of Girls* (UNICEF/Ford Foundation) and 2003–04 *Die Reise der Königin Teje* (Journey of a Queen, ZDF/Arte). – Address: Grunewaldstr. 88, 10823 Berlin.

Der Himmel über Berlin – such was the title of that wonderfully poetic film by Wim Wenders featuring an angel who descends over Berlin and dreams of leaving behind his state of perfection and becoming a vulnerable human being. I'm not so sure why this story occurred to me right now while writing these lines in an attempt to recapture the experience of my one-year stay at the Wissenschaftskolleg.

The first association is of course the angel, for an angel was our constant companion this year, appearing on all of Wiko's official printed matter (its pictorial and historical origins were explored in the yearbook previous, with little to add here). Another factor was doubtless my intense feeling of being surrounded and protected by a number of real-life angels. For someone who has always been reluctant to join any kind of institution whatsoever, this was a unique experience. Always I found my occasional unease soothed by visible and invisible Wiko employees who molded our stay into what it was, namely an opportunity not

only to live in a great city but also to have at our disposal any and all means of pursuing our academic (and in my case also artistic) endeavors.

Hence I really meant what I said in the introduction to my Tuesday Colloquium: rarely have I been so spoiled as during my year at the Wissenschaftskolleg. I had a spacious office with all necessary gadgets and devices, tasty meals always ready on time (relieving me of odious kitchen duties for my child) and much more importantly, no written or audio-visual research material was unobtainable and no technical problem (such as unusual DVD formats or complicated multi-media Power-Point shows) left unsolved. Thus, the swiftness with which I could finish a study, an article or the preparation of a talk broke all my prior records. And every text I needed for the footnotes of my book project appeared with miraculous speed, allowing the book to be published in May.

Of course the Wiko-angel(s) could not shield me from everything, particularly from my own history, for instance the eternal “you speak German well but you don’t look German” (something however – and this is so special about Berlin – that seemed of greater concern to the academicians than to my neighbors in Schöneberg). Thus was I sometimes sadly reminded of that long history of mine, which made me turn my back on Germany in the mid-1990s after a national reunification that was accompanied by the torching of foreigners in Hoyerswerda and elsewhere as well as an omnipresent and never-ending debate on the so-called *Ausländerproblem* (foreigner problem). Even if only slightly familiar with the power of the discourse and its effects, it is not hard to imagine how the constant mass-mediated public concern and debate would burden a semi-*Ausländer* (genetically speaking) like myself and not only heighten my sense of alienation and exclusion but turn it into such a yoke that over the course of time it would eventually demand some sort of action – in my case emigration.

On the other hand, this period was one of the numerous times in my life when my interest in matters of cultural representation and the xenophobic process of Othering was revived. I started to investigate it in relation to the Middle East and in particular regarding the cinematic representation of religious minorities (to which the *Ausländer* part of my family belongs) and whose results, among others, were published in my new book on popular Egyptian cinema as well as in an earlier documentary. I did the same in the German context with an idea that had long plagued me and which again seemed to reflect the recurrent and evidently unavoidable politics of exclusion. Three years ago I investigated the issue of German colonialism and archeology in a documentary that retold the story of the crooked path taken by a famous ancient Egyptian artifact – the wooden head of Queen Teje – on

its way to the Berlin museums (allowing me to rediscover Berlin from a very specific angle), and afterward I began researching the biography of a North African actor, El-Hedi Ben Salem, who had the lead role in the prizewinning German film *Angst essen Seele auf* (*Ali: Fear Eats the Soul*, 1973) of Rainer Werner Fassbinder, whose film was one of the few works of the time to deal with local xenophobia, or *Ausländerfeindlichkeit*.

Having met the dark muscular North African in a Parisian gay bar, Fassbinder brought him to Germany and had a three-year love affair with him, which he ended in 1973, something that caused Ben Salem to lose control and attack innocent people with a knife. He was even said to have committed suicide in a French prison four years later. Interestingly, all publications (newspapers and Fassbinder biographies) as well as friends and colleagues of the filmmaker provided contradictory information regarding Ben Salem's nationality and origins (Turkish, Moroccan, Berber, etc.) and even his date of death (ranging from 1977 to 1982). Inspired by this fact and the dramatic fate of this man as well as the stark contrast it created with the "politically correct" content of the film he had starred in, I decided to shape this story into a documentary in which topics of homosexuality in North Africa, Western sex tourism, and the power of the gaze would play prominent roles.

The first institution I addressed was of course the Fassbinder Foundation in Berlin, where I was shocked to find an almost hostile response to my synopsis. They denied my project any assistance. With no explanation given for their disapproval, I could only speculate as to whether the reputation of a German star director or their monopoly on his portrayal was more important to them than finding out the truth about a dead and socially marginal figure. But being at Wiko now, I hoped my new address would facilitate matters. I asked the library for assistance but there are situations where even angels are helpless. The Foundation insisted on its standpoint and did not give away any information to the Wiko-employees. Eventually French prison archives responded (my Wiko aureola certainly had a positive effect here) and were at least able to communicate Ben Salem's basic dates (and the application for the complete files to be opened eventually granted these days); little surprise that they contradicted all that has hitherto been published and circulated on this person. For me this was a real breakthrough after many months in which I was on the verge of discarding the whole project. Now I was able finally to write a film treatment and send it off to interested producers, this doubtless owing to my stay at Wiko; and the support given me in particular by Gesine Bottomley and other library employees furnished me with the strength necessary to continue my long and seemingly futile efforts.

Yet to me Wiko itself – as well as the German intellectual scene around me, or at least that small segment of it which I had a chance to encounter – seemed marked by a tension between inclusion and exclusion. One aspect was the very limited number of women Fellows present this year as well as the small number of non-Western scholars; another was the image-science study group which displayed, I guess, a slight problem of orientation, maybe due to the fact that most of us were ignorant beforehand of its existence, or perhaps also because of the evidently great disparity between continental image science (or more precisely put, German *Bildwissenschaft* – a notion I have never encountered in Anglophone cultural studies, as English image science is rather used for advertising technical devices and inventions in the field) and the much more inclusive, because highly interdisciplinary, Anglophone media and film studies. Notwithstanding this gap, some challenging discussions took place. Photography proved to be a particularly fertile middle-ground that informed two or three very fruitful sessions. Thus, via my subsequent private debates with first of all Ulrich Keller, an absolute specialist in the field, and Lisa Parks, who enriched my vision with her ideas of orbital mappings and film morphology (their thus becoming two of my favorite intellectual angels that year) I moved on to some new aspects of cultural representation that I had actually scheduled for the coming winter; that is, with regard to a much neglected Egyptian photographer from the southern town of Luxor, researching the methodological and early twentieth-century historical context as well as I could along with the Ben-Salem project.

In my encounters with Fellows and German colleagues and audiences I was amazed at how little engagement there was with gender and post-colonial studies, two fields which have become like oxygen to current Anglophone cultural studies – just as has been the project to end the politics of difference and become as inclusive as possible. It was first in a discussion with students at the Rosa Luxemburg Center that I found any real trace of these ideas. They cited among others the Berlin historian Sebastian Conrad (whom I have still yet to meet) who in his *Jenseits des Eurozentrismus* (2002) translated and published pivotal post-colonial studies by scholars such as Stuart Hall and Timothy Mitchell – whom I had to read again myself for my investigation into the cultural modalities of looking and the history of the imperial gaze. I discovered that the young Conrad had been a “Baby-Fellow” at Wiko himself only a few years ago. How come so few of these past individual efforts have left any discernible trace at Wiko? On its intellectual life and daily intercourse? And how come I felt so lonely in this respect?

Is it because – as one probably malicious visitor suspected – Wiko has attained the air of a weary nineteenth-century classical scholarly institution that, despite all efforts to the contrary, tends to foster individual genius (which comes and goes) rather than any collective intellectual schools and challenging avant-gardist trends? It thus risks becoming a sort of neutral vessel, a safe haven of brilliant yet coincidental scholarly presence and exchange, to the extent that creative dissonance (lauded by composer Helmut Lachenmann in his colloquium as a sign of real art), productive dissent, irregularity and the breaking of the rules – or shall we just say imperfection and vulnerability? – is either excluded or kept nicely sheltered and guarded within the circle that hermetically seals the beautiful Wiko-angel.



AN EXPERIENCE OF
UNGLEICHZEITIGKEIT
DIRKIE SMIT

Dirkie Smit teaches Systematic Theology and Ethics at Stellenbosch University in South Africa and before that taught at the University of the Western Cape. He has been active in the Church in South Africa and in the ecumenical Church, including the World Alliance of Reformed Churches. He taught Social Ethics as Visiting Professor in Marburg and did research at Duke University, Durham, the Graduate Theological Union, Berkeley, Princeton Theological Seminary and Heidelberg. He is a Humboldt-scholar and Fellow of the Center of Theological Inquiry in Princeton. He publishes regularly in the fields of systematic theology, ethics and public theology, and during his stay in Berlin some of his essays were published as *Essays in Public Theology. Collected Essays 1* (Stellenbosch: African Sun Media, 2007, ed. E. Conradie). – Address: Faculty of Theology, Stellenbosch University, 171 Dorp Street, 7600 Stellenbosch, South Africa.

My overwhelming feeling during these months was one of *Ungleichzeitigkeit*, non-simultaneity, of living in different worlds at the same time, experiencing different realities, different times, different histories almost simultaneously, of continuously moving from one world to another.

It had much to do with the theme of my project. Our group reflected on religious transformation processes in the present. According to many observers and theorists, there is a worldwide resurgence of religion. Others disagree, and interpret the same evidence in different ways. Integral to what we were doing was therefore the need to learn about religious transformation processes in diverse contexts and to compare the widely different case studies. This already presented us with a remarkably rich and complex picture. My own study

focused on the situation in South Africa. During the years of apartheid, religion played a major role, both in justifying apartheid and in the struggle against apartheid. With the radical social transformation processes of the last fifteen years, these roles obviously also changed dramatically. The question is therefore what exactly has been happening during these last years? What was the effect of these changes on religious communities, in particular on the formerly dominant mainline Protestant Christian Churches? What was, vice versa, the role of these communities in the transformation processes? Were they contributing or resisting these transformations, and for which reasons? What has been the impact on their self-understanding, convictions, practices, ethos, spirituality, their public presence and witness? How were they themselves perhaps being challenged and changed? In short, it was integral to the project to remember the past and how it was, to interpret the present to understand what is happening and to wonder about the future and in which directions developments are taking society, as it were, to live in different realities at the same time.

In order to answer such questions, it is of course necessary to understand the nature of these radical social transformations themselves. The group therefore discussed the many contemporary theories of modernization, globalization, secularization, searching for similarities and differences between contexts, countries, societies, movements – all in all, a fascinating experience of moving from religion to religion, from place to place, from period to period, from theory to theory, from case to case, from past to present to possible futures. During our weekly discussions, it was an amazing experience to listen to the contributions of scholars from diverse disciplines and backgrounds – ethnology, philosophy, social history, history of art, literature, Islamic, Christian and Byzantine Studies – comparing and discussing, looking at the same contemporary developments, as it were, from the perspective of different times and worlds. At the same time, it was obviously also necessary for me to keep track of developments in South Africa, to follow the discussions and debates, to read the newspapers and newest publications, to stay informed about meetings, events, speeches, controversies. Friends, colleagues and assistants had to provide regular information and interpretation. Regular visits from colleagues to Berlin also helped. This need to stay informed heightened the sense of being here yet simultaneously also being there.

The feeling of continuously moving from one world to another also had much to do with life in the community of the *Wissenschaftskolleg*. There was the diversity of languages and cultures – at any meal one could surprisingly find oneself listening to a whole new combination of languages and dialects, listening to new stories and histories, suddenly seeing the world from different perspectives, thinking from new angles. There were the different

scholarly disciplines represented by the Fellows – not only in the regular colloquiums, but even more so in the everyday discussions, the different ways of approaching the same reality, of looking, interpreting, understanding, appreciating. It was not surprising that diversity became one of the common themes for conversation during these months – first of all the amazing biological diversity of nature that the biologists could speak about so eloquently, but also the diversity of culture and language, of history and experience, and the complex moral, ethical, legal and political questions raised by these forms of diversity, discussed in the round table discussions that were already early on quite naturally improvised as forums for truly inter-disciplinary reflections. In our own group, it was not surprising that plurality and ambiguity would soon become common themes and eventually the topic of a special seminar. Diversity, plurality, ambiguity, complexity, non-simultaneity – these characterized a common experience, and most certainly my own.

This sense was without any doubt strengthened by living in Berlin. For people coming from the southernmost tip of Africa, the dramatic changes from season to season in these northerly regions always remain something special. Simply observing the changing natural scenery outside our bedroom window early every morning from the Villa Walther offered a remarkable experience – first the trees, the lakes, the water and the villas; later the clouds, the snow and the rain; but also the sounds, the birds, including the appearance of the nightingales; first the early light of dawn, later the lingering darkness; all so surprisingly different, from summer through fall through winter through spring, to begin again almost the way it all started. Sometimes my wife and I felt that we could actually see the leaves grow and change. In the same way, the whole surroundings changed, to new and different worlds, in the Grunewald itself, in the streets, during Christmas time, during spring. For us, it felt like living in four cities in one year.

Even more remarkable, however, was the sense of living in different cities based on the history that still lingers on in the streets and sites of Berlin. This feeling was truly remarkable – living in a city where the Kaiserreich, the Weimar Republic, the Nazi period, the division into two cities and two separated worlds, the fall of the Wall, the reunification, and contemporary cultural globalization all took place within one century, and where traces of all these times and realities are still tangible everywhere, has simply been a moving experience, an experience of *Ungleichzeitigkeit* in the strongest sense of the word. For South Africans, this feeling is in many ways special. There are so many similarities, together with the obvious differences, so many reminders, so many traces of home, that walking here,

visiting sites, reading notices, seeing pictures continuously reminds one of our own recent past – and the challenges of our present.

This feeling was most certainly intensified by living in Grunewald. Before we came here, we had visited the memorial at the Bahnhof on more than one occasion. This was our main association with the area, together with the names of theologians and scholars who lived here – Bonhoeffer, Max Planck, Adolf von Harnack, Walter Benjamin. Immediately after our arrival, we became fascinated by the history of the neighbourhood, or rather, the histories – the school, the churches, the houses, the buildings, the salons, the authors and actors, the bankers and industrialists, the perpetrators, the conspirators, the emigrants, the victims. Walking the streets, we could not help but imagine how life must have been here, in the 20s, the 30s, the 40s – or better, the very different lives for different people. We were intrigued during the screening and discussion of the banned Nazi propaganda movie *Ohm Krüger*, based on the life of the president of the South African Republic during the Anglo-Boer War and the experiences of the British concentration camps for women and children. It was – cynically – filmed here in Grunewald, right next to the Bahnhof, with main actors living not far from the Villa Walther. Being here was almost like re-living these different pasts – and continuously being reminded of similar complexities of life back home, and the different worlds and different histories of our own society.

This feeling finally had very material bases in the practical and particularly technological possibilities that contributed daily to the quality of our life in the Wiko. Sabbaticals far from home are of course no longer what they used to be. It was the first time that my wife and I have been away from home for longer than a semester, and the first time that it really felt in many ways as if we were not away from home at all. Through e-mail we were in such immediate contact with our home university in Stellenbosch that many of our post-graduate students and people working in the administration probably never realized that we were somewhere else – we simply kept receiving all the forms to complete, all the chapters and theses to read and all the questions to respond to. Through Skype I stayed in direct contact with the secretary so that I could participate in all the internal discussions and planning when necessary, and often knew when and where the colleagues in the building were meeting! On Saturdays, I continued writing a weekly editorial in the largest Afrikaans newspaper in South Africa. Two weeks ago I mentioned to the editor that we were on our way back, to his great surprise, because he never realized that we had been away at all! Because of the increasing possibilities presented by new technologies, life during a research sabbatical will probably never again be the way it was during what now seems a long time

ago. For us, the incredible services of the Wiko library further contributed to this feeling. Not to depend only on the collections of your local libraries, but to be able to order just about anything, with a minimum of input, and then to receive the material from just about everywhere heightened this sense of working almost within all the libraries of Europe at the same time, with almost immediate access to all the collections everywhere. For the first time, both our children were also outside South Africa, in Switzerland and Britain, respectively, but communicating with us during the evenings, so that we had the additional experience of continuously trying to imagine daily life in Bern, Reigate and Stellenbosch, while living in Grunewald, an extreme feeling of *Ungleichzeitigkeit*.

Perhaps the word “imagine” provides the key to our experiences here. The Catholic systematic theologian from Chicago, David Tracy, has argued that our “analogical imagination” provides us with the ability to deal with diversity, even with radical difference, with plurality and ambiguity. Analogical imagination helps us to sense both similarity and difference, so that we can listen, learn, see with new eyes, hear with new ears, become sensitive, remain open, and perhaps be transformed. Imagination makes “dialogue with the other” possible, the kind of challenging and enriching dialogue that one experiences so continuously at the Wiko. Imagination makes it possible to live with *Ungleichzeitigkeit*, with non-simultaneity, with the feeling that one experiences different times, different realities at once.

Religion, of course, has everything to do with imagination. For the Christian tradition such an experience of *Ungleichzeitigkeit* is constitutive. Memory of the past, experience of the present and anticipating the future hang together, and together impact on Christian life and ethics – as the Evangelical Bishop of Berlin-Brandenburg and social ethicist Wolfgang Huber has argued in the past. Weekly celebration in worship plays a major role in keeping this memory, experience and hope alive, but – as recent experience in South Africa has shown – even worship can be ambiguous, and this memory, experience and hope can become deeply problematic. Part of understanding contemporary processes of religious transformation rests on our ability to understand this ambiguous dynamic, potentially both destructive and humanizing. For me, the memories of the past year – rich and enriching almost beyond imagination – will certainly contribute to my efforts in this regard. Perhaps it may even lead to a monograph on the theme, but then again, this may only be my imagination.



„ISIS FÄHRT SCHLITTSCHUH“
MARTIN STRITT

Geboren 1957 in Freiburg/Breisgau. 1977 Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie in Wien. Teilnahme an der erfolgreichen Kampagne gegen das Atomkraftwerk Zwentendorf bei Wien. 1979–85 Studium der Kunstgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Archäologie, Altamerikanistik, Psychologie und Literatur in Hamburg. Alljährliche Aufenthalte in Rom. Fotoarbeiten, z. B. verlassene Schiffsschraubenfabrik in Hamburg-Altona (1982). 1985 Reise nach Südamerika. Chronologische Untersuchungen an den Wüstenzeichnungen in Nazca, Peru. 1986–89 Aufenthalt in Budapest, Übersetzungen, Theaterarbeit. Unterstützung der Kampagne gegen das Flusskraftwerk Nagymaros. 1989 Reisen in die DDR, nach Rumänien und in die Sowjetunion. Besichtigung des Kalten Kriegsendes 1989–92. Arbeit an dem Buch *Die Schönen Helena in den Romruinen* (2. Bde. 2004). 1992 Übersiedelung nach London. – Adresse: 68 Belsize Park, London NW3 4ET, Großbritannien.

Das Jahr am Wissenschaftskolleg begann für meine Familie und mich vorzeitig, mit dem Ende der Berliner Schulferien. Die kontinentalen Schulzeiten verstörten meinen an insulare Tagesrhythmen gewohnten Metabolismus, aber dafür erhielt ich von den anderen Fellows mit Kindern alsbald anregende Einblicke in ungewohnte Sphären. Tom Hunter kochte fernöstliche Speisen, spielte indische Musik und erzählte uns von antiker Südseepoesie auf Bambusblättern, von der ich nie zuvor gehört hatte. Von Victoria Braithwaite und Andrew Read erfuhr ich von gefühlvollen Fischen und verschimmelnden Mosquitos, Wayne Maddison brachte mich tanzenden Spinnen und Arne Mooers dem Wert einsamer Urtiere näher, um nur einige wenige zu nennen. Wir wohnten alle in demselben schauer-

lich idyllischen Alt-Neubau „Villa Walther“, halb althilologischer Monumental-Alptraum, halb komprimierter Renditekasten, von Bäumen und Teichen umgeben. Das Haus war ideal für die Kinder, die bald Freunde wurden und einander ungehindert besuchen konnten.

Einige der ersten Veranstaltungen des Wiko hatten einen überraschenden ungarischen Beiklang, der mich freute, weil ich einige Zeit in Ungarn gelebt habe. Erst las Imre Kertész aus der deutschen Übersetzung seines *Dossier K.*, eines Selbstgesprächs, und ein Satz klingt mir in seiner Stimme nach: „Anscheinend kommt man rasch bei der Frage des Mordes an, wenn man über Kultur und europäische Wertordnung zu sprechen beginnt.“ Eine klare, wenn auch etwas ausländische Einsicht.

Dann folgte das 25-jährige Jubiläum des Wiko. Márta und György Kurtág spielten „Játékok“, Spiele, musikalische Dialoge mit Bach. Péter Eszterházy las Kindheitserinnerungen aus dem Deutschunterricht, von der kakanischen Frau Oberst und dem Radiergummi. Letzterer war immer der Gleiche, ob deutsch oder ungarisch, auf oder unter dem Tisch, aber die Lehrerin war eine andere: oben respektgebietende ältere Dame, unten märchenhafte Wolke spitzenbesetzter Unterwäsche, und immer fiel der Radiergummi runter ...

Hans Magnus Enzensberger las aus seinen feinen deutschen Miniaturen, bei denen mir manchmal auch ganz anders wurde.

Das ganze Jubiläum stand unter dem Motto „das Andere“, und so wähnte ich mich ermutigt, auch einmal das „andere“, jenseits des Wissenschaftskollegs zu Berlin gelegene Berlin zu erkunden. Dabei fühlte ich mich unerfindlicher Weise angehalten, mich einer siebenkäsigen, kuhschnappelwärtigen Haltung zu befleißigen. Es gebrach mir deutlich an der Einsicht in meine haarsträubende Unfähigkeit, den entlegenen Flecken Wunsiedel von der mir sich dartuenden Welt- und Hauptstadt klar zu unterscheiden.

Stattdessen wollte ich der Isis meine Aufwartung machen. Die sich in die holdselige Jungfrau Maria verwandelnde altägyptische Göttin hatte mich an den Ort geführt, und inmitten Megalo-Kuh Schnappels, steht im dürren Schatten des abgeschalteten Fernsehturmes ihr alter backsteinerner Tempel, im Inneren geziert mit einer großen gotischen Schutzmantelmadonna, hinter der noch größeren Orgel verborgen, wie jedermann in den Fremdenführern lesen, aber niemand sehen kann.

Fehlgeleitet, aber hochgemut bestieg ich mein Fahrrad, nicht eines der sorgsam nummerierten Riedel-Räder, sondern ein rostig quietschendes Gestell Kreuzberger Ursprungs namens „Ross“, und hinein ging's – sogleich in die Irre, die mich zur Museumsinsel, gleichsam der Akropolis Spree-Athens, abschweifen ließ. Dortselbst suchte ich die Statue

der Demeter auf, einer anderen Erscheinungsform der Isis. Wie ich sie antraf, hieß sie noch einmal anders als bei unserer letzten Begegnung, nämlich Persephone, hatte sich bei gleichbleibender Gestalt und fortschreitender kuratorischer Erkenntnis also entschieden verjüngt, was ihr als Göttin ja auch fraglos zustand.

Das von mir erinnerte, neben Demeter-Persephone stehende große Gefäß, bemalt mit der Schönen Helena, deren gelocktes Haar den mit gezücktem Schwert herannahenden Helden Menelaos vom Mörder in den Geliebten zurückverwandelt, war jedoch verschwunden. Der Schönen Helena hatte ich meine Einladung nach Berlin zu verdanken, aber mir wurde versichert, dass sich niemand auf jene Vase besinnen könne, dass, ehrlich gesagt, niemand wusste, wovon ich sprach.

Ratlos verließ ich die Sammlungen und ließ das geschichtsgeschundene Eiland hinter mir. Da wollte, am steinernen Ufer eines Kanals entlangradelnd, mir mein Leib tatsächlich weismachen, dass es nunmehr Zeit zu essen sei. Skeptisch schweifte mein Blick in die nähere Umgebung, in der sich die eintönigen Paläste nationaler Medienanstalten entlangzogen. In ein Gasthaus tretend, gewahrte ich in trübem Licht und dicker Luft behäbige Menschen über schweren Speisen sitzen, und stracks gebot mir meine wankelmütige Physis die sofortige Flucht. Besinnungslos stürzte ich ins Freie und radelte davon.

Nach kurzer Zeit gelangte ich zu dem anmutigen, neoklassischen Gebäude des Maxim Gorki Theaters, der vormaligen Singakademie, wo vor fast hundertsiebzig Jahren Felix Mendelssohn die musikalische Wiederauferstehung Bachs ins öffentliche Bewusstsein gelungen war. Kaum etwas weiter geriet ich hinterrücks an Schinkels Neue Wache. Von dieser Seite sah sie rätselhaft finster und zwiespältig aus. „Wachest da still und stumm, wirst doch nicht wieder über neues Unheil wachen?“, durchfuhr mich unwillkürlich ein Gedanke. „Unk nicht herum am helllichten Tag, mach dass Du weiterkommst!“, antwortete eine skeptische Stimme, ich wusste nicht, von innen oder außen. Von Geistern umstrichen, fuhr ich herum und sah unter ordentlichen Reihen junger Bäume einen bronzenen Hampelmann fast von seinem Stuhl fallen. Neugierig hinzutretend las ich „Heinrich Heine“. „Oh là là,“ entfuhr es mir.

„In Hamburg haben sie dich genialmigränisch eierköpfig auf einen umgestülpten Putzeimer gestellt, in Berlin jockelst du fast vom Sessel?“ „Abguss einer populären Statue im Volkspark am Weinbergsweg“ gab das seltsame Bild in erzener Hampelmännlichkeit zurück. Der Doppelgänger ließ mir keine Ruhe: „In Hammonia hat man dich verlegt, du konntest mit Hoffmann und Campen Austern schlampampen, aber hier wärst du sofort

verhaftet worden, und deine Bücher landeten im Feuer. Nun lassen sie dich hier randexistenziell herumalbern.“

Das gaukelnde Doppelbildwerk blieb unverwandt vor mir stehen, ich murmelte irgendetwas zum Abschied und fuhr weiter, über öde, gefährliche Fahrbahnen, vorbei an dem in einem weiten Platz verborgenen Monument zur Erinnerung an die Bücherverbrennung 1933, einer versunkenen, fahlen, leeren Bibliothek, unter einer dicken, ebenerdigen Glasscheibe eingesenkt, ursprünglich in den Berliner Grund, nunmehr aber abgestellt in einer Tiefgarage für die Besucher der benachbarten Oper, die nun bei jedem Wetter trocken hin zur Vorstellung und zurück zum Fahrzeug gelangen. „Dies ist ein Nachspiel nur. Wo man Bücher verbrannte, will man natürlich nicht im Regen stehen gelassen werden ...“ versuchte ich mich besinnlich aufzuheitern, und holperte vom Kantstein.

Ein leerer Reisebus nahm Fahrt in meine Richtung auf, ich suchte schwungvoll die Sicherheit der gegenüberliegenden Straßenseite zu erlangen und prallte beinahe in ein sehr stattliches Gebäude, die als Hotel de Rome wiedereröffnete ehemalige Zentrale der Dresdner Bank. Aus dem alten Hotel de Rome, Unter den Linden, hatte sich, in der guten alten Zeit, der preußische König, wenn er es an der Zeit erachtete, die Badewanne in sein Schloss kommen lassen, und nun wird sein Schloss wieder aufgebaut, für die Kulturen der Welt und ganz ohne Geld ... Humboldt hilf! Gerade nur knapp der Karambolage entronnen, beschlich mich ein unsägliches Gefühl gemütlicher Großartigkeit, ich fröstelte, und voran ging's hoch zu „Ross“, durch die Kurfürstenstraße, vorbei an verlassenen Gebäuden, Automobilen und Prostituierten ...

Da störte ein Hauch unabweisbarer Wirklichkeit meine Träume: Es war mit einem Mal die allerhöchste Zeit, die Kinder von der Schule abzuholen. Sie hatten nichts weiter im Sinn als zurück zur Villa Walther zu kehren, Verstecken spielen, Boot fahren und dergleichen vergnügliche Leichtfertigkeiten mehr. Ich atmete auf, denn auch mich zog es zurück zum Wissenschaftskolleg, hin zu den neusten Neuigkeiten über die Fürsorglichkeit und den ephemeren *machismo* der Ameisen, den selbstmörderischen Obskurantismus gewisser parasitärer Spulwürmer, über religiöse Gangsterbanden des französischen Barock und Verfassungen jenseits der Nationalstaaten, über Ruinen als Ruin der Ruinen und verborgene Musik, und gar das schwäbische Jesulein im badischen Ägypten, das alles umgeben von den unbekanntenen Passagieren aus fünf verschiedenen Metros.

Der Segen dieses Wirrwarrs wurde noch vermehrt dadurch, dass jedes Buch, das ich zu lesen wünschte, nach kurzer Zeit in der Bibliothek bereitlag, jede launische Unpässlichkeit meines Computers alsbald behoben wurde, ja selbst meine Bildbesessenheit hilfreiche Un-

terstützung fand. Es widerstrebte meiner wenig beispielhaften Arbeitsweise, die am Anfang eines Projektes sich in flüchtigen Gedankenschwaden und vagen Ideennebeln bewegt, eine einstündige Repräsentation davon zu geben, aber ich hätte es mir selbst übelgenommen, diese Gegengabe zu verweigern, und dank vielfältiger Hilfe, besonders von Marta Petruszewicz und Coco, gelang auch dieses Wagnis ohne größeres Missgeschick.

Es ist mir nicht möglich, die vielfältigen Anregungen zu summieren, die unzähligen Gespräche mit verschiedenen Menschen über unterschiedliche Themen, all die Col- und Bioloquien, Konzerte, Soireen, Mittagstafeln und Diners, immer begleitet von den nachdrücklichen Ermahnungen Katarzyna Speders: „Herr Stritt, Sie müssen doch auch etwas essen, Sie können doch nicht nur trinken.“ So gut ging es mir selten, und solche Wohltaten werde ich in dankbarer Erinnerung behalten.



IN THE FULLNESS OF TIME
SUHA TAJI-FAROUKI

Suha Taji-Farouki is Senior Lecturer in Modern Islam at the University of Exeter, UK and Research Associate at The Institute of Ismaili Studies, London. She was formerly Lecturer in Modern Islam at the University of Durham, UK, and has held Visiting Fellowships at Oxford University's Centre for Hebrew and Jewish Studies and The Royal Institute for Interfaith Studies, Amman, Jordan. Her recent research explores the legacy of Andalusian mystic-scholar Muhyi'l-Din Ibn 'Arabi (d. 1240) in the modern world; earlier publications address diverse aspects of modern Islamic thought and Muslim identity. She has served as Consultant to various national and international cultural, interfaith and academic organisations, and as Consultant Editor to specialist journals. Her major publications include *A Fundamental Quest: Hizb al-Tahrir and the Search for the Islamic Caliphate* (1996); *Muslim-Jewish Encounters: Intellectual Traditions and Modern Politics* (co-ed. 1998); *Modern Muslim Intellectuals and the Qur'an* (ed. 2004), and *Beshara and Ibn 'Arabi: A Movement of Sufi Spirituality in the Modern World* (2007). – Address: Institute of Ismaili Studies, 42–44 Grosvenor Gardens, London SW1W 0EB, UK.

I had hoped to spend the full ten months in Berlin, but I was able to negotiate only a six-month leave from work, from October 2006 to March 2007. I finally arrived in Berlin in mid-January 2007, more than three months late, having spent the best part of 2006 seeing a close family member through a critical illness. Mirroring my own exhaustion, my laptop crashed two days before I arrived; its former contents accompanied me dormant in an external hard drive, waiting to be restored to life. During my first grey days in Berlin I could not imagine that this dark, wet frog would soon turn into a Prince Charming when kissed

by the gracious welcome of staff and colleagues, held in the tender embrace of a skilfully designed routine. Once it did, the Wissenschaftskolleg reinvigorated me. Then time somehow came to dominate. How much did I have? How should I spend it? Might I have just a bit more?

Given that 2006 had been professionally unproductive, I was determined to press ahead. I brought two projects to Berlin. The first was to prepare a long book manuscript for publication. Files went back and forth to the copyeditor, followed by proofreading and, ever the final straw, index compiling. As I write these words in September 2007, *Beshara and Ibn 'Arabi: A Movement of Spirituality in the Modern World* should appear any day. Designed by the Berlin Atelier that produced the twenty-five year logo of the Wissenschaftskolleg, its vibrant dust-jacket reminds me of rainy mornings in the Villa Walther spent scrutinising pages, rescued by the welcome steps of Fellows making for lunch, always ready to commiserate. The second project was a manuscript-in-progress entitled *Ibn 'Arabi and his Shrine in Contemporary Damascus*, designated my main focus in Berlin. Precious little progress was made in writing as such, but the project benefited in many ways from the Wissenschaftskolleg. The Library team conjured up relevant sources at breathtaking speed. Computing Services retrieved the contents of oddly formatted audio-visual materials brought from Damascus. Fellows' Services provided the skills of Kevin McAleer and Mitch Cohen, who patiently translated out loud German ethnographic studies of Syrian saints and shrines as I typed, their company cheering an otherwise tedious task. Anthropologists among the Fellows and guests offered a timely opportunity to explore questions concerning the nature and place of my own ethnographic research in this project, and how I might integrate my field materials: encounters with Abdellah Hammoudi (who illuminated the intensely personal nature of Muslim ethnography on Muslims), Thomas Hauschild (whose broad-ranging comparative insights forced a fresh perspective on my specific case-study), and Thomas' guest André Gingrich (who convincingly highlighted the indispensability of ethnographic methods to an understanding of what texts mean on the ground) provided much food for thought. So did a periodic debate, shared with Muhammad S. Umar, concerning the relative merits of anthropological fieldwork and textual approaches in the study of modern Islam, and whether/how to synthesise them. I gradually developed a clearer sense of where the emphasis should lie in my project, and realised more generally that lingering delusions that I might reinvent myself as a full-fledged anthropologist would have to be deferred to another lifetime ... Meanwhile it was heartening to discover that both Muhammad S. Umar and Thomas Bauer shared the defining concern of

my work on Ibn ‘Arabi’s legacy in Damascus, for each of us has sought to underline how rich the classical Islamic tradition is in resources for the embrace of pluralism and the tolerance of difference: contemporary Islamic discourses neglect such resources, with dangerous results.

Alongside these two projects, I brought with me a sense that I should use the break from employment to reassess the focus of my research. Professional sensitivities had made it difficult for me to publish on Islamism or political Islam in recent years, and I hoped to find a way to revive this aspect of my work by creating some facts on the ground. At the Wissenschaftskolleg I took the plunge. I accepted a timely invitation to a UK Foreign Office-related conference, which gave me just over a month to update myself on the trans-national Islamist movement Hizb al-Tahrir, the subject of my first book, and to compare its ideas and strategy with those of other radical Islamist movements like al-Qa‘ida. Apart from professional sensitivities, it would have been impossible to efficiently amass, devour and critically assess a decade’s worth of material on this movement, and to re-establish contact with activists, in my daily work life. The Wissenschaftskolleg made this possible through a single intensive distraction-free burst. In addition to the Library, it provided a superb research infrastructure and facilities – in contrast with my routine working arrangements from a modest home office, from which I travel 100 km to my London Institute office, or twice that to my Exeter office, for good facilities. Moreover, the Fellows’ group and the Wissenschaftskolleg milieu were energising. My new old direction quickly produced results. I was able to tackle the thesis of a neo-conservative think-tanker who advises on US policy towards the Muslim world (among others, Arne Mooers showed me how challenges inherent in the scholarship/policy-world encounter know no disciplinary boundaries). I also agreed with a publisher to update and expand my book on Hizb al-Tahrir, which is a major reference work now out of print. So, for better or for worse, I stepped back into the crowded theatre of competing “expertises” on Islamism and Western policy towards it, hopefully bringing a somewhat more nuanced voice than certain others. (I must thank Thomas Bauer specifically for sharing his cache of materials from an al-Qa‘ida website that shut down just when I needed it.)

Intensive work in these three areas was punctuated by diverse activities. The Tuesday colloquia were both fun and stimulating in their breadth, and in the manifest encounters between different academic traditions and cultural-intellectual styles (I did not undergo this Wissenschaftskolleg *rite de passage* myself, but I did develop a sense of how the group might have reacted to a presentation of my work from cumulative observations and con-

versations). The meandering and ever self-transforming Religious Transformation Group organised by Friedrich Wilhelm Graf offered an interesting comparative perspective across religious traditions, cultures, space, and time. I found this further enriched by my encounters with Amnon Raz-Krakotzkin and Marcia Pally and by a periodic debate, often ignited by Almut Höfert, on modernity. Seminars and workshops of the project “Europe in the Middle East – The Middle East in Europe” proved particularly lively, as did the project’s impressive group of young Middle Eastern scholars. I rationed my attendance at all such “non-mandatory” Wissenschaftskolleg events, however, and tried not to be enticed by Berlin’s broader Islamic Studies community. I was very much torn between the constant stream of events at the Wissenschaftskolleg and other Berlin institutions on the one hand, and my professional projects on the other. Although I was eventually able to extend my Wissenschaftskolleg stay to just under five months in total, this was in a piecemeal manner, and with what felt like substantial time spent away from Berlin as part of the deal. I imagine that colleagues probably identified me early on as the Fellow who could never give a simple answer to the question “How long are you staying?”. The ongoing uncertainty meant that I was always running out of time and just about to leave, making it difficult to plan ahead. After a promising start I drew my German lessons to a close. I was disappointed not to attend the Bioquaria and Round Tables, given my interest in biology (I completed the first year of a Biochemistry degree before metamorphosing into a student of Islam), but time was always an issue. Among others, biologists Wayne Maddison, Steve Frank and Andrew Read graciously fielded my primitive if enthusiastic science questions, and allowed me to explore whether I could claim I had not completely lost the ability to think “like a scientist”. Lunches and dinners provided a welcome opportunity for animated briefings on missed events. They also furnished many a frank encounter or jovial exchange with Fellows, their families, guests, and staff, even if sometimes cut short by an “eat and run” policy because of work commitments. As a latecomer, I found that the regular contact at meals made possible fairly rapid integration. This “community” aspect was for me one of the most fun parts of the Wissenschaftskolleg experience; as something of a throwback to younger days at university (or further back?), it was somehow rejuvenating. It was also an excellent antidote to the isolation of academic work, while the camaraderie of shared professional trials and tribulations was soothing. It was fascinating to watch the dynamics of the group, and to contemplate with others the apparent marginality or absence of certain cultural and religious voices and perspectives, and the defining assumptions of the Wissenschaftskolleg project as a whole. The opportunity to gain an understanding of the workings

of German academia was especially welcome; one easily forgets just how firmly UK academia remains on the margins of Continental Europe.

On a practical note, the Wissenschaftskolleg staff expended every effort to accommodate my uncertain plans, making it possible for me to honour commitments elsewhere in such a way that I could continue with my Fellowship; Reinhart Meyer-Kalkus deserves special thanks for encouraging me to pursue this. The staff moved me seamlessly from one apartment to another and between different offices. Without exception they were supportive and kind, but the computing staff were perhaps especially heroic in their patient handling of my extended computer problems, which dominated my first month in Berlin.

The programme of events organised by the Wissenschaftskolleg was varied and stimulating; I found the in-house musical evenings fascinating, even though I am no lover of modern music, and the Artemis Quartet was a high point on the eve of my departure. Beyond the Wissenschaftskolleg there was much pleasure in evening and weekend excursions into Berlin's rich cultural life, squeezing in at high speed exhibitions, museums, operas, concerts, restaurants, cafes, the cinema, even the zoo; this relaxed cosmopolitan city proved a joyful contrast with congested, polluted and overpriced London. The Berlin spring was exquisite and beat the celebrated English summer hands-down, especially after the very bleak winter, and the Grunewald birdsong was wonderful. There were lovely times with Thomas Hunter (a refrain from an intimate rehearsal of his Hindustani music remains engraved on my memory), Martin Stritt, Thomas Bauer, Wayne Maddison, Steve Frank, Muhammad S. Umar, Viola Shafik, Joe Bergin and their partners and families, Fuad Rifka, Carl Tham, Marcia Pally, and many more. Many of those I met at the Wissenschaftskolleg challenged, enriched, entertained, heartened, impressed, annoyed and confused me, sometimes in equal measure. Collectively, they and the Wissenschaftskolleg experience somehow remoulded me, by sparking a reassessment of aspects of professional, intellectual, social and personal self. Given that the outcome of such a process can be unpredictable, I would say that the Wissenschaftskolleg is a potentially dangerous place for those in mid-career who have long been denied the luxury of space and, of course, time ...

It seems in some ways that my Wissenschaftskolleg stay became a metaphor for the finitude of life. Given the uncertainty concerning how long I had, did I prioritise well and choose wisely? "Time," the Prophet Muhammad said, "is like a sword. If you don't cut it, it will cut you." Many meetings and conversations were deferred until time ran out and it was simply too late, and much was left undone or unsaid. Time also had its tricks to play, as in my final day and a half, which coincided with Amnon Raz-Krakotzkin's return to

Berlin and witnessed a hilarious succession of near-misses in and out of buses and buildings, and misunderstood appointments, with the result that, when he reached me by sheer chance moments before I left for the airport, we concluded by phone that time did not wish us to be together in Berlin: we would have to meet in London or Jerusalem. Yet it is in such conceived but unfulfilled plans that the real flavour of the Wissenschaftskolleg experience lies for me: it was about potential, not actualization. It was a taste of what might be, what one might become, in time. To quote the iconic 1980s UK pop group “Culture Club” (can there be wisdom in popular culture?): “In time it could have been so much more.” Thank you, Wissenschaftskolleg zu Berlin, and everyone I encountered there, for an unforgettable experience, and for the precious taste of what might be – in the fullness of time.



MODELS AND THEIR EVOLUTION

JEFFREY L. THORNE

Jeff Thorne is a professor in the Genetics and Statistics Departments of North Carolina State University. He was born in 1963 and spent most of his childhood in Wisconsin. His undergraduate degrees were in Molecular Biology and in Mathematics (University of Wisconsin, Madison). In 1991, he received a Ph.D. in Genetics from the University of Washington. His research concentrates on the development of statistical techniques for studying DNA sequence evolution. – Address: 1507 Partners II, Bioinformatics Research Center, North Carolina State University, Box 7566, Raleigh, NC 27695-7566, USA.
E-mail: thorne@statgen.ncsu.edu

Long ago, my postdoctoral mentor told me that the one thing that statisticians and artists have in common is that neither should fall in love with their models. This advice has long stuck with me and I wondered who originated it. A perfunctory Google search did not answer the question, but it did support a suspicion that I have long had regarding the field of economics ...

“Economists, like artists, tend to fall in love with their models – with decidedly less enjoyment, I imagine.” (p. 437)¹.

Unfortunately, I am prone to sharing this weakness with economists. In my case, I rely upon probabilistic models of DNA sequence evolution as a central tool of my research. Throughout my four months at the Wissenschaftskolleg, I constantly tried to remind my-

¹ Leamer, E. E. 1993. “Factor-Supply Differences as a Source of Comparative Advantage.” *American Economic Review* 83, 2: 436–439.

self that the statistical descriptions of molecular evolution, although useful, are crude descriptions of reality. During the course of these self-reminders, I noticed that others – even my three-year-old daughter Evelyn – also tended to put too much faith in unjustified models. In Evelyn’s case, the models were rather parsimonious and she came to the widely held conclusion that truth can be created via repeatedly stating a belief. She explained again and again that Hohenzollerndamm was her favorite street because it was noisy, Warmbrunner Straße was my favorite street because it was quiet, and Im Dol was her mother’s favorite street because it had a funny name. Alternative explanations are possible. For example, Hohenzollerndamm also happens to host a bakery where Evelyn and I stopped each day on our way home from her preschool.

The Wissenschaftskolleg Fellows relied upon more elaborate models than did Evelyn, and the very best part of my experience in Berlin was the opportunity to be exposed to this group of excellent scholars and their intellectual frameworks. Long ago when I made the decision to pursue an academic career, I had the naive idea that cross-disciplinary interactions would be part of the daily routine for university professors. For me, this was a major attraction of academia. In reality, I found that university life affords plenty of contact with those who have a similar research focus, but that disciplinary boundaries are not easily transcended. I am accustomed to interactions with biologists and statisticians and found the Wissenschaftskolleg experience to be a powerful complement to my usual environment.

The Wissenschaftskolleg Fellows were not simply a group of highly accomplished scholars with diverse expertise. This was a group of impressive individuals who were keen to learn about disciplines in which they were not formally trained. Too often, academics are narrow-minded and chauvinistic regarding their chosen field. The selection process employed by the Institute is a mystery to me, but it succeeded wonderfully. The other key factor in my Wissenschaftskolleg enjoyment was the personalized and intellectual environment of the Institute. The Wissenschaftskolleg staff deserves tremendous credit for fostering this ambiance. I had never experienced such a positive intellectual climate in my career and I am very grateful that I had the chance to be afforded this luxury.

I also very much enjoyed the vibrant collection of biologists that the Wissenschaftskolleg put together. I particularly appreciated Arne Mooers and Wayne Maddison. Prior to my arrival in Germany, I already knew of their work in phylogenetics and the respect it had earned. Soon after my arrival in Germany, I realized that these were true Renaissance men. Collectively, these two possess a knack for gourmet cooking, artistic talent (including the

best pumpkin-carving technique to which I have been a witness), impressive people skills, an understanding of international policy, and a worrisome affection for milk chocolate.

One of the best features of the Wissenschaftskolleg is the Tuesday colloquium. I was intrigued that almost every talk by a social scientist began with an admission that each researcher brings his or her personal biases to the topic being studied. The social scientist would then explain that they thought they could bring some insight to the topic despite their inherent biases. Among biologists and others who specialize in the natural and physical sciences, I believe the point about how research can be influenced by the biases of the researchers would be generally accepted, but this issue of researcher bias seems to get much more emphasis in the social sciences. I wonder whether the difference in emphasis stems from differences in the nature of the topics being studied or from the differences in the cultures of those who study the topics. Does the extreme awareness of how personal biases can affect conclusions make researchers hesitant to propose detailed models?

Without doubt, aversion to models can be a good thing. Models are inevitably oversimplifications of reality and are therefore almost guaranteed to be technically incorrect. Failure to recognize the limitations of model-based approaches can lead to serious mistakes.

This is particularly true regarding my own research field of evolutionary genetics. To enable inferences about evolutionary process and history from DNA sequence data, I construct probabilistic models of how sequences change over time. These models are inevitably flawed, and hence the aforementioned warning about how one should not fall in love with models applies.

However, one hopes that the model one adopts features the most important elements of the evolutionary process. An advantage of explicit probabilistic models is that assumptions can be statistically assessed. Assumptions that are particularly flawed can be replaced by better ones. The study of evolution with DNA is only a few decades old, but the evolutionary models being explored today are inarguably more realistic than those used in the past. On the other hand, there is no denying that the evolutionary models being explored today remain overly simplistic.

During my Wissenschaftskolleg tenure, my emphasis was on developing probabilistic models of DNA sequence change that improve treatment of the relationship between genotype and phenotype. In the jargon of biology, DNA represents “genotype” because it is the genetic material transmitted from parent to offspring, whereas characteristics that describe an organism’s appearance or what it does are known as “phenotype”. A principal aim of the field of genetics is to elucidate the connection between genotype and phenotype.

In general, genotype-phenotype connections are not well understood. At the same time, these connections are rapidly becoming better understood and can now be exploited to better characterize evolution.

For the three-dimensional structure of proteins and for a few other aspects of phenotype, the genotype-phenotype relationship is determined well enough to permit automated predictions of phenotype from genotype (i. e., DNA sequence). Although these prediction systems tend to be far from perfect, they have some merit. If a DNA sequence is predicted to encode a deleterious phenotype, then we can predict that natural selection will reduce the probability that the DNA sequence is found in a genome.

Conventionally, evolutionary biologists rely upon models of DNA sequence change that ignore the impact of phenotype on genotype. Prior to my arrival in Berlin, my collaborators and I had already been working with statistical procedures for making inferences when aspects of the phenotype influenced evolution of the genotype. Although we could estimate values for parameters in the mode, we wanted to be able to have more biologically meaningful interpretations of the parameters. This was the main goal that I set for my research while I was in Germany.

I was partially successful. We can now interpret values of model parameters in terms of how they affect the relative fitness of sequences. With this population genetic interpretation, we can estimate how a change in phenotype affects the rate of sequence evolution and we can estimate how a change in a DNA sequence affects the relative number of progeny that an organism is expected to have. A limitation of our population genetic interpretation is that it only applies to certain situations, such as a low mutation rate. One of the goals of our current work is to relax these assumptions.

As I write this, it is July and most of the Fellows whom I was lucky enough to meet are finishing their stay in Berlin. My stay was unfortunately much shorter and I have been practicing my usual routine since my return from Berlin at the end of January. My *Wissenschaftskolleg* experience seems now to be a very special time that occurred very long ago, but which I will always treasure.



THE PRIVILEGE OF SPENDING A YEAR
SEARCHING FOR WAYS OF TALKING
ABOUT ISLAM IN THE MODERN WORLD
MUHAMMAD S. UMAR

Muhammad S. Umar is currently an Associate Professor of Islam in the Department of Religion and Director of the Institute for the Study of Islamic Thought in Africa (ISITA) at Northwestern University in Evanston, Illinois. He has taught at Lawrence University in Appleton, Wisconsin and Arizona State University in Tempe, Arizona. He was among the first set of Global Fellows at the International Institute of the University of California, Los Angeles in 2002–03. He earned his first degree in Islamic Studies at the University of Jos, Nigeria, Master of Arts also in Islamic Studies at Bayero University in Kano, and his Ph.D. in History and Literature of Religion at Northwestern University, Ill. His publications include *Islam and Colonialism: Intellectual Responses of Muslims of Northern Nigeria to British Colonial Rule* (Brill, 2005) and essays on Islam and colonialism, Islamic education and law, Sufism and social movements. – Address: Program of African Studies, Northwestern University, 620 Library Place, Evanston Ill. 60208, USA.

My main work at Wiko focused on articulating Islamic arguments in support of pluralism, tolerance, gender equality, democracy, human rights, individual freedom, etc. This is the easy part. These values should not be regarded as simply Western, since they can also be found in most if not all cultures as well. The more challenging part is how to construct effective Islamic rebuttals against Islamic criticisms of these values. The arguments and counter-arguments have been made from the diverse and clashing viewpoints of Muslims who have been variously labeled “secularists”, “modernists”, “reformers”, “moderates”, “liberals”, “salafists”, “fundamentalists”, “militants”, “extremists”, “activists”, “radicals”, “conservatives”, “traditionalists”, or “neo-traditionalists”. These terms have increasingly

become morally and politically charged. Some Muslims throw the labels of “moderate”, “reformer”, “modernist”, or “liberal” as a moral indictment of intellectual opponents for aping the West blindly, a charge that seems more plausible in light of recent policy-oriented studies advocating alliance with “moderate Muslims” to serve as proxy combatants in the titanic battle of ideas between “Islam” and the “West”. For other Muslims, the same labels can signify moral opposition to the counterproductive projects of subordinating Muslim women, or allegedly defending Muslim interests by wanton violence against innocent Muslims and non-Muslims alike. Because the same terms can signify opposite moral stands on the same issue, it follows that they can no longer serve as innocent classificatory categories for analytically mapping the various intellectual trends and ideological currents within contemporary Islamic societies. Several typologies have been unable to capture the incredible diversities, intricate linkages, and constant shifts that are the key features of both the intellectual and political spheres in the Islamic world. Interactivity among various Islamic currents and trends has led to incremental movement away from grand doctrinal statements about Islamic (in)compatibility with democracy, individual freedom, gender equality, human rights, etc. towards gradual adjustment, accommodation, and even enthusiastic endorsement.

Although clear delineation has so far proved elusive, it is still imperative to find ways of grasping the numerous aspects of the intellectual traditions of classical Islam that provide not only authentic validation but also the appropriate designations for the values of pluralism, tolerance, gender equality, etc. For example, Qur’an 2:143 describes Muslim community as *ummat^{an} wasat^{an}*, which means balanced or median community. This verse is the basis of the discourse of *wasitiyya*, built on the axioms that Islam upholds moderation but abhors excess in religion (*la ghuluwa fi al-din*); Islam endorses simplicity but prohibits difficulty (*yassiru wa la tu’assiru*). The founding figures of Islamic jurisprudence (*Usul al-Fiqh*) endorsed different articulations of basic Islamic tenets into enforceable rules of Islamic law. Realizing the potential of human error in deriving rules of Islamic law from Divine Revelation, they refused to invest their individual understanding (*fiqh*) with the divine imprimatur of eternal truth; some even avoided having their specific articulations of rules of Islamic law enforced by state power. These points do provide an authentic Islamic basis to critique contemporary political projects using the tremendous powers of the modern state to encode subordination of Muslim women or to outlaw dissent in modern legislation purporting to enact Islamic law. One can even argue further that state enactment of Islamic law is contrary to the doctrine in Islamic jurisprudence that legislative authority is an ex-

clusive prerogative of God. Hence an Islamic argument against the modern state enforcing religious activism can be articulated without recourse to Western secularism.

I presented drafts and preliminary findings at various forums, including Humboldt University, the Modern Oriental Institute in Berlin (ZMO), and Bayreuth University. The first publication from my excavations of the classics of Islamic thought in search of warrants for supporting the values of pluralism, equality, freedom, and democracy will appear in Summer 2007, and more will follow shortly.

My participation in the weekly discussions of the working group on “Religious Transformations Processes” explored various aspects of the phenomena of *religious change* as they unfold before our own very eyes. I sought to understand how slow and imperceptible shifts could build up incrementally before they explode into spectacular changes, and conversely how apparently major changes appear suddenly but then mutate into minor adjustment or even none at all. The discussions of the working group changed gradually throughout the year, ending eventually with a conference on the theme of *ambiguity* as a category of exploring how one and the same religion can flourish in diverse social contexts and different political environments. It would have been more profitable if the working group had remained focused on the theme of religious change. But perhaps the more the relevant point is to understand how subtle shifts virtually made the working group an experiment in the very phenomenon of change that the group initially set out to study.

The other seminar at Wiko during the year was the “Europe in the Middle East – The Middle East in Europe”. I profited greatly from the sessions I attended, particularly the international workshop on the emerging field of “Islamic Feminism”, or what has been aptly termed the “Gender Jihad”. A memorable moment in the workshop was the spontaneous exchanges that cohered into an insightful observation. When one participant remarked that “Islamic feminism is the child of political Islam”, another participant added “unwanted”, while a third participant uttered “but legitimate”. The final sentence became: *Islamic feminism is the unwanted but legitimate child of political Islam!*

Being a Fellow at Wiko was a great privilege. The dedication of the entire Wiko staff created the enabling environment for many pleasant discoveries not only in my own immediate project, but also in the multidisciplinary seminar on Tuesdays, particularly about the diverse branches of modern biology and art history. Living in Berlin offers opportunities of first hand experience of “the miracle of German recovery” in the magnificent Kurfürstendamm, but also discovering the lingering aftermaths of the ravages of World War II, communism, and the Cold War.



DAS TÄGLICHE GESCHENK ODER:
WAS VOM PARADIES ÜBRIG BLEIBT
ANDREAS VOSSKUHLE

Geboren 1963 in Detmold, Studium der Rechtswissenschaft in Bayreuth und München, Promotion in München 1992, Habilitation in Augsburg 1998. Seit 1999 Inhaber eines Lehrstuhls für Öffentliches Recht an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und Direktor des Instituts für Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie. Hauptarbeitsgebiete: Öffentliches Recht, Verwaltungswissenschaften, Staats- und Rechtstheorie. Wichtige monographische Veröffentlichungen: *Rechtsschutz gegen den Richter* (1993); *Das Kompensationsprinzip* (1999); *Umweltrecht* (5. Aufl. 2003; zusammen mit Reinhard Sparwasser und Rüdiger Engel); *Grundlagen des Verwaltungsrechts* (Band I, 2006, Herausgeberschaft zusammen mit Wolfgang Hoffmann-Riem und Eberhard Schmidt-Aßmann). – Adresse: Direktor des Instituts für Staatswissenschaft und Rechtsphilosophie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Platz der Alten Synagoge, 79085 Freiburg i. Br.

Die Zeit am Wissenschaftskolleg endet und Wehmut schleicht sich in mein Herz. Jeder Tag hatte seinen eigenen Zauber, jeder Tag war ein Geschenk und es fällt mir nicht leicht, all die Eindrücke von zehn entrückten Monaten im Paradies sorgfältig im Erinnerungskoffer zu verstauen.

Es sind zunächst die vielen intensiven Gespräche mit anderen Fellows, die mir im Gedächtnis bleiben und nachwirken werden. Ihre ganz besondere Qualität beruht vor allem auf der Dauer des Zusammenseins, dem daraus resultierenden gegenseitigen Vertrauen, der Vielfalt der vertretenen Disziplinen, Charaktere und kulturellen Umfeld, der Möglichkeit, bestimmte Themen immer wieder neu aufzunehmen, und der in jeder Beziehung inspirierenden Umgebung. Wer sich ein wenig Zeit nimmt und die bisher erschienenen Jahr-

bücher des Wissenschaftskollegs durchschaut, dem berichte ich insoweit nichts Neues. Deshalb will ich versuchen, etwas konkreter zu sein: Von Thomas Bauer habe ich viel über die arabische Kultur gelernt, mit Friedrich Wilhelm Graf konnte man wundervoll über Gott und die Welt reden und seine protestantische Herkunft reflektieren, Thomas Hauschild verdanke ich die Wiederentdeckung der Erklärungskraft der Ethnologie, ohne Toshio Hosokawa und Helmut Lachenmann wäre mir die eigenwillige Welt der Neutöner weiterhin verschlossen geblieben, Sunil Khilani weckte mein Interesse für Indien und vermittelte mir eine klarere Vorstellung von dem Zusammenhang aus Wissenschaft und internationaler Politik, Béatrice Longuenesse war nie verlegen um ein gutes kantianisches Argument, von der Situation der Geisteswissenschaft in Frankreich weiß ich heute mehr durch die anschaulichen Schilderungen von Pierre-Michel Menger, Alain Montandon und Alain Schnapp. Frank Rösler konfrontierte meine nunmehr nicht mehr ganz so gefestigten Alltagsannahmen über den Menschen unermüdlich mit den Erkenntnissen der empirischen Kognitionsforschung. Meinen interessierten Blick auf Bilder und die Entwicklung der Kunstgeschichte schulten Horst Bredekamp, Ulrich Keller, Tomasz Kizny und Valeska von Rosen. Ungewöhnlich bereichernd empfand ich ferner die vielen kontroversen Diskussionen über methodische Fragen mit allen Evolutionsbiologen; ihre Bereitschaft und Fähigkeit, komplizierte naturwissenschaftliche Forschungsansätze fachfremden Laien zu vermitteln und auf wenige Grundaxiome zurückzuführen, hat mich nachhaltig beeindruckt. Für disziplinäre Geborgenheit in den vielen übergreifenden Diskursen sorgten schließlich Christoph Möllers und Georg Nolte auf je eigene Weise.

Lange nachwirken wird auch die Dichte kultureller Erlebnisse. Nun gehen viele Fellows bekanntlich gerne in die Oper, ins Konzert und ins Theater und besuchen mit Freude und Ausdauer Ausstellungen und Museen; dazu bedarf es letztlich keines Aufenthalts am Wissenschaftskolleg. Aus meiner Sicht war die Zeit dort aber aus drei Gründen einzigartig und besonders fruchtbar: Zum einen eröffnet das Wissenschaftskolleg ganz eigene Zugänge: intensive Gesprächskonzerte, Einladungen anderer Institutionen oder Führungen durch Fellows sind hier nur einige Beispiele. Besonders gerne erinnere ich mich an die deutsche Premiere von Toshio Hosokawas Werk „Circulation Ocean“ in der Berliner Philharmonie unter Kent Nagano. Nach einem wundervollen Konzert trafen einige Fellows in der Künstlerkantine die Eltern meiner Nachbarin in der Villa Jaffé Valeska von Rosen, den kurz darauf verstorbenen Architekten Edgar Wisniewski und seine Frau. Alle drei führten uns kurz vor Mitternacht in den menschenleeren und spärlich erleuchteten Kammermusiksaal. Edgar Wisniewski, der gerne Pianist geworden wäre und den Kam-

mermusiksaal entworfen hat, setzte sich an den Flügel und spielte einige Mozartetüden für uns – ein magischer Moment! Viel Freude bereitete auch eine aus dem Augenblick geborene Kooperation einiger Fellows mit der künstlerischen Leitung der Deutschen Oper: In einer Podiumsdiskussion diskutierten wir, ein Islamwissenschaftler, zwei Theologen, ein Ethnologe und zwei Rechtswissenschaftler, mit dem interessierten Publikum über unterschiedliche Perspektiven auf Franchettis Oper „Germania“. Eine weitere Besonderheit sind die ungewohnten zeitlichen Ressourcen am Kolleg; sie erlauben in der Hauptstadt der Kultur Wiederholungen, die ansonsten ausgeschlossen wären: Wann besuchte man das letzte Mal ein Museum in kurzen Abständen vier- oder fünfmal? Wann sah man das letzte Mal in drei verschiedenen Theatern in kurzer Abfolge dasselbe Stück? Gleichzeitig besteht ein äußerst lebhafter Austausch unter den Fellows über das Gesehene und Gehörte. In dieser Atmosphäre entstehen Ideen und reifen Gedanken.

Mehr als Dankbarkeit empfinde ich gegenüber allen Mitarbeitern des Wissenschaftskollegs. Die außergewöhnliche Zugewandtheit und Hilfsbereitschaft, die sie jedem Fellow jeden Tag entgegenbringen, ihr Sinn für kleine Gesten der Aufmerksamkeit, ihre Umsicht sowie das in jeder Situation gegenwärtige souveräne Stilempfinden haben in mir das Vertrauen in die Machbarkeit guter wissenschaftlicher Institutionen nachhaltig gestärkt.

Bleiben noch die harten Fakten; Wissenschaftler werden ja heute gerne an Zahlen gemessen. Also: Fünf größere Aufsätze sind fertig gestellt, drei davon zu meinem Arbeitsprojekt „Der rationale Staat“, knapp hundert Bücher habe ich neben der Lektüre vieler Aufsätze ernsthaft durcharbeiten können, eine gegliederte Materialsammlung für die geplante Monographie befindet sich abgespeichert auf meinem Laptop und über 2000 Seiten redigierte Manuskripte für ein Handbuch sind auf dem Weg zum Verlag. Hinter mir liegen auch fünf Vorträge und die Organisation von zwei größeren Tagungen. Vier umfangreiche Erstgutachten zu drei Dissertationen und einer Habilitationsschrift forderten ebenfalls ihren zeitlichen Tribut. Nicht zu vergessen ist schließlich die fast alle deutschen Fellows in diesem Jahr in der einen oder anderen Weise in Anspruch nehmende Exzellenzinitiative. Nicht wenige Tage vergingen mit den Arbeiten an einem Antrag meiner Freiburger Fakultät für eine Graduiertenschule mit dem Thema „Private Law and Private Law Enforcement“. Aber das sind eben alles nur Zahlen, wenig aussagekräftige Aktivitätsnachweise, die den Steuerzahler, die Politik und vielleicht das eigene Gewissen beruhigen mögen, der eigentliche Ertrag meines akademischen Jahres am Wissenschaftskolleg liegt woanders.

Vorträge und Schwerpunkte

STREICHQUARTETTE: URBILDER (1980); LANDSCAPE (1992);
SILENT FLOWERS (1998)
TOSHIO HOSOKAWA

Heute findet das dritte und letzte der drei Konzerte statt, die ich während meines Wiko-Aufenthalts geben durfte. Bei den beiden bisherigen Konzerten im Wiko habe ich Musik aus dem 17. Jahrhundert für die traditionelle japanische Zither *koto* mit Gesang vorgestellt, Hofmusik aus dem 10. Jahrhundert mit der Mundorgel *shō* und meine eigene Musik, auch für Akkordeon. Ich sprach über die musikalische Gestalt, dass beim *koto* die Klänge mitten in der Stille vorhanden sind und – wie in der Kalligraphie die Linie – der Einzelton Leben besitzt und dass beim *shō* die kreisende Zeit, die der Atem setzt, die Grundlage für die musikalische Zeit bildet. Für mich sind es diese beiden Musikinstrumente, die die Basis für mein Musikdenken abgeben. Am heutigen Abend werde ich das Streichquartett, eine der traditionsreichsten Gattungen der europäischen Musik, verwenden. Sie werden drei Stücke hören, die von mir komponiert wurden.

Ich bin 1955 in Hiroshima geboren, zehn Jahre nach der Tragödie des Atombombenabwurfs auf diese Stadt. Zu der Zeit, als das Unheil hereinbrach, war mein Vater als Zwanzigjähriger an der Front, so dass er keine direkten Schädigungen erlitt. Sein Elternhaus verbrannte jedoch und hinterließ keine einzige Spur. Zwei ältere Brüder meines Vaters erkrankten infolge der radioaktiven Strahlung und verstarben. Meine Mutter hielt sich damals als Siebzehnjährige nur etwa 5 km entfernt vom Zentrum der Explosion auf und hatte alles mit ansehen müssen, was sich damals ereignete. Da sie sich in einer unterirdisch gelegenen Fabrik befand, hatte sie glücklicherweise keine äußeren Verletzungen davongetragen und blieb von der Strahlenkrankheit verschont. Aus dem Zentrum flohen viele schwer Verwundete mit Verbrennungen durch die Atombombenexplosion in diesen Bezirk. Auch zum Elternhaus meiner Mutter kamen viele Menschen, die um ärztliche Hilfe baten, und meine Eltern pflegten sie – jedoch vergeblich, denn schon nach zwei, drei Ta-

Gesprächskonzert im Wissenschaftskolleg zu Berlin am 28. Februar 2007.

gen waren diese Menschen alle gestorben und wurden auf dem Hof der nahe gelegenen Schule, in die meine Mutter ging, verbrannt.

Von derartigen Erlebnissen haben mir die Eltern in meiner Kindheit überhaupt nichts erzählt. Sie wollten jene Erinnerungen so schnell wie möglich vergessen. Hiroshima war ein in hohem Maße mit schöner Natur gesegneter Ort: das ruhige Binnenmeer, Setonaikai genannt, die vielen kleinen Inseln, die sich darin erheben, und die mäßig hohen Berge mit Bambuswäldern. Dies war der Spielplatz meiner Kindertage. In meiner Jugendzeit war fast gar nichts von der Atombombentragödie zurückgeblieben. Nur ab und zu sah man Menschen mit starken Verbrennungen im Gesicht.

Mein Vater ging mit uns Kindern, meinem älteren Bruder und mir, am Wochenende immer an schöne Orte hinaus in die Natur, meistens zum Angeln oder zum Muschelsammeln auf Inseln oder am Meeresstrand in der Nähe. In jener Zeit gab es Wasserfälle in den Bergen und klare Flüsse. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, war es denn nicht eigentlich der Vater, der gleichzeitig, als er uns Kinder mit der Natur in Berührung bringen wollte, auch Heilung seiner Seele von den Kriegserlebnissen suchte? Mein Vater ist vor fünf Jahren verstorben. Erst nach seinem Tod kamen mir plötzlich diese Gedanken in den Sinn. Ich bin jetzt selbst im Alter meines Vaters zur damaligen Zeit und denke, dass für ihn die Segnungen der Natur zum Heilen seiner Seele notwendig waren, wenn er jene Wochenenden mit uns draußen in Berührung mit den Schönheiten der Natur verbrachte.

Die Atombombe besitzt die Kraft, die Natur von Grund auf vollständig zu zerstören. Meine Eltern, die die Schrecken einer solchen Kraft am eigenen Leib erfahren hatten, suchten Herzenstrost in der regenerierenden Kraft der Natur. Sie setzten mich in diese üppige Natur und wollten mich inmitten dieser Fülle zu einem Menschen erziehen, der für den inneren Reichtum der Natur sensibel ist.

Die neuesten Werke meiner Musik sind stark mit der Natur verbunden, wie man schon an den Titeln sieht. „Circulating Ocean“, „Voice from the Ocean“, „Skyscape“, „Die Lotosblume“, „Blossoming“ haben ausschließlich Meer, Himmel oder Blume zum Thema. Ich glaubte, dass mein Interesse dafür zutiefst aus der Tradition der japanischen Poesie käme. Fast alle traditionellen Künste Japans nehmen die Natur zum Thema. In Sympathie zur Natur wird der Mensch ein Teil von ihr, er stellt seine Sympathie in Form von Musik, Dichtung und Tanz dar. Natürlich stehe auch ich in einer solchen Traditionsreihe, aber gleichzeitig empfinde ich ein starkes Heimweh nach der Zeit, die ich bei meinen Eltern verbracht habe. Ob nicht in den Stimmen in meinen Kompositionen, im Einklang mit der Natur, auch meines Vaters Stimme und die Stimmen der Menschen, die zahlreich in Hi-

roshima ihr Leben verloren haben, als Botschaft enthalten sind? Das sind gegenwärtig meine Gedanken. Komposition ist nicht die Schöpfung eines Individuums, sondern möglicherweise die Ansammlung menschlicher Stimmen in einem größeren, historisch gewachsenen Strom.

Ich fühlte mich in einer derartig von der Natur gesegneten Gegend zuerst von europäischer Musik, besonders von klassischer Musik wie Beethoven, Mozart und Bach, angezogen, ich wollte diese Musik und setzte sie mir zum Ziel. Meine Mutter spielte *koto*, die japanische Zither, und hörte in unserem Haus traditionelle japanische Musik. Das war meine Umgebung – aber eine derartige Musik für mich? Ich konnte darin nur etwas sehr Langweiliges hören. Nicht nur die japanische Musik fand ich uninteressant, sondern auch alle traditionellen Künste, das Nô-Theater und die kaiserliche Hofmusik, Ikebana und Teezeremonie. Für mich, der ich im Alter von vier Jahren mit Klavierunterricht begonnen hatte, war es vor allen Dingen die europäische klassische Musik, von der ich hingerissen war. Daraufhin wollte ich irgendwann Komponist werden. Mit 16 Jahren ging ich nach Tokio und trat in die Musikschule ein, und so kam es dazu, dass ich mit 20 Jahren hier an der Berliner Musikhochschule Komposition studierte.

Dass nun jemand wie ich zum ersten Mal mit traditioneller japanischer Musik zusammentraf, das ereignete sich bei den verschiedenen Musikfestivals hier in Berlin. Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre stellte man in den Kreisen der europäischen Musik sehr oft Volksmusik aus allen Ländern der Welt vor. Erstmals begegneten mir in Berlin Musik mit indonesischem Gamelan, indische *sitar*, afrikanische Musik, koreanisches *p'ansori* und anderes mehr und begeisterten mich zutiefst. Dabei hörte ich auch japanische Hofmusik, *koto* und den buddhistischen Ritualgesang *shōmyō* und war von der Frische der Musik tief beeindruckt. Es ist sehr bedauerlich, dass Volksmusik bei den gegenwärtigen Festivals für Neue Musik nicht mehr zu hören ist.

Die Volksmusik damals bot mir ein völlig neues Hörerlebnis. Musik, die nicht in taktmäßig gegliederten Strukturen gefangen war, Geräusche, Cluster und Mikrintervalle, die sich in der westlichen Musik des 20. Jahrhunderts entwickelt hatten, gab es hier bereits vor mehr als 1000 Jahren. Da ich europäische Musik der Gegenwart studiert und die Hörweise einer Musik gelernt hatte, die nicht an der Musik des 19. Jahrhunderts klebt, kam ich jetzt dazu, den Zauber einer solchen Musik zu verstehen. Zwar bin ich Japaner, doch hätte ich eine derartige Musik aus dem außereuropäischen Bereich nicht verstehen können, wären meine Ohren nicht in dieser Weise geöffnet worden.

Die Japaner trieben vor etwa 130 Jahren zur Zeit der Meiji-Restauration die Europäisierung und Modernisierung des Landes mit größtem Eifer in der Form voran, dass sie ihre eigenen, mit langer Tradition verbundenen Künste verwarfen und aufgaben. Zwar hatten wir mit der Modernisierung Japans gleich Erfolg, aber wir haben auch vieles durch jene großen Umwandlungen verloren. So ist es dazu gekommen, dass wir Japaner besonders in unserer geistigen Kultur und unserem Seelenleben zahlreiche Probleme mit uns herumtragen.

Nach meinem zehnjährigen Studienaufenthalt in Deutschland war die Rückkehr in meine alte Heimat wirklich ein großer Schock für mich. Die Landspitze am Meeresufer, wo ich immer gespielt hatte, war nirgends mehr zu finden. Sie war mit Beton zugeschüttet worden und eine große Fabrik darauf errichtet. Der Sandstrand im Umkreis der Stadt Hiroshima ist gänzlich zubetoniert worden und es sind dort Fabriken und neue Wohnviertel entstanden. Ich fragte mich, ob die Menschen von Hiroshima in der Zeit, in der sie sich von der Atombombe erholt hatten, für die Größe und Erhabenheit der Natur und die Stärke des Wiederauflebens keine Dankbarkeit zeigten, und ich empfand große Traurigkeit. Ist nicht auch in unsere japanischen Seelen im Verlauf der Modernisierung so etwas wie Beton gefüllt worden?

Meine Musik hat verschiedene Einflüsse aus der traditionellen japanischen Musik aufgenommen. Gleichzeitig ist sie aber auch von der europäischen Neuen Musik beeinflusst worden. Aus diesen beiden Wurzeln möchte ich weiterhin möglichst originale Musik hervorbringen, hoffe ich. Selbst jetzt noch sind wir japanischen Komponisten überwältigend starken Einflüssen aus Europa ausgesetzt, und wir komponieren. Wenn wir jedoch „Europa“ sagen, so ist in Japan die Anzahl der Musiker gering, die richtige europäische Musik und deren Geschichte und Theorie kennen. Es gibt viele Menschen, die stark amerikanisierte europäische Musik für europäische Musik halten. Das fühlte ich wieder einmal ganz deutlich, als ich aus Europa zurückkam, und ich empfand es als Notwendigkeit, noch einmal gründlich europäische Musik zu studieren. Ich denke, dass ich dabei aber gleichzeitig an dem über tausend Jahre alten Strom der traditionellen Musik Japans teilhaben werde.

Was ich Ihnen allen heute zu Gehör bringen möchte, sind meine drei Streichquartette. Das erste Stück habe ich 1980 in Berlin geschrieben, als ich bei Isang Yun studierte. Es ist mein erstes Streichquartett (noch frühere Quartette von mir zähle ich nicht). Während ich damals Werke der 12-Ton-Technik von Schönberg und Webern studierte, dachte ich auch gleichzeitig an die musikalischen Prinzipien des Nô-Theaters in der traditionellen Musik Japans und komponierte dieses Stück. Wirklich tief habe ich mich aber erst fünf Jahre spä-

ter mit der traditionellen japanischen Musik auseinandergesetzt, doch in meinen Klangempfindungen scheint deren Kraft auch unbewusst schon geschlummert zu haben.

Hierbei handelt es sich um ein Werk aus meiner allerersten Zeit. Hören Sie bitte mein Streichquartett „Urbilder“.

[Streichquartett „Urbilder“ (japanisch „Genzô“, 1980); Aufführung: Diotima-Quartett]

Dieses Stück stammt aus meiner frühesten Zeit, ich habe das Werk im Alter von 24 Jahren geschrieben. Helmut Lachenmann, der jetzt Fellow des Wissenschaftskollegs ist, hatte es bereits bei den Darmstädter Ferienkursen im Unterricht zu sehen bekommen. Bis heute ist Helmut Lachenmann für mich ein Komponist, den ich besonders hoch schätze, zumal er auch mein Lehrer war. Er übte Kritik daran, dass dieses Stück „eine Einbahnstraße“ sei, da sich das Werk aus einer Richtung bis zu seinem eigenen Ziel in gerader Linie vorwärtsbewegt. Außerdem, sagte er, sei eine solche Musik wie eine Geisterbahn auf dem Rummelplatz. Das sei gut in der erlebten Zeit, aber man würde das Erlebnis fünf Minuten, nachdem es geendet hätte, vollständig vergessen, genau wie in den Filmen von James Bond. Da ich Selbstvertrauen in mein Werk besaß, war ich von seiner Kritik sehr schockiert und konnte nach jenem Tag nicht schlafen. Isang Yun, mein Lehrer in Berlin, war als asiatischer Komponist und als Mensch wunderbar, aber er kritisierte nur vom asiatischen Standpunkt aus. Vermutlich bot mir Lachenmanns Unterricht die erste Kritik eines Europäers an meiner Musik, und ich lernte erstmals von ihm, die eigene Musik von einer höheren Warte aus objektiv zu betrachten. Selbst jetzt erinnere ich mich an den Unterricht von damals und erkenne, dass es eine fundamentale Kritik an meiner damaligen Haltung war, die dazu führte, meine eigene Musik zu schreiben.

Als nächstes hören Sie bitte „Landscape I“, das ich 1992 komponiert habe. Nachdem ich mich von dem Darmstädter Lachenmann-Schock erholt hatte, wurde dies ein mehr strukturell komponiertes Werk. Ich hatte damals bereits meinen Studienaufenthalt in Deutschland beendet und mein Leben als Komponist in Tokio begonnen. Mit „Landscape“ ist hier Folgendes gemeint: man sieht den Klang als Objekt und hört die verschiedenen Aspekte der Klänge im Detail, ich komponiere und höre dabei, wie ich die subtile Landschaft der Klänge sehe. Unter dem Titel „Landscape“ habe ich ab 1992 innerhalb von drei Jahren fünf Werke für jeweils unterschiedliche Besetzung geschrieben.

Zu Beginn von „Landscape I“ erklingt in allen vier Stimmen ein Schlag auf die Saiten, quasi als vertikaler Einschnitt in Zeit und Raum.

Gleichzeitig mit diesem Werk begann ich mit meiner Serie „Vertical Time Study“. Diese „vertikale Zeit“ ist nicht die musikalische Zeit, die horizontal auf der Zeitachse fließt. Man erfasst sie mit musikalischen Ereignissen, die innerhalb der horizontalen Zeit mit jedem Atemzug entstehen. Der Trommler in der Nô-Musik streckt seine Arme nach vorne während des *ma* (das ist der mit dem Gefühl der Spannung gefüllte zeitliche Zwischenraum), von dort aus wendet er sich in einem Zug der Trommel zu, lässt die Hände in die Anfangsposition zurückgehen und schlägt dann mit voller Kraft auf das Fell. Während er die Hände ausstreckt, d. h. in der Zeitdauer des *ma*, ertönt kein Klang, das Spannungsgefühl bestimmt die Stärke des Klangs, der später hervorgebracht wird.

Wenn dieses *ma* schwach wäre, würde auch der Trommelschlag schwach sein. Die Stärke des *ma* entscheidet über die Lebensdauer des Klangs. Die hier geschlagenen Klänge schaffen Verwerfungen in der vertikalen Zeit. Was nun die Methode zur Erzeugung dieser Klänge anbelangt, so ist der Punkt, an dem der Klang entstanden ist, der letzte Punkt dieser Klangbewegung. Schließlich zum Klang: seine Stärke wird von der Kraft des Schweigens bestimmt. Außerdem liegt hierin die Entstehung des einzelnen Klangs und gleichzeitig auch die Zerstörung seiner Welt.

Bei meinem *shô*-Konzert habe ich schon vorwegnehmend über den Atem im Zen gesprochen, dass man dabei sehr langsam ausatmet und danach wieder langsam einatmet. Die Zen-Mönche sagen, dass sie aufhören mit dem Ausatmen – sie können bis zum Tod ausatmen, heißt es, und dann können sie wieder einatmen, um von dem Punkt des Todes her von neuem wiederaufzuleben. In der Hin- und Rückbewegung dieses *einen* Atemzugs liegen auch Tod und Leben. Die Kontinuität der Diskontinuität in der runden Kreisbewegung einer solchen Zeit erzeugt die Zeit in der japanischen Musik.

Ich hatte erfasst, dass die kreisrunde Wiederholung das Wesen der Zeit in der japanischen Musik ist. Daraufhin komponierte ich „Vertical Time Study“ und meine „Landscape“-Serie.

In dem „Landscape“-Quartett gibt es nach einem schlagartigen Einschnitt (wie ein Abschneiden!) kontinuierliche Klänge (*jizokuon*), die dann verschiedentlich Veränderungen erfahren. Hören Sie das bitte in „Landscape“. Ebenfalls tritt jeder einzelne Klang aus der Stille hervor und kehrt wieder dorthin zurück, wie der Klang der Nô-Trommel aus dem Schweigen hervorgebracht wird und in das Schweigen zurückkehrt.

[„Landscape I“ für Streichquartett; Aufführung: Diotima-Quartett]

Das dritte Werk, das ich Ihnen vorstellen möchte, ist „Silent Flowers“. Es wurde von mir 1998 für die Donaueschinger Musiktage komponiert.

Sowohl das vorhergehende „Landscape“ als auch dieses Stück habe ich für das Arditti-Quartett geschrieben. Das Diotima-Quartett, das dieses Stück heute spielt, ist ein französisches Quartett und eine Generation jünger als das Arditti-Quartett. Es hat als Anwalt von Neuer Musik, aber auch für die der Klassik, international hohe Anerkennung gefunden. Seine Mitglieder bringen meiner Musik tiefstes Verständnis entgegen.

Ich habe dem Stück den Namen „Silent Flowers“ gegeben, weil ich damals einen Essay über Ikebana (die Kunst des Blumenarrangierens) gelesen hatte, dessen Verfasser der japanische Philosoph Nishitani Keiji (1900–1990) war, der Hauptvertreter der philosophischen Schule von Kyoto. Die sogenannte Kyoto-Schule war im Kreis um den hervorragenden japanischen Philosophen Nishida Kitarō (1870–1945) entstanden. Diese Gruppe von Philosophen machte parallel zu dem intensiven Studium abendländischer Philosophie eine Schulung im Zen und schuf eigene japanische Ideen. Ein Vertreter der Kyoto-Schule befindet sich unter uns: es ist Herr Professor Ôhashi.

Übrigens, wer mich zuerst über diese Dinge von Nishitani Keiji unterrichtet hatte, war Helmut Lachenmann. Er war von Nishitanis Buch „Was ist Religion?“ begeistert und empfahl mir, es unbedingt zu lesen. Ich kannte zwar Nishitanis Namen, hatte aber dessen Buch noch nicht gelesen.

In seinem Essay spricht Nishitani über den eigentümlichen japanischen Zeitcharakter der Blumen, d. h. „Ikebana“. Die Blumen für Ikebana werden von lebenden Blumen geschnitten. Der Tod hält sich schon im Hintergrund bereit. Daher erscheint die Kostbarkeit des Lebens noch schöner und fragiler. Das Leben dauert nicht ewig, es ist flüchtig und vergeht, doch deshalb ist es schön. Eine solche Denkweise gegenüber der Zeit herrscht in allen traditionellen Künsten Japans vor, wie Nishitani sagt. Mein Großvater war Ikebana-Meister, folglich gilt eine solche Denkweise für mich nicht als Theorie, ich habe oft körperlich meine Erfahrung damit gemacht. Da gerade auch der Klang vergeht, ist er schön. Mit der Bildung des Klangs ist keine ewige Zeit zu erschaffen, denn bei seiner Herkunft aus dem Schweigen vergeht er wiederum im Schweigen. Entspricht das nicht der Arbeit eines Komponisten, einen Ort gleichermaßen für Klänge und Schweigen zu schaffen?

Außerdem wird in den kunsttheoretischen Schriften Zeami (1363–1443), Mitbegründer des japanischen Nō-Theaters, das Wort „Blume“ (japanisch *hana*) als Metapher für die schönste (d. h. höchste künstlerische) Darstellung gebraucht. Wie eine Blume, die im Dun-

keln blüht, wie die schöne Gestalt eines Nô-Schauspielers wollte ich eine Blume des Klangs komponieren, die im Schweigen erblüht. Das wünschte ich mir.

In diesem Werk wird meine Denkweise sehr genau sichtbar: die Musik ist eine Kalligraphie durch Klänge, die auf der Leinwand des Schweigens gemalt wird.

Hören Sie jetzt bitte den Anfangsteil der Musik. Zunächst gibt es am Anfang eine Pause von drei Schlägen, danach folgt vertikal ein „abgeschnittener“ Klang (*danzokuon*), der die Pause beendet. Auf der Leinwand der Zeit, die mit diesem Klang gewissermaßen „aufgespannt“ wird, werden Linien von Klängen gemalt, die den Bewegungscharakter des Schreibpinsels besitzen. Nach dem Malen mit starkem Druck ist der Klang fast nicht mehr sichtbar und scheint wieder zu erlöschen. Nachdem er zu einem kaum hörbaren Pianissimo geworden ist, holt er erneut starke Kraft, nimmt dann ein wenig ab und erlischt im Schweigen. Die Klanglinien der Kalligraphie haben allmählich an Stärke zugenommen, nachdem dieser Prozess oft genug wiederholt wurde, und wechseln in eine große, ausdrucksvolle Bewegung.

[„Silent Flowers“ Teil 1 (bis Takt 19)]

Wenn man zur Mitte des Stücks kommt, entwickelt sich dieser Teil der „abgeschnittenen“ Klänge (*danzokuon*) zu melodischen Phrasen, die reich an noch mehr Veränderungen sind. Symmetrisch hierzu wird dann der Prozess geschildert bzw. gemalt, bei dem die Bewegung der musikalischen Linie – vergleichbar mit der Linie in der Kalligraphie – mal vom Klang zum Schweigen geht und wieder vom Schweigen in den Klang zurück, unter Einbeziehung verschiedener Geräusche.

[„Silent Flowers“ Teil 3 (Takte 42–58)]

Danach wandelt sich diese Linie allmählich in einen tiefen Gesang. Dieser Linienbewegung kommt im Part des Schweigens eine große Bedeutung zu, da das Schweigen die gleiche Kraft besitzt wie der Klang. Möglicherweise ist Komponieren eine Handlung, die man ausführt, um die Intensität des Schweigens zu vertiefen und nicht die Intensität der Klänge. Genauso wie die unbemalte, also leere weiße Fläche in der Kalligraphie von großer Bedeutung ist, so ist es in der Musik der leere weiße Raum, der im Sinne des Zen aber gleichzeitig die Fülle der Natur enthält.

Zum Abschluss hören sie nun bitte „Silent Flowers“, gespielt vom Diotima-Quartett.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

ARGUING DEMOCRACY: INTELLECTUALS AND POLITICS
IN MODERN INDIA
SUNIL KHILNANI

The idea of democracy, brought into being on an Athenian hillside some 2500 years ago, has travelled far – and today attaches itself to a growing number of political projects. In everyday political talk, as well as in the specialised fields of the political and social sciences, terms like “spreading democracy”, “promoting democracy”, and – of course – “imposing democracy”, have become ubiquitous. Underlying such talk is a belief in democratic universalism – the idea that, as Larry Diamond, erstwhile advisor to Paul Bremer in Iraq, has put it: “Every country in the world can be democratic.” Yet, even as the ambition is asserted to spread democracy across the globe, our conceptions of what democracy *is* have narrowed: to a “checklist” model, a prescriptive blueprint, based almost entirely on Western experience.

We can perhaps sympathize with the impulse towards determinacy in defining democracy, in the face of the term’s wayward history, an impulse that wishes to avoid a relativist dissipation of democracy’s meanings. However, the peripatetic life of the democratic idea suggests the increasing inadequacy of a history written from within the terms of the West’s experience. Today, the idea has been drawn into quite other historical vortices, giving rise to political experiences that are transformative of the idea itself.

Democracy as a political idea draws its appeal and power from its promise: from its resolute openness to the future, not from its ancestral pedigree. There is no special normative or analytical privilege that historically prior forms of democracy can hope to command. Nor will the prior forms be more practically useful in the years ahead. Rather, in thinking about the possibilities of democracy across the world, the political experience of countries like India will probably be a more valuable resource than the cases of, say, the United States, France, or Britain.

Public lecture delivered in the series “Geistes-Gegenwart” as part of the “Jahr der Geisteswissenschaften” at the Wissenschaftskolleg zu Berlin, 20 June 2007.

So, I'd like to talk about India's democracy – the largest and arguably most significant experiment with democracy since the late eighteenth century. Habitually noted as a success of some sort, the Indian experiment is just as often absolved from serious interrogation. Following the political congratulations, intellectual condescension all too often settles in – in large part because the Indian case seems too exotic to understandings based on the Western experience. Indeed the emergence of India's democracy is a direct challenge to the axioms of classical theory – particularly those that stress social homogeneity and political unanimity.

In India, a country of countless dense allegiances and loyalties, democracy both as a form of government and as an idea is – as the jargon has it – consolidated. Since independence in 1947, the country has held 14 national elections and many more in its regional states, and dozens of peaceful alternations of government have occurred. In this respect, India's political system has succeeded in institutionalizing uncertainty. Democracy as a type of government, a political regime of laws and institutions, has achieved a real – which is to say, inherently problematic – existence. Equally significantly, the *idea* of democracy has penetrated the Indian political imagination. Rising popular belief in democracy is manifest in several ways – surveys for instance. In 1971, 43% of Indians expressed their support for parties, assemblies, and elections; in 1996, almost 70% did so. At independence, India had a tiny political elite; today around 10 million Indians contest elections, at all levels of the political system – people with direct material interest in the preservation of democracy. The social backgrounds of India's political class are fast changing, as large numbers of Indians, especially those lower in the social order, stream into the electoral arena – pushing up turnouts to consistent levels of 60% and more.

Consider also the scale. In the classic modern debates about the possibilities of democratic government in large societies, in late eighteenth-century America and France, their respective populations were three and 25 million. In India's most recent national elections, held just over three years ago, around 400 million Indians – the great majority of them poor – engaged in a free act of collective choice. It is worth pausing over this bare figure. It represents, of course, the largest exercise of democratic election in human history.

In an era of imposing democracy, it is important to recall the extent to which, everywhere, democracy starts from and emerges out of local and practical problems – and from arguments over how to address these. And while the subject of how India's democracy came to be is obviously too vast for a single lecture or essay, I would like to reconstruct for you – partially and selectively – the responses of some of India's best minds to the political

predicaments in which they found themselves and how the responses became part of the intellectual foundation of modern India.

The dilemmas Indians faced early in the twentieth century were these: How to create a representative political order at all – how to represent the collective entity/fiction, “India”? And: how to enable within such an order the articulation of internal differences among its many elements – how to represent “Indians”, who were also always something else as well – Tamils, Muslims, Adivasi, Brahmin? Indian intellectuals had thus to devise an order of political representation that could lay claim to self-rule – while also articulating internal differences.

This problem of how to create an idea of “the people or nation” (a representation of unity) that also could enable difference is a central problem of modern, large-scale democracy. From the French revolution and its long aftermath, to the many – mainly failed – attempts to establish representative democracy in post-colonial situations, it has bedevilled democratic efforts in the modern world.

The problem has usually been posed in terms of sequence – first establish unity (by use of violent means if necessary – terror or civil war), *then* think about how to represent difference, plurality: where in fact the latter is, all too often, deferred and ignored.

In India, I would argue, the line of thinking and practice from Tagore via Gandhi to Nehru approached this problem differently: not as one that could be broken down into a sequence, or stages, but one where the imperatives of unity and difference required simultaneous articulation into a complex political form. The Indian argument met, early on, with spectacular failure – the Partition of India. But on the whole, and over time, it has proved a pretty effective way of dealing with this core problem of modern democratic politics.

I would like to divide my remarks into three parts: First, I start by outlining the initial predicament of Indian intellectuals under colonial rule – one defined by India’s enormous diversity and social divisions, which denied the possibility of a common politics. Second, I turn briefly to how intellectuals like Tagore, Gandhi, and Nehru attempted to address this predicament, developing a sense of identity as provisional, layered, and subject to revision. Finally I shall suggest how some of these ideas – which are quite different from Western conceptions of national identity and democracy – fed into the political and institutional architecture of post-independence India, in the form of the Indian constitution.

In short, I hope to show how intellectual arguments evolved to provide a background conceptual vocabulary for the problem of giving a representative form to India’s diversity.

Since this lecture is in the context of a series that has tried to make clear the wider significance of the Human Sciences, I hope my approach will suggest why and how historical understanding is not merely a supplement to social scientific understandings of Indian politics – it is not optional, but rather indispensable for any such understanding.

A couple of points at the outset: when I refer to Indian “intellectuals”, I do not intend a sociological sense (as say, did the American sociologist Edward Shils in his 1950s study of India). I am simply using the term to mean political actors who self-consciously reflect on their own actions – and who also reflect on their own reflections, and on each others’ reflections. I am referring, that is, neither to mere academic theoreticians (who do not act), nor to politicians – who are not in the habit of sustained, self-conscious reflection. The second point concerns the forms of political thinking and argument in India. If one asks: what sort of political self-knowledge can be found in India, what intellectual reflections on politics might be seen as sustaining Indian democracy, one has to acknowledge that, in contrast to Western traditions of political theory and practice, there are no founding texts of Indian democratic thought, no rich textual field that is focused on a distinct object or field of study, politics – or on questions of the state or democracy. Consider modern France – where, as I’ve tried to show elsewhere, revolutionary history and historiography served as the form and terrain for political thinking and theory: unless one recognizes this distinct configuration, one cannot understand the peculiar shape and rhythms of French political thought. In modern India, are there no properly theoretical texts of politics – the exception is Gandhi’s remarkable 1909 work *Hind Swaraj*, perhaps the most radical and original political text written by anyone, anywhere, in the twentieth century – but that would require a separate discussion. On the other hand, one striking feature of Indian discussions of politics in the twentieth century is their intimate, personal nature – letters and autobiography, for instance, are two important forms in which political thinking is enacted.

I

The idea of devising a self-governing representative political order for India – one through which its people could live in freedom – was, in the late nineteenth and early twentieth century, a possibility nearly inconceivable. For the space in which Indian intellectuals found themselves was defined by a denial of politics. This denial was an effect of two fierce and mutually reinforcing factors: British colonialism and the nature of the Indian social order.

Colonial subjection rested on a refusal to grant selfhood to Indians, in either collective or personal form: Indians did not constitute a nation, nor were they in any proper sense individuals. What defined them was in the first instance their racial difference, followed by their divisive communal identities – the many religions and still more castes of the sub-continent, attributes that resisted the demands of both nationhood and individuality. India, seen as a collection of mutually threatening communal identities, could not achieve any “national representation”. From the colonial administrator John Strachey’s declaration in 1885 (the year of the foundation of the Indian National Congress) that “there is not, and never was an India, nor even any country of India possessing according to European ideas, any sort of unity, physical, political, social or religious; no nation, no ‘people of India’”, to Churchill’s remark some 50 years later that “India is a geographical term. It is no more a united nation than the Equator” (1931), the British consistently denied the possibility of a collective Indian self or nationhood.

In the British view, this collection of disparate communities could only be pacified and given stable form in the colonial order. That order professed liberal principles and claimed to bestow peace and the rule of law. Yet the rule of law, when exercised in despotic manner, was vulnerable to self-contradiction.

Over time, the British established a restricted arena of government and set the scale and terms of Indian participation in it. Although British imperial ideology held aloft a principle of the development of self-government, especially for the white settler colonies, that principle was circumscribed in India. Narrow circles of “representative government” were created (beginning at the municipal level, then gradually expanding to the provinces), based on the view that electorates should be divided along community lines, in order to protect smaller and weaker communities. Into this circle were admitted a small educated class of Indians – expansion was promised, but at velocities controlled by the British. The British thus retained control over the rhythms of Indian life, in what has been called the “waiting room” theory of history.

But the imperialists were not the only problem. Indeed, they were simply exploiting the indigenous social and religious divisions of India, divisions that themselves seemed equally to preclude the possibility of politics. The caste order systematically segmented groups and linked them together in a codified, hierarchical division of labour. It was designed to resist the intervention of the state and state-made law, and it treated politics as extraneous. Religious differences, especially between Hindus and Muslims, similarly impeded imagining

a politics for India – how could these religious divisions be united into a common political subject able to rule itself?

Thus, before Indians could even contemplate self-rule, they faced a prior task: to formulate *who* the subjects of such rule might be – to identify a subject capable of any politics at all. This in turn, required the creation of a representative form: of a collective idea or entity in whose name rights could be claimed, actions performed – and to which others could feel allegiance. This task has proved one of the great obstacles to the emergence of democracy in post-colonial territories everywhere – from Nigeria, through Algeria, to Indonesia. And for Indians, there were few resources to draw upon when considering large-scale collective identity. Limited potentialities existed, for example, in the traditional idioms of kingship – and it is striking how few Indians recurred to kingly idioms. Although Indian intellectuals searched the vocabularies of both traditional and modern politics for appropriate terms, the readiest term available – the “nation” – was, in the Indian context, as much beset by problems as it promised any solutions. For India seemed to lack all the ingredients required by Western definitions of the nation.

Still, by the early twentieth century, an argument over nationhood had developed. Some upper-caste Hindus accepted the diagnosis that India’s internal diversities and particularisms were disabling, and wished to efface these. Impressed by the prowess of European nationalisms, these thinkers saw homogeneity as the only possible basis for nationhood and hoped that a common religious identity would be the glue. As the Hindu nationalist party manifestos of the 1990s were later to put it, “one nation, one people, one culture”. The importance of Western ideas in shaping this religious nationalism is important to underline. The ideologue of *Hindutva*, the ideology of today’s Hindu nationalists, V. D. Savakar, was a non-believing Brahmin from western India, an admirer and translator of Mazzini, who founded a secret society modelled on Young Italy (its members, planning to assassinate the Viceroy, learned bomb-making from a Russian revolutionary in Paris). Aurobindo Ghose, educated at King’s College, Cambridge, returned to rediscover and propagate what he saw as his spiritual traditions. Meanwhile, Swami Vivekananda, similarly steeped in European thought, urged upon his young Indian followers the “three Bs”: beef, biceps and the Bhagavad Gita. Adherents of this perspective saw democracy in a pragmatic light: it would be a means to ensure the permanent dominance of a Hindu majority. Meanwhile other thinkers were working to indigenize notions of democracy.

The attempt to find local roots for democracy was not unique to early 20th-century Hindus. In eighteenth- and nineteenth-century Europe, thinkers advanced claims that democ-

racy was not an invention of the Enlightenment, but had its roots in – variously – ancient French, German, or English customs and practices. In the Indian case, an eruption of new works found democratic antecedents in Hindu and also Buddhist village communities with their own councils and deliberative assemblies (*panchayats*, as well as *sabhas*, *sanghas*) – an attempt at indigenization which continues to have its contemporary adepts.

The notion of a unified, homogenous Hindu community was located in an idealized village community. Almost immediately, this pastoral vision was challenged by lower-caste movements – movements that testified to the caste divisions and conflicts among Hindus. The leaders of the lower-caste movements shared none of the high castes’ romanticism about village life. Instead they looked to central power, the colonial state, for protection from the upper castes, as well as advancement through quota policies and separate caste-based electorates – where the lower castes (and religious communities) could vote for their own candidates. To some lower-caste intellectuals, such as B. R. Ambedkar, democracy, understood as universal suffrage in electorates that were not divided, in fact undermined their hopes for remedy against historical injustice.

Religious minorities also saw democracy as a threat. As early as the 1880s, Muslim intellectuals were concluding that it was impossible to devise a democratic representative order that incorporated both Hindus and Muslims. In a united India, with a central state, Muslims would be a permanent minority. Men like the educationist Syed Ahmad Khan, and later the poet Mohammed Iqbal and the politician Mohammad Ali Jinnah, read Western liberals like John Stuart Mill closely. They were troubled by arguments such those advanced by Mill in his *Considerations on Representative Government*. “Free institutions are next to impossible in a country made up of different nationalities,” Mill had written, “each fears more injury to itself from the other nationalities than from the common arbiter, the state. Their mutual antipathies are generally much stronger than jealousy of the government” (Chapter 16).

II

How then to constitute a collective subject in the face of such antipathies, and how to find appropriate forms of self-rule? These problems preoccupied in different ways three of twentieth-century India’s major intellectual figures, Tagore, Gandhi and Nehru. I want to say a little bit about the responses each man came up with – and in all three cases I shall need to simplify from considerable complexity.

Tagore's engagement with Western ideas of the self, freedom and politics led him to devise a social philosophy that stands as an alternative to liberalism in its European definitions. Unlike many other non-Western reactions to liberalism and its practices, Tagore's redefinition was not based on a culturalist or nativist rejection of liberalism's premises. Indeed, he shared liberalism's universalist ambition, as well as both its critical attitude toward inherited authority and its commitment to experiment and revision when it came to the choice of political and ethical ends. But he rejected Western liberal understandings of the nation as homogeneous.

To Tagore, India's apparent "backwardness in politics", its absence of a clearly defined national essence and of a state, was in fact its strength. It had allowed India to avoid the instabilities of European politics – a politics based on constant negotiation between rivals, and in which numbers become the court of appeal. In such systems, Tagore argued, "government has to pass law after law to keep the warring, heterogeneous elements somehow patched together" – as if unity could be achieved "by enacting a law that all shall be one" ("The Message of Indian History", 1902). Instead of following the nationalist impulse to avoid danger by removing foreign elements, Indians needed to articulate into an alternative political principle their historical capacity to absorb and order. External elements could be "bound together by a basic idea" – the idea of India as a space of diverse self-descriptions. Tagore authored what would eventually become India's de facto motto, "unity in/through diversity", an idea that would later be articulated by Nehru in *The Discovery of India*, a book Nehru wrote just before he took charge of the Indian state.

In many ways, Tagore's view of India was a poetic fiction, an aspiration. It certainly was not an account of empirical, sociological reality. But his writings were read by the elite, his songs sung by the masses in many parts of India, and his fiction managed to carve a deep trace both in Indian public life and on the imagination of independent Indian state.

Mahatma Gandhi, the figure who towered over Indian intellectual and political life in the first half of the twentieth century, also engaged with liberal premises and shared Tagore's ambition to work out an alternative universalism. Gandhi's arguments are often viewed as primarily religious and as anti-political. On the contrary: he had a radical idea of politics – one that extended well beyond the domain of state institutions and practices. He helped to politicise identities, by challenging Indians to conceive of themselves not – as held by the British, or by the orders of caste and religion – as fixed and immutable, but as containing a significant element of contingency, a potential space for self-reflection and

self-transformation, and therefore for freedom, outside the imposed identities of state and society.

For Gandhi, the State itself was anti-political – since it was founded upon violence and imposed order on what were seen as unruly identities of caste, tribe, region, religion. These, seen as rivals to the state, had to be subdued. So Indian self-rule did not involve capturing and using the instruments of the state, nor even devising a representative political order. Instead, it involved a process of self-transformation – as he traced out in his autobiography. Because self-rule was an internal, personal condition, not one manifest in the accountancy of numbers, democracy as practised in the West, with its majorities and minorities, held no lessons for India. “The essence of democracy,” he asserted, “did not lie in numerical strength, but in the spirit behind even one person. Every man could represent a whole democracy” (CW vol. 65).

Gandhi’s first mass political campaign – the 1920 Khilafat movement – demonstrated both the power and the limitation of his conception. Orchestrating Hindus and Muslims into a united movement, he insisted (as Faisal Devji has argued) that religious alliance was founded not on bargaining and on the conditionalities of contract – as in liberal theories of interest – but on friendship and assistance between those who otherwise had cause to fear one another. However, this period of religious unity was short-lived, and Gandhi’s future efforts to recreate it were to founder.

Gandhi’s approach to the problem of caste inequality was also based on reform through persuasion and personal example. In his ashrams, he sought to create small communities of mixed religions and caste, built on notions of trust and personal friendship. Although his broader movements to abolish Untouchability made an impression among upper-caste Hindus, his efforts inspired scepticism among the lower castes themselves, as well as among India’s Muslims. Ultimately, the more modernist and classical liberals – men like the leader of India’s “Untouchables”, Ambedkar, and the Indian Muslim leader Jinnah, both broke with Gandhi – disbelieving in the possibility of representing difference and conflict with a common political order. In Jinnah’s case, the ultimate result was the Partition of India.

Nor did Gandhi’s anti-statist, small-scale and personal conception of politics have much purchase on the idea of a democratic Indian state – the conception that the Constitution set out to elaborate. But Gandhi’s politicisation of the self, his insistence that identity was not trapped by religious or caste allegiance, as well as his paternalist sense of the need to attend

to the general welfare of all Indians: these were a crucial part of the intellectual inheritance of those whose extensive deliberations resulted in the 1950 Constitution.

III

Nehru is the link between the ideas of Tagore and Gandhi and their effective translation into the habits of an independent Indian state. Nehru was in command of the Indian state for the first seventeen years after independence and faced most directly the dual task of devising within the structure of a modern state a representative form that could give unity while also expressing difference. Before he became Prime Minister, however, he, like Gandhi, used autobiography to develop his ideas of personal and national selfhood.

More conventional nationalist autobiographies (of which there are many Indian examples) trace the author's path towards an integrated, heroic self, ready to do battle against colonial rulers. But we find in neither Gandhi's nor Nehru's autobiographical writings a fully achieved personality. Instead, a fragile and provisional self is revealed – a self which for both men is the site of political struggle. Nehru particularly liked to portray himself as a product, not of cultural fusion, but of tension, for the various elements he identified within himself – Kashmiri, Brahmin, Persian/Mughal, English, scientific, emotional, Indian and internationalist – conflicted more often than they agreed. As he put it, "I became a battleground, where forces struggled for mastery." Importantly, he did not see the idea of the nation, or of nationalism, as a means of reconciling once and for all these interior conflicts.

Nationalism, recent academic theorists insist, is the global diffusion of a standardised, modular form devised in the West – whether in the Gallic version of a community of common citizenship, or the *volkisch* idea of a shared ethnic or cultural origin. Some historians argue that Indian nationalism is a "derivative" form, a local instantiation of a universal model. In fact I think a quite different reading is possible, which would show that distinctive ideas of the individual and collective self are worked out by some Indian intellectuals. For instance, Nehru's understanding of the link between culture and power avoided the liberal presumption that individuals could transcend their cultural inheritance, and remake themselves however they – or their state – saw fit. Equally, though, he steered away from the perception of cultures as self-enclosed wholes, as hermetic communities of language or belief – a view that itself sustains two different positions: on the one hand, the conservative idea of the state as an instrument at the community's disposal, and on the oth-

er the more benign view of the state as a curator of cultural exhibits, responsible for preserving communities.

Rather, cultures as he saw it were overlapping forms of activity that had commerce with one another, mutually altering and reshaping each other. This, Nehru insisted, was one of the most vivid insights to be gleaned from a study of India's history. India was a society neither of liberal individuals nor of exclusive communities or nationalities, but of interconnected and historically accreted differences – as he had put in his image of India as being “like some ancient palimpsest on which layer upon layer of thought and reverie have been inscribed, and yet no succeeding layer had completely hidden or erased what had been written previously”.

As Indian independence approached, the pressure on Nehru and his counterparts to turn their ideas into a trustworthy representative order escalated. The challenge, articulated by Jinnah, of how to protect Muslim identities in the face of the majoritarian threat posed by universal suffrage in undivided electorates, would in the end defeat the Congress Party and its conception of nationalism. And it was against this background of Partition that Indians set about trying to re-formulate the terms of a representative political order that would be trustworthy to its diverse peoples. The 1950 Constitution is perhaps the most elaborate expression of India's democratic self-conception. It is best seen not as a strong ideological statement of a logically consistent world-view, but rather as a force field that tries to stabilize a range of contradictory considerations.

The Constitution was the product of three years of collective deliberations – over 7,500 amendments were proposed, 2,500 were moved, and a document of almost 400 articles emerged – one of the longest of its kind. This Constitution had not been won by the masses in an act of collective self-creation: indeed, it bore little trace of the imaginative concerns of ordinary Indians. Rather, it was a gift of a small set of India's elites. Its drafters were chosen by indirect election on a narrow 14% franchise, from electorates set by the British. Upper-caste and Brahminic elites of the Congress Party dominated – mostly lawyers, virtually all male. There was no organized Muslim presence. Still, the document attempted to address the difficulties of creating a democratic representative order amidst India's diversity.

The Constitution recognized as the primary form of political representation the vote. As individual citizens, Indians were accorded fundamental civil and political rights, including the franchise for all adults – creating a single, undivided electorate of around 200 million people. But if universal suffrage recognized the first-order diversity of interests among in-

dividual Indians, there were, both in the Constitution and in its early years of practical enactment, also several instruments designed to recognize their differences as defined by group allegiances. One might call these instruments a system of second-order diversity.

These political mechanisms were designed to organize India's uneven social diversity into a coherent representative form: to offer minorities protections from majoritarian will, to give the ex-Untouchables (who came to be known as Dalits) remedies against upper-caste oppression, and to recognize the presence and dynamism of a mass of cultural, linguistic and individual identities: instead of trying to build structural barriers and walls of separation, it chose provisional and inherently political methods – flexible, but always open to contest and liable to be unstable.

Three second-order forms of representing diversity should be particularly noticed. The Constitution-makers – fearful of further partitions along ethnic or religious lines – had initially wanted to see the federal principle as simply an administrative tool to distribute powers between centre and region. They feared that aligning the claims of linguistic and cultural identities with territory would threaten further division of the country. But in fact when, in the 1950s, demands were made for such alignment – in the form of linguistic states – Nehru conceded them. And, contrary to initial fears, this served to stabilize and integrate the Union. The point is that regional identities were not seen as requiring absorption within an encompassing Indian one. And indeed the Constitution enabled the state to recognize new identities, to accede to claims of various cultural groups for their own regional states and governments.

More generally, on the issue of language – a subject that has vexed nationalisms everywhere – the Constitution and its subsequent managers achieved a sustaining compromise. Instead of adopting a “national language” (and there were strong pressures for Hindi to be so adopted) the decision was taken to defer any such choice and to create a category of “official languages” – in which public business could be done. Alongside Hindi and English, India has a “schedule” or list of around another 22 nationally recognized languages – a list that has expanded over the past six decades at virtually no political cost. The status of English and Hindi, meanwhile has been subject to parliamentary review every 10 years – which has allowed their continued use and acceptance on pragmatic grounds without giving them a permanent and irrevocable status. The result has been a remarkable diversion of the energies of linguistic nationalism.

Second, the Constitution rejected the divided electorates favoured by the British to protect religious groups. Now, in order reassure the minority religions, especially Muslims

(who even after Partition formed some 12% of India's population), that elected majorities could not legislate in defiance of minority wishes, the Constitution gave religious minorities the option to be governed by their own customary civil laws – a situation of legal plurality was created. And while the document declared the ultimate ambition of a unified civil law code, fulfilling that ambition was indefinitely deferred – left to the vagaries of politics. Nehru, given his views about the mutable, transactional nature of cultures, had hoped and expected that these protections would change and that individuals and their communities would in time opt for a common civil code. Here, his optimism proved misplaced. In later decades Hindu nationalists were able to use such special provisions as fodder for their attacks, while conservative Muslim clerics have found in them a means to control their flock.

Finally, and most crucially, the Constitution abolished the millennial caste order, delegitimizing it with the stroke of a pen. Henceforth, the decennial national Census ceased to record any caste data, denying the caste system official recognition. And yet, the social reality of caste was simultaneously acknowledged – in order to help erase its effects. A legislative policy of “Reservations”, positive discrimination, was established for those lowest in the caste order, as well as for India's large tribal populations. This policy assigned “reserved” seats in the legislatures, as well as quotas in state employment and education. Such measures too were seen as temporary expedients, to be periodically reviewed and ultimately dispensed with.

By such constitutional means, the fundamental markers of identity – language, caste and religion – were granted a degree of fluidity and revisibility. This provisionalism rendered language, caste, region and religion into primarily political rather than cultural categories – a major shift in their character.

The techniques of compromise and deferral instanced the refusal to anchor Indian identity in any single trait or set of traits. The tactic of temporising in response to calls for decisive definitions of a uniform Indian identity – for instance from advocates of Hindi as the national language, or Hindu reformers who wished to abolish multiple legal codes in favour of a common one – has been seen as a potential weakness both from the perspective of Western theories of nationalism (theories that guided the thinking of Hindu nationalists) as well as from liberal theory. In fact, it was one of the more creative and enabling aspects of the nationalist imagination installed after 1947. It inscribed as a constitutional habit the practices that had made the Congress Party successful as a national movement –

practices that were themselves informed by the ideas and arguments of the major intellectual figures of the movement.

IV

Let me come in conclusion to some failures and paradoxes. In important respects, India's ambitions to represent its social diversity within a democratic order have often fallen short. India has experienced episodes of violent regional secessionism (Punjab, the North East, Assam); incidents of caste violence (in Bihar, Uttar Pradesh, Rajasthan); periods of savage religious killings and mayhem (Bombay, Gujarat); and always, of course, the unending despair of Kashmir.

And yet: set this unhappy sequence against the other historical cases of large, agrarian ancien régime societies – France, Germany, Russia, Japan, China. Beside these examples, the violence India has experienced over the past sixty years seems something of a historical discount. Much of the recent discussion of democratic transitions has focused on the shift from authoritarian regimes and dictatorships to democratic ones: that is, a shift from *one* modern regime to *another* modern regime form. But India's transition to a democratic regime and its consolidation is quite different and cannot be mapped by the terms of the existing "democratic transitions" literature. In fact, what we see in India is an *historical* or *epochal* shift, from an ancien régime to a modern political form – which makes it truly a transition of Tocquevillean proportions. Such shifts are wrenching, often bloody affairs: think again of the violent histories (both internal and external) of America and France since the eighteenth century, as they struggled to make themselves democratic nation states.

Of course, India remains rich with potential for further failure. The ideology of Hindutva endures – the dream of dealing with the problem of difference by abolishing it. Its counterpart is a fragmenting identity politics, preoccupied with difference, which evades altogether the task of building any common political project. Yet, paradoxically, the very things that Strachey, Churchill and so many others had claimed precluded India from becoming a nation may in fact have proved fruitful material for this task – for two reasons. Diversity has made it difficult to entrench majoritarian or dominant identities. And second, diversity has forced India's political elites to be inventive – they could not create a sense of nationhood simply by imitating existing models.

In a second paradox, it is precisely the workings of India's democracy that have created identities that threaten it, by leading to majoritarian excess. The identities of religion and caste that figure increasingly in Indian politics are the creation of democratic politics, and not the intrusion of the primordial; and as such they will have to be contained and disarmed by the resources of democratic politics itself. Thus India today is a field where ideologues of Hindutva and the advocates of lower-caste emancipation must confront one another – and others; a field where there is a regular, open competition to persuade people to see themselves in one way or other – as Hindu, low caste, poor, Bengali. In this sense, India has become a profoundly politicised society – perhaps the most so in the world. This has turned the Indian world upside down – so that today, we see Brahmins in Uttar Pradesh helping to vote into power a Dalit (ex-Untouchable) woman as their Chief Minister.

Indian democracy has been in part an argument over the terms through which to represent diversity – an argument over what it is to be Indian. The intellectual tradition I have held up for your consideration here saw Indians as necessarily condemned to politics – not because they believed this was a medium through which to achieve utopian ends, but because this was the available means to find freedom. Freedom meant, in the first instance, being able to choose who they were and how they wished to be seen. The invention of a representative order which has enabled that sometimes dangerous liberty is not the least valuable acquisition of the Indian democratic experience.

Literature

John Strachey. *India*. London, 1885, p. 5.

Winston Churchill. *Speech*. London, March 1931.

Edward Shils. *The Intellectual Between Tradition and Modernity: The Indian Situation*. The Hague, 1961.

John Stuart Mill. *Considerations on Representative Government*. London, 1860.

Rabindranath Tagore. "The Message of Indian History" (1902). *Visva-Bharati Quarterly* 22, 2 (1956): 110.

Mahatma Gandhi. *An Autobiography or the Story of My Experiments with Truth*. London, 2001.

Mahatma Gandhi. *Collected Works of Mahatma Gandhi*. Government of India, Publications Division, 1969, vol. 65.

Faisal Devji. "A Practice of Prejudice: Gandhi's Politics of Friendship." *Subaltern Studies* 12, Delhi, 2005.

NEURONE VERGEISTIGEN: GEIST UND GEHIRN IM GESPRÄCH BÉATRICE LONGUENESSE UND FRANK RÖSLER

Frank Röslér: Was für ein Titel! „Neurone vergeistigen“, schon die Formulierung enthält den üblichen Sprengstoff, der normalerweise bei solchen Diskussionen zwischen Geistes- und Naturwissenschaftlern zur Explosion gebracht wird.

Béatrice Longuenesse: Wir werden uns in diesem Gespräch mit vier Themen beschäftigen: Warum gibt es überhaupt ein Problem, „Geist und Gehirn“? Wie lassen sich psychologische und physiologische Begriffe einander zuordnen? Was hat das alles mit dem Problem „Willensfreiheit“ zu tun? Sind Verantwortlichkeit und Naturdeterminismus miteinander vereinbar?

FR: Aber zunächst zurück zum Titel, wieso, meine ich, steckt der voller Sprengstoff? Nun, der Titel reflektiert die uns allen nur allzu geläufige Dichotomie von Geist und Gehirn, von Materie und Seele, von Physik und Psychologie. Hier wird offenbar von denen, die getitelt haben, ein Gegensatz gesehen: da gibt es Neurone, Elemente des Nervensystems, Bausteine der physikalischen Welt, die vollständig aus der Dritte-Person-Perspektive beschrieben werden können – und dort, vom Materiellen abgegrenzt, gibt es das sogenannte „Geistige“, das Seelische, das Kulturelle, das uns zunächst unmittelbar subjektiv introspektiv zugänglich ist, als Erleben, das aber auch dem empirisch arbeitenden Psychologen objektiv in Form von Verhalten, von Erlebensäußerungen, von introspektiven Beschreibungen zugänglich sein sollte. „Neurone vergeistigen“: Wie schaffen es Neurone, Geist zu erzeugen, oder, wie schaffen es Psychologen, Philosophen, Neurobiologen, Neurone mit dem Geist in Einklang zu bringen? So oder so könnte der Titel aufgelöst werden.

Der Leib-Seele-Gegensatz, der hier beschworen wird, geht nicht erst auf Descartes zurück, obwohl er den Punkt wohl am prägnantesten zugespitzt und vielleicht sogar mit sei-

Vortrag gehalten am 23. April 2007 am Wissenschaftskolleg zu Berlin im Rahmen einer Vortragsreihe „Geistes-Gegenwart“ zum „Jahr der Geisteswissenschaft“.

ner Zirbeldrüsentheorie ironisiert hat. Aber lassen wir erst einmal die geschichtliche Perspektive. Ich denke, dass viele der Missverständnisse, die in Diskussionen zwischen Geistes- und Neurowissenschaftlern mitschwingen, auch und gerade dadurch begründet sind, dass die eine oder die andere Seite mehr oder weniger explizit immer noch dieser unleidlichen Dichotomie nachhängt.

BL: Wie gesagt: „Neurone“ ist entweder als Nominativ zu lesen – und in diesem Fall ist die Frage: Wie schaffen es Neurone, Geist zu erzeugen? – oder „Neurone“ ist als Akkusativ zu lesen – und in diesem Fall ist die Frage: Wie kann es geschafft werden, Neurone mit dem Geist in Einklang zu bringen? Für mich war interessant, dass wir spontan den Titel unterschiedlich verstanden hatten: Du in der ersten und ich in der zweiten Lesart. Das, glaube ich, ist schon ein bedeutender Unterschied zwischen uns, auf den ich später zurückkommen werde. Jedenfalls scheint mir der Titel zu dem Problem passend, mit dem wir uns in dieser Diskussion beschäftigen wollen: Wie ist das Verhältnis von neuronaler Aktivierung und mentalen Ereignissen zu verstehen? Ich würde es nicht dem unglücklichen Überleben Cartesianischer Ideen zuschreiben, dass das Problem überhaupt existiert oder für uns prägnant ist. Vielmehr handelt es sich hier um ein Phänomen, das wir bis heute überhaupt nicht verstehen.

Philosophen und auch Neurowissenschaftler in ihrer mehr philosophischen Orientierung unterscheiden das sogenannte „leichte“ Problem und das „schwere“ Problem des Bewusstseins (siehe z. B. Chalmers, 1996). Das „leichte“ Problem bezieht sich darauf, bewusste und unbewusste mentale Prozesse zu unterscheiden: ihre Hirn-Korrelate zu identifizieren, ihre jeweilige Funktion und vielleicht sogar ihren evolutionären Ursprung zu erklären. Dieses Problem ist sicherlich als solches auch nicht einfach zu lösen, es ist aber doch „leicht“ im Vergleich zum zweiten, dem „schweren“ oder grundlegenden Problem: Warum gibt es überhaupt so etwas wie bewusste, subjektive Erfahrung? Warum ist überhaupt etwas qualitativ anderes in einer physikalischen und messbaren Welt vorhanden, das phänomenal nur dadurch erkennbar ist, weil man davon eine Erste-Person-Erfahrung hat? Für das „leichte“ Problem kann man hoffen, dass, wenn genug kluge Leute mit genug Geld dazu forschen, Fortschritte gemacht und eine Lösung gefunden werden wird. Für das „schwere“ Problem weiß man nicht einmal, in welche Richtung eine Lösung gefunden werden kann und welche Gestalt sie haben könnte. Philosophen und Neurowissenschaftler sind sich nicht einmal darin einig, ob das „schwere“ Problem überhaupt ein echtes Problem ist!

Einige sagen: Es ist einfach der Fall, dass bestimmten Aktivierungsmustern im Gehirn bewusste Erfahrungen entsprechen. Man kann nicht anders oder mehr tun, als diese Tatsache anerkennen, und dementsprechend die verschiedenen Aspekte des „leichten“ Problems untersuchen: Wo, wie, wozu (zu welcher Funktion) gibt es das Phänomen des „bewusst-Seins“? Andere sagen: Unser Gehirn ist so konstruiert, dass genau dieses Problem des Verhältnisses von Gehirn-Aktivierung und bewussten Ereignissen für uns unlösbar ist. Das Gehirn ist ein Produkt der Evolution, und genauso wie Gehirne von einfacheren Organismen in ihren möglichen Leistungen begrenzt sind, so ist das menschliche Gehirn begrenzt. Ein wesentlicher Aspekt dieser Begrenzung wäre, dass wir nicht fähig sind zu begreifen, wie ein neurologischer Prozess, den wir „von außen“ erkennen, einer subjektiven Erfahrung entspricht, die wir nur „von innen“ erkennen können (McGinn, 1991). Noch andere denken, dass eine Lösung dieses Problems gefunden werden kann, dass sie aber nur auf der Ebene der systemischen Eigenschaften des Gehirns zu finden sein wird (Searle, 2000, 2005). Man könnte noch eine Reihe anderer Antworten erwähnen, die zum „schweren Problem“ im Laufe der Wissenschaftsgeschichte versucht wurden. Was ich hier deutlich unterstreichen möchte ist, dass die unterschiedlichen Antworten (oder auch die Behauptung der Unmöglichkeit einer Antwort) nicht Fachunterschieden zwischen Neurowissenschaftlern und Philosophen entsprechen. Im Gegenteil, man findet Verteidiger jeder der erwähnten Positionen auf beiden Seiten der Philosophie und der Neurowissenschaft.

FR: Zunächst ein paar Worte zum „leichten“ Problem. Als Neurowissenschaftler und bei Berücksichtigung unseres derzeitigen Kenntnisstandes finde ich das Problem einer Zuordnung von objektiven und subjektiven Phänomenen alles andere als leicht, im Gegenteil, das ist ein riesiges empirisches Problem.

Als Naturwissenschaftler habe ich natürlich den Anspruch, darauf hinzuarbeiten, dass man die Psychologie 1:1 auf die Biologie abbildet, d. h. also aus meiner Sicht müsste es möglich sein, solche Begriffe wie Gründe, Überzeugungen, Einstellungen, Emotionen, usw. auch in ihre biologischen Bestimmungsstücke zu übersetzen. Dieses Zuordnungsproblem ist natürlich alles andere als trivial und es gibt dabei mindestens zwei Fragen, die bedeutsam sind: erstens die Frage, ob eine solche Übersetzung prinzipiell möglich ist, und zweitens, wenn ja, ob die Übersetzung praktisch möglich und dann auch bedeutsam ist (vgl. Rösler, 2006).

Zum Ersten: Wenn wir eine solche Übersetzung von psychologischen zu biologischen Begriffen leisten wollen, dann brauchen wir eindeutige Zuordnungsregeln: Der psychologische Zustand (eine Empfindung, eine Emotion, etc.) muss eindeutig einem biologischen Zustand zugeordnet werden können (wobei der biologische Zustand definiert ist durch ein komplexes Aktivationsmuster neurochemischer und elektrophysiologischer Erregungen). Solange niemand das Gegenteil bewiesen hat, gehe ich zunächst einmal davon aus, dass das prinzipiell möglich sein müsste. Allerdings sehe ich, dass wir zurzeit dies nicht leisten können, und zwar aus folgenden Gründen:

Wir wissen nicht, was im Gehirn der relevante Code für „Bedeutung“ ist. Wenn ich von Aktivationsmustern rede, dann stimmt das sicherlich auf einer abstrakten Ebene. Und man kann solche Aktivationsmuster oder Teile davon auch mit sogenannten bildgebenden Verfahren und elektrophysiologischen Verfahren beobachten, aber wir wissen nicht, wie jetzt tatsächlich ein Begriff, ein Objekt oder ein anderes psychologisches Phänomen physiologisch repräsentiert ist. Es gibt dazu Hypothesen, die auch eine gewisse Evidenz haben, aber all das ist unvollständig. Wie viele Neuronen sind beteiligt? Welcher Aspekt der biologischen Erregung ist entscheidend – die Neurochemie an den Synapsen? Die Elektrophysiologie? Inwieweit sind nicht nur Nervenzellen, sondern auch Glia-, also Stützzellen an der Informationskodierung beteiligt? All das ist offen. Als Psychologe weiß ich z. B. um die Kontextabhängigkeit von Begriffen und Aussagen. Wir kennen solche Mehrdeutigkeiten – „cooking apples will be dangerous“ oder „Neurone vergeistigen“ –, in jedem Fall sind ganz unterschiedliche Lesarten möglich. Wir ahnen, dass hier unterschiedliche Assoziationen im Gedächtnis aktiviert und dadurch die unterschiedlichen Bedeutungen definiert werden. Wir können das sogar ansatzweise in neuronalen Netzwerkmodellen zeigen. Solche kontextabhängigen Bedeutungszuordnungen führen zu unterschiedlichen Erregungsmustern, aber wir sind noch nicht in der Lage, eine 1:1-Zuordnung zwischen psychologischer und biologischer Beschreibungsebene zu leisten.

Es gibt möglicherweise unterschiedliche Kategorien auf den Beobachtungs- bzw. Beschreibungsebenen. Dadurch wird eine eindeutige Zuordnung unmöglich. Zwei Möglichkeiten der Beschränkung sind dabei denkbar: Was sich psychologisch als gleiches Erlebnis, gleiche Bedeutung darstellt, kann biologisch ganz unterschiedliche Verursachungsgefüge haben („Ein-Mehrdeutigkeit“ von Psychologie zu Biologie). Ein Beispiel: Das gleiche Verhaltensdefizit nach einem Schlaganfall (z. B. ein Gedächtnisverlust) kann entweder bedingt sein durch einen Verlust der langfristigen Engramme im Temporal- und Parietallappen oder durch eine Störung von Strukturen, die den Zugriff auf diese En-

gramme ermöglichen (Hartje & Poeck, 2000, Pritzel, Brand, & Markowitsch, 2003). Oder ein anderes Beispiel: Eine schizophrene Erkrankung kann mit einer Störung des Dopaminangebots im Zwischenhirn ebenso wie mit einem Strukturdefizit in frontalen Hirnstrukturen einhergehen. D. h. es kann sein, dass auf der psychologischen Ebene weniger Kategorien existieren als auf der biologischen (Walker, Kestler, Bollini, & Hochman, 2004).

Was sich psychologisch als unterschiedliches Erlebnis, unterschiedliche Bedeutung darstellt, kann biologisch möglicherweise nicht unterscheidbar sein, also „Mehr-Eindeutigkeit“ von Psychologie zu Biologie. Diese Position halte ich allerdings für wenig plausibel. Sie ist für mich nur insofern denkbar, solange man noch nicht erschöpfend alle biologischen Bedingungen erfassen kann, die als Bestimmungsstücke eines psychischen Phänomens bedeutsam sind. Auch hierzu ein Beispiel: Man forscht seit langem nach den physiologischen Korrelaten von Emotionen – Angst, Ärger, Freude usw. Man war in den 70er und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts sehr enttäuscht, denn peripherphysiologisch, also in Variablen wie Herzfrequenz, Blutdruck, Atmung usw., sind Freude und Ärger nicht zu unterscheiden. Bei genauerem Hinsehen aber, bei Berücksichtigung von hirnhysiologischen und biochemischen Variablen, sowie von Variablen des situativen Kontextes sind durchaus Unterschiede zwischen diesen Emotionen erkennbar (Stemmler et al., 2003). Die Mehr-Eindeutigkeit von Psychologie zu Biologie scheint demnach nur ein Problem der mangelnden Untersuchungsmöglichkeiten und der Messgenauigkeit zu sein.

BL: Warum scheint es dann aber oft so, als ob Neurowissenschaftler und Philosophen (oder allgemeiner: Geisteswissenschaftler) in widersprüchlichen Richtungen nach einer Lösung des Problems „Geist und Gehirn“ oder „Bewusstsein und Gehirn“ suchten? Es gibt mehrere Antworten auf diese Frage. Eine grundlegende ist meines Erachtens die folgende. Die meisten von uns – Neurowissenschaftler, Philosophen, Geisteswissenschaftler – sind damit einverstanden, dass bewusste mentale Prozesse im Grunde Gehirnaktivitäten sind. Wir sind aber auch darin einig, dass mentale Ereignisse (Erkenntnisprozesse, Vorstellungen und Dichtungen, Entscheidungsprozesse usw.) nicht *nur* Objekte für die neurowissenschaftliche Forschung sind, sondern auch Objekte für Untersuchungen, die auf ihre subjektiv-phänomenale, intentionale Natur gerichtet sind. In anderen Worten, auf beiden Seiten der Fach-Teilung (Philosophie/Neurowissenschaft) scheint eine ziemlich verbreitete Position diejenige zu sein, bei der ein ontologischer Monismus mit methodologischem und epistemischem Dualismus verbunden wird. D. h. einerseits wird angenommen, dass alle mentalen Prozesse letztlich als materiale Prozesse realisiert sind, andererseits wird aber an-

erkennt, dass für die Untersuchung subjektiv-phänomenaler und intentionaler Prozesse naturwissenschaftliche Methoden nicht hinreichend sind, sondern dass dafür eigene Forschungsmethoden und Begriffe erforderlich sind. Diese zweifache Position ist aber instabil. Es ist allzu naheliegend, methodologischen Dualismus in ontologischen Dualismus zu verwandeln und demzufolge zu negieren, dass mentale Prozesse, genauso wie die materiellen Prozesse, in denen sie realisiert sind, naturgemäß determiniert sind. Es ist genauso naheliegend, ontologischen Monismus in methodologischen Monismus zu verwandeln, und demzufolge zu negieren, dass die Untersuchung mentaler, intentionaler, subjektiv-phänomenaler Prozesse ihrer eigenen Methoden und Begriffe bedürfen. Manche – nicht alle – Philosophen neigen dem ersten Irrtum zu, manche – nicht alle – Neurowissenschaftler dem zweiten.

FR: Ja, da könnte ich zustimmen. Hier wird oft einiges durcheinandergeworfen – Ontologie und Methodik. Ich möchte kurz meine Position skizzieren: Nehmen wir ein Beispiel aus der in Deutschland in den Feuilletons der Zeitungen und auch am Wissenschaftskolleg heftig geführten Diskussion.

Wenn ich z. B. sage, „Ich will untersuchen, wie Nervensysteme Entscheidungen finden“, so wird mir von manchen entgegengehalten „so ein Unsinn“, Entscheidungen könne man doch nicht auf Physiologisches reduzieren, das sei doch etwas völlig anderes. Für Entscheidungen gebe es doch „Gründe“ und die könne man doch nicht irgendwo materiell im Nervensystem verorten. Da kann ich als Naturwissenschaftler nur lapidar dagegenhalten: Wieso denn nicht? Wenn ich diese unleidliche ontologische Vorentscheidung nicht mache und akzeptiere, dass Subjektiv-Geistiges und Materiell-Physiologisches im Sinne der Kompatibilität letztlich nur zwei Seiten der gleichen Medaille sind, dann gibt es das Problem doch gar nicht. Um das noch ein wenig zuzuspitzen: Für die ontologische Existenz eines bloß Geistigen gibt es, soweit ich die Dinge überblicken kann, keine plausiblen Anhaltspunkte. Wenn ich also den Begriff „Gründe“ anführe als Grundlage von Entscheidungen, dann bedeutet das für mich, „Gründe“ müssen Einträgen im Arbeits- und Langzeitgedächtnis entsprechen und diese wiederum müssen auf der physiologischen Ebene Aktivierungszuständen im Nervensystem entsprechen. Was ich dann also untersuchen muss, und meines Erachtens auch mit den uns verfügbaren Methoden untersuchen kann, das sind die Aktivierungszustände und deren Interaktionen. Wie ist es möglich, dass Aktivierungszustand A dominant wird über Aktivierungszustand B, so dass dann das Verhalten in die eine und nicht in die andere Richtung geht, oder auf der introspektiven Ebene

formuliert, dass dann eine Entscheidung in die eine oder andere Richtung gefallen ist. Wie sehen also die Architektur und die „Mechanik“ des Systems aus, dass solche Phänomene entstehen können? Wobei mit „Mechanik“ natürlich alle funktionalen und strukturellen Eigenschaften – Neurochemie, Elektrophysiologie, Neuroanatomie usw. – gemeint sind.

BL: Es ist nicht leicht, zwischen epistemischem Dualismus und ontologischem Monismus die Orientierung zu behalten. Wir sehen das schon am Gebrauch unserer Worte. Du hast selbst ein Beispiel gegeben, wie du gerade das Wort „Entscheidung“ benutzt hast. Kann man sagen, dass das Gehirn *entscheidet*? Wieso nicht, sagst du. Wenn mentale Zustände schließlich physiologische Zustände sind, dann ist das, was wir auf der phänomenalen Ebene „Entscheidung“ nennen, auch auf der physiologischen Ebene „Entscheidung“. Dasselbe würde wahrscheinlich für Erkenntnis, für symbolisches Verhalten und für alle ähnlichen Fälle gelten. Sogar von unserem Rechner sagen wir üblicherweise, dass er ein Wort „nicht erkennt“ oder dass er uns eine gewisse Manipulation „nicht erlaubt“. *A fortiori* können wir dasselbe vom Gehirn sagen, oder? Wo ist hier das Problem?

Das Problem ist vielleicht, dass es dann naheliegend ist, den Unterschied zwischen den Begriffen zu ignorieren, also den Begriffen, die zur phänomenalen (mentalen) Ebene und denen, die zur physiologischen (materiellen) Ebene gehören. Und dann verlieren wir nicht nur das „schwere“, sondern auch das „leichte“ Problem des Bewusstseins aus den Augen: wie bewusste und unbewusste Prozesse zu unterscheiden sind, was die Funktion jeder dieser Prozesse ist, wie wir Begriffe auf jeder Seite zueinander in Beziehung setzen. Dass es letztlich doch einen Unterschied gibt zwischen phänomenaler und physiologischer Ebene und darin, wie wir ähnlich klingende Begriffe gebrauchen, wenn wir sie auf die eine oder die andere Ebene anwenden, wird schon in der Formulierung deiner Frage deutlich. Wenn du von der physiologischen Ebene sprichst, tauchst du in den kausalen Wortschatz ein, und du sprichst von der Interaktion der Aktivierungszustände des Gehirns. Wenn du von der introspektiven Ebene sprichst, dann taucht das Wort „Entscheidung“ wieder auf. Ist es nicht so, dass du das Wort „Entscheidung“ zur Beschreibung der physiologischen Ebene nur scheinbar benutzt? Das Wort gehört zum Wortschatz der phänomenalen Prozesse, dort hat es seine Bedeutung, und dort ist es definiert. Für die Übertragung auf die Physiologie brauchst du eigentlich noch eine Übersetzung, eine Zuordnung! Diese Mehrdeutigkeit im Gebrauch solcher Begriffe wie „Entscheidung“ ist wegen des ontologischen Monismus, der als die allgemeine Voraussetzung der Gehirnforschung meines Erachtens

zu Recht herrscht, wahrscheinlich unvermeidlich. Es ist umso nötiger, sich der Mehrdeutigkeit bewusst zu sein.

Die Situation ist klarer, wenn wir von „Gründen“ sprechen, weil hier der Unterschied der Untersuchungsebenen eindeutig ist. „Grund“ gehört zum Wortschatz der Untersuchung bewusster, phänomenal gegenwärtiger Prozesse, die wir „Handlungen“, „Erkenntnisse“ oder „Überzeugungen“ nennen. Die Frage für den Hirnforscher ist dann: Welche sind die bestimmten Aktivierungszustände des Gehirns, in denen das, was wir als „aus Gründen handeln“ oder „aus Gründen zustimmen“ erfahren, realisiert ist? Die Aktivierungszustände *entsprechen* dem, was wir auf der Ebene der phänomenal verfügbaren Prozesse als „Grund der Handlung“ oder „Grund der Zustimmung“ beschreiben. Das heißt nicht, dass wir den entsprechenden Prozess nur auf der Ebene der Aktivierungszustände untersuchen sollen oder können. Oder sollen wir eher denken, dass der Begriff „Grund“ eigentlich trügerisch ist und durch solche Begriffe wie „Interaktionsmuster“ und „Gedächtnisspuren“ ersetzt werden sollte? Soll man dann auch die Diskussion, die Philosophen und Neurowissenschaftler in den letzten Jahren beschäftigt hat, in dieser Weise zu einem Ende bringen, indem man sagt: Begriffe wie „Grund“, „aus Gründen handeln“, „Gründe haben, überzeugt zu sein“ und schließlich „Willensfreiheit“ sollten durch streng kausale Begriffe der Hirnforschung ersetzt werden? Meiner Meinung nach wäre das unsinnig. Ist das aber deine Meinung?

FR: Ich glaube, wir müssen hier noch etwas berücksichtigen, nämlich was es heißt, Begriffe verschiedener Beschreibungs- oder Phänomenebenen zu benutzen und übersetzen zu wollen. Hier wird oft etwas von den Kritikern des neurowissenschaftlichen Ansatzes übersehen. Eine biologisch materielle Position bedeutet nicht *banaler Reduktionismus*. Wenn ich von Gründen rede, und diese als Gedächtnisrepräsentationen bzw. als Aktivierungsmuster beschreibe, dann heißt das nicht, dass ich diese Aktivierungsmuster z. B. vollständig aus den Eigenschaften der Elemente – Neuronen, Synapsen, Aktionspotentiale usw. – erklären und vorhersagen kann. In entsprechend komplexen Systemen, die aus sehr einfachen Elementen aufgebaut sind, entstehen emergente Eigenschaften und insofern hat jede Beschreibungsebene auch ihre Berechtigung und Notwendigkeit. Und das führt mich gleich zu einem weiteren Punkt, von dem ich meine, dass er von den Kritikern eines naturwissenschaftlichen Ansatzes nicht richtig gesehen wird.

Die Komplexität des Verursachungsgefüges psychischer Prozesse bzw. deren physiologischer Realisierung wird unterschätzt. Man kann es nicht deutlich genug und oft genug

sagen: Die Komplexität wird unterschätzt! Heuristiken von Kritikern des neurowissenschaftlichen Standpunktes orientieren sich an einfachen, technischen Modellen. Je nach Zeitgeist sind das unterschiedliche Versionen: hydraulische, mechanische, elektronische Modelle, die wir in Form von komplizierten Schlauchsystemen, Uhrwerken oder Computern kennen und beherrschen. Da aber liegt die Krux. Wenn das so ist, dann ist der Mensch natürlich ganz schnell seiner Geheimnisse beraubt, dann ist das alles ganz simpel, ja, ebenso wie diese technischen Systeme ist der Mensch dann vorhersagbar und beherrschbar. So wollen wir uns aber natürlich nicht als Menschen sehen.

Seien Sie unbesorgt, kann ich nur dagegenhalten: Das Gehirn hat etwa 10^{12} Neurone, also elementare Schaltelemente. Jedes Neuron geht mit ca. 10.000 bis 15.000 anderen Neuronen Verbindungen ein (siehe z. B. Nauta & Feirtag, 1986). D. h. es gibt ca. 10^{16} Verknüpfungspunkte. In diesem Raum von 10^{16} Verknüpfungspunkten entstehen die Aktivationsmuster, die ich mit Gedächtnisspuren, mit psychischen Inhalten gleichsetze. Nehmen wir einmal an, jeder Übergang kann entweder geschaltet sein oder nicht, dann ergeben sich $2^{(10^{16})}$ unterschiedliche Aktivationszustände in diesem System. Kann sich das überhaupt jemand vorstellen? Nur zum Vergleich: in unserer Galaxie, der Milchstraße, gibt es ca. $2 \cdot 10^{11}$ Sterne. Das ist nur ein Bruchteil dessen, was in einem Gehirn an synaptischen Übergängen und Aktivationszuständen realisierbar ist. Keine Angst also, wir sind weit davon entfernt, die Aktivationszustände des Gehirns erschöpfend beschreiben zu können. Und die Komplexität des Systems ist mit der großen Zahl alleine noch nicht einmal hinreichend beschrieben. Hinzu kommt, dass es sich um ein dynamisches System mit nichtlinearen Übergängen handelt. Das System hat also Eigenschaften, die nicht in einfachen Gleichungen fassbar sind. Diese enorme und für uns nur schwer fassbare Komplexität hat einige Konsequenzen: Wir können Gedanken, Gedächtnisrepräsentationen vermutlich nicht an eng umschriebenen Orten lokalisieren; Entscheidend ist das Erregungsmuster, und das bezieht sich, wenn nicht auf alle, so doch immer auf eine große Zahl räumlich weit verteilter Neuronenpopulationen.

Wir können vielleicht prinzipielle Gesetzmäßigkeiten des Systems beschreiben, wir können aber nicht das System 1:1 von einem Zeitpunkt zum nächsten vorhersagen.

Ich sehe da die Analogie zur Physik: Man kann die Welt quantenmechanisch beschreiben, im Sinne allgemeiner Gesetzmäßigkeiten, man kann aber nicht erschöpfend die Zustände und Bewegungen aller Atome in einem Raum erfassen, um dann auf genau dieser Beschreibungsebene den Erwärmungsgrad der Luft vorherzusagen. Dazu braucht man dann eine andere Beschreibungsebene, die makrophysikalischen Gasgesetze. So könnte es

natürlich auch in Bezug auf das Gehirn-Geist-Problem sein. Wir verstehen vielleicht irgendwann die prinzipiellen, mikrophysiologischen Mechanismen, aber für die Verhaltensvorhersage benötigen wir eine andere Beschreibungsebene (eben die Psychologie).

BL: Hier gibt es vielleicht die Möglichkeit, die Debatte zur Willensfreiheit, die in den letzten Jahren in Deutschland so heftig geführt wurde, etwas zu entspannen. Ich würde Folgendes vorschlagen. Wenn man die 1:1-Korrespondenz zwischen Psychologischem und Physiologischem ernst nimmt, dann muss man einerseits zugeben, dass es keine Freiheit des Willens im Sinne einer Fähigkeit gibt, unabhängig von vorangegangenen, kausalen Einflüssen *entweder* dies *oder* das zu tun. Andererseits aber kann man von „Freiheit“ im Sinne von *innerer* im Gegensatz zu *äußerer* Handlungsbestimmung sprechen. „Innere Bestimmung“ heißt Bestimmung vermittelt der komplexen Prozesse von gegenseitiger Hemmung und Aktivierung von Gehirnverschaltungen, die subjektiv als Entscheidungsprozesse erlebt werden. Je ausgeprägter im Gehirn komplexe, rekursive Funktionen sind, umso größer sind die „Freiheitsgrade“, denn desto komplexer wird dann die „Überarbeitung“ der äußeren Einflüsse durch die eigene systemische Aktivität des mit einem Gehirn ausgestatteten Wesens.

Eine solche Charakterisierung der „Freiheitsgrade“, die vom Standpunkt der Neurowissenschaft, wenn ich dich richtig verstanden habe, möglich wäre, erinnert mich an die Charakterisierung der Willensfreiheit, die schon 1970 von dem amerikanischen Philosophen Harry Frankfurt verteidigt wurde, in seinem Aufsatz „Freedom of the Will and the Concept of a Person“ (Frankfurt, 1972). Harry Frankfurt hat seine Position ohne Bezug zur Neurowissenschaft entwickelt. Es wäre daher umso beeindruckender, wenn Philosophen und Neurowissenschaftler – trotz ganz unterschiedlicher Ausgangspunkte – doch sehr ähnliche Antworten auf eine so komplexe Frage finden könnten.

Sehr kurz gefasst ist Frankfurts Position die folgende: Handlungsfreiheit ist die Fähigkeit, tun zu können, was man tun will. Handlungsfreiheit zu genießen hängt also davon ab, ob man in der Lage ist, ohne äußeren Zwang handeln zu können. Man besitzt Handlungsfreiheit, wenn man nicht im Gefängnis sitzt, wenn man nicht unter Bedrohung handelt usw. Von diesem Standpunkt aus gibt es *Grade* der Freiheit. Man ist mehr oder weniger frei, niemals aber total frei von äußerem Zwang. Handlungsfreiheit aber ist nur *eine* Art von Freiheit. Eine andere Art ist Willensfreiheit. Willensfreiheit ist Frankfurt zufolge die Fähigkeit, wollen zu können, was man wollen will. Das klingt vielleicht zunächst tautologisch, aber wenn man genauer hinsieht, ist es das nicht. Diese zweite Art von Freiheit

– also Willensfreiheit im Unterschied zur Handlungsfreiheit – ist bei Frankfurt mit einer weiteren Unterscheidung verbunden: der Unterscheidung zwischen „Wünschen erster Stufe“ und „Wünschen zweiter Stufe“. Wünsche erster Stufe sind solche, die auf eine Handlung und das entsprechende Objekt gerichtet sind. Zum Beispiel, ich wünsche, hier am Wiko fruchtbare Arbeit zu leisten, also es soll etwas am Ende von meiner Arbeit sichtbar sein – ein Buch, ein paar Manuskripte. Unter Wünschen erster Stufe kann man noch zwischen denjenigen unterscheiden, die *nur* Wünsche bleiben, und solchen, die handlungswirksam werden. Einen handlungswirksamen Wunsch nennt Frankfurt „Wille“. Zum Beispiel ist mein Wunsch, hier fruchtbare Arbeit zu leisten, nicht nur ein Wunsch, sondern ein Wille, wenn mein Wunsch mich wirklich dazu treibt, Arbeit zu leisten.

Wünsche zweiter Stufe sind nicht auf Handlungen und ihre Objekte, sondern auf Wünsche erster Stufe gerichtet. Wenn sie auf einen Wunsch der ersten Stufe gerichtet sind, der dadurch handlungswirksam wird, also auf einen Willen, dann heißen sie – in Frankfurts Terminologie – Volitionen zweiter Stufe. Nehmen wir z. B. an, ich habe einen Willen erster Stufe, hier viel zu arbeiten. Ich habe auch einen Wunsch zweiter Stufe, nämlich genau diesen Willen zu haben. Wenn dieser Wunsch zweiter Stufe fähig ist, den Willen der ersten Stufe zu aktivieren und aufrechtzuerhalten, indem ich z. B. äußere Ablenkungen vermeide, nur so viel Sport treibe, wie für die Erhaltung meiner Gesundheit nützlich ist, nicht zu häufig in die Oper gehe usw., dann habe ich Freiheit des Willens. Ich habe den Willen, den ich aus der Perspektive der zweiten Stufe haben will, und mein Wunsch, diesen Willen zu haben, ist hinsichtlich der Aktivierung und Aufrechterhaltung des Willens, den ich haben will, wirksam.

Nicht alle Wünsche zweiter Stufe sind aber in dieser Weise wirksam. Nehmen wir an, ich habe einen Wunsch zweiter Stufe, wonach ich meine Angst und Besorgnis über den Fortgang meiner Arbeit meiner Familie gegenüber nicht zu erkennen geben möchte (ich möchte sie nicht beunruhigen). Ich habe aber auch einen Wunsch erster Stufe, nämlich meine Besorgnis zu äußern, mit dem Ziel, das Mitgefühl meiner Familie zu wecken, um von ihr beruhigt zu werden. Mein Wunsch zweiter Stufe könnte unfähig sein, meinen Wunsch erster Stufe zu modifizieren. In diesem Fall wäre der Wunsch zweiter Stufe keine Volition, die ich wirklich durchsetzen kann, und ich hätte also keine Willensfreiheit. Im Sinne Frankfurts hätte ich dennoch Handlungsfreiheit, da ich nicht von äußeren Umständen gezwungen werde, meine Angst immer wieder meiner Familie fühlbar zu machen. Ich habe keine Willensfreiheit, denn ich bin von dem inneren Zwang, meine Angst zu äußern, getrieben, und dies geschieht sogar auf Kosten der Ruhe meiner Familie (einen Ef-

fekt, den ich gar nicht intendiere, der im Widerspruch zu meinem Wunsch zweiter Stufe steht). Ist eine solche Analyse für einen Neurowissenschaftler akzeptabel?

FR: Die von Frankfurt durchgeführte Analyse unserer Wünsche und Volitionen widerspricht meines Erachtens nicht den gegenwärtigen neurowissenschaftlichen Erkenntnissen.

Unser Gehirn ist, wie angedeutet, ein extrem komplexes System, das hierarchisch strukturiert ist. Die hierarchische Struktur geht einher mit hierarchisch geordneten Repräsentationsebenen, die wechselseitig miteinander in Beziehung stehen (Pritzel et al., 2003). Ordnen wir jetzt im Gedankenexperiment einmal diesen Repräsentationsebenen Aktivierungsmuster zu, die für bestimmte Begriffe oder Aussagen stehen: moralische Aussagen (Du darfst nicht stehlen), emotionale-motivationale Aussagen (Ich finde den Porsche toll und würde gerne damit fahren, ich möchte nicht im Gefängnis sitzen, ich möchte meinen Job als Professor nicht verlieren, usw.) sowie Handlungen (Zündschlüssel, der da an der Garderobe liegt, einstecken), dann entspricht das vermutlich in etwa Kategorien der Frankfurt'schen Analyse. Allerdings ist bislang völlig unklar, wie diese hierarchisch geordneten Aktivationsmuster miteinander interagieren und wie sich dann in dem System ein Equilibrium einstellt, ein Zustand also, der auf der psychologischen Ebene als Entscheidung eingeordnet werden kann. Auf der physiologisch-anatomischen Beschreibungsebene liegen rekursive Verbindungen und Interaktionen zwischen verschiedenen hierarchischen Ebenen vor, und wir wissen noch nicht, wie die Dominanz zwischen solchen Repräsentationen „ausgehandelt“ wird. Es ist nicht auszuschließen, dass da nicht doch so etwas wie Freiheitsgrade existieren, in dem Sinne, dass die Repräsentation, die ich subjektiv als moralisch verbindlich erlebe, durch Mechanismen der Aufmerksamkeitslenkung „verstärkt“, und andere Repräsentationen, die ich als verwerflich erlebe, „abgeschwächt“ werden. Wir haben keinen Zweifel daran, dass ein psychischer Zustand – der Wunsch, den Arm zu heben – unmittelbar kausal auf unseren Körper Einfluss nimmt, warum sollte ich da bezweifeln, dass ein Gedanke kausal Einfluss auf einen anderen Gedanken nimmt? Mit Hilfe neuronaler Netzwerkmodellierungen lassen sich derartige Interaktionen zwischen verschiedenen Hierarchieebenen bereits ansatzweise simulieren und besser verstehen (z. B. O'Reilly & Munakata, 2000).

BL: Es ist wichtig festzuhalten, dass Frankfurt sich nicht dazu äußert, ob Naturdeterminismus allgemein gilt oder nicht. Es ist aber naheliegend, dass seine Charakterisierung der

Willensfreiheit mit Determinismus durchaus kompatibel ist. Es ist möglich, dass Menschen physiologisch dazu determiniert sind, Willensfreiheit zu haben, d. h. fähig zu sein, durch Wünsche zweiter Stufe den Willen erster Stufe zu beeinflussen – oder nicht. Die Annahme von allgemeinem Kausal determinismus ist mit der Annahme eines sinnvollen Unterschieds zwischen Willensfreiheit und Willensunfreiheit in dem erwähnten Sinne durchaus kompatibel: zwischen einem Willen, der fähig ist, zu wollen, was er will, und einem Willen, der nicht fähig ist, zu wollen, was er will. Überdies ist es sowohl unter der Voraussetzung von Natur determinismus sinnvoll, sich zu bemühen, Freiheit des eigenen Willens zu erwerben, genauso wie es sinnvoll ist, sich Handlungsfreiheit zu sichern. Es hängt von unserer eigenen Aktivität ab, die Bedingungen zu schaffen, unter denen wir handeln können, wie wir wollen. Ähnlicherweise hängt es von unseren eigenen Anstrengungen ab, wollen zu können, was wir wollen, statt nur zu wollen, was wir durch inneren Zwang oder Abhängigkeit getrieben sind zu wollen. Selbstverständlich finden wir hier wieder so etwas wie „Freiheitsgrade“. Je mehr unsere handlungswirksamen Wünsche (Volitionen erster Stufe) durch unsere Wünsche zweiter Stufe bestimmt werden, desto mehr Willensfreiheit erleben wir. Je weniger unsere handlungswirksamen Wünsche (Volitionen erster Stufe) durch unsere Wünsche zweiter Stufe bestimmt werden, desto weniger Willensfreiheit erleben wir.

Ich bin prinzipiell überzeugt, dass man vom neurowissenschaftlichen Standpunkt aus Frankfurts phänomenologische und begriffliche Analyse durch viel präzisere Erklärungen der Gehirnprozesse ersetzen kann, die der so beschriebenen Struktur des Willens entsprechen. Dass man das tun kann oder tun können wird, spricht meiner Meinung nach überhaupt nicht dagegen, dass man genau im gerade erwähnten Sinne von Willensfreiheit sprechen kann, noch spricht es dagegen, dass die Existenz der Willensfreiheit in diesem Sinne für uns äußerst wertvoll ist. Wie mein Lieblingsphilosoph Immanuel Kant schrieb: „Es ist überhaupt nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille“ (Kant, 1784/1968). Außerdem setzte er guten Willen freien Willen gleich. Ich habe keinen Wunsch nach Willen erster oder zweiter Stufe, hier Kants Position zu diskutieren. Ich möchte nur darauf hinweisen, was er mit „gutem“ bzw. „freiem“ Willen meinte: ein Wille, der eine Hierarchie zwischen den eigenen Wünschen und (in Frankfurts Terminologie) Volitionen erster Stufe, vernünftigen Prinzipien gemäß, ermöglicht (s. Longuenesse, 2005). Wenn eine solche Charakterisierung freien oder guten Willens überhaupt richtig ist, wird man sie auch wahrscheinlich vom neurowissenschaftlichen Standpunkt aus durch Hirn-

prozesse (im Verhältnis zu der natürlichen und sozialen Umwelt) erklären können. Meiner Meinung nach wird das überhaupt nichts von dem Wert solcher Charakterisierung noch von ihrer Fruchtbarkeit für moralphilosophische Überlegungen nehmen.

FR: Wenn wir uns soweit einig sind, dann müsste man doch aber konsequenterweise sagen, dass es auf der neurophysiologischen Ebene keine Entscheidungsfreiheit gibt. Auf der neurophysiologischen Ebene gelten die Gesetze der Physik: ein Neuron erregt das andere, ein Aktivierungszustand des Systems geht kausal in einen anderen Zustand über. Und wenn wir weiter akzeptieren, dass diese Aktivierungszustände unseren Gedanken und dem entsprechen, was wir „Gründe“ nennen, dann müssen wir doch auch folgern, dass das „Aushandeln“ der Entscheidungssituation auf der physiologischen Ebene, also die Stabilisierung eines bestimmten Aktivationsmusters, kausal determiniert ist. Kausal determiniert in dem Sinne, dass die Aktivierungszustände, die unseren Gedächtniseinträgen entsprechen, wiederum von unserer Lerngeschichte, unserer Biographie und den momentan auf uns einwirkenden situativen Bedingungen abhängig sind (Baltes, Rösler, & Reuter-Lorenz, 2006). In letzter Konsequenz wäre dann doch die von uns erlebte Entscheidungsfreiheit nur ein subjektives Phänomen: Wir akzentuieren Repräsentationen einer bestimmten Ebene (ich darf nicht, ich will nicht usw.), aber diese Akzentuierung ist nicht beliebig frei, sondern hängt von dem ab, was in unserem Kopf, unserem Gehirn drinsteckt – genetisch, lerngeschichtlich und situativ determiniert.

BL: Hier muss man sich wieder an die unterschiedlichen Bedeutungen erinnern, die man dem Begriff „Willensfreiheit“ geben kann. Es macht überhaupt keinen Sinn, Willensfreiheit zu verteidigen als eine Fähigkeit, unabhängig von vorangegangenen kausalen Einflüssen *entweder* dies *oder* das zu tun. Andererseits aber macht es Sinn, von „Freiheit“ als *innerer* im Gegenteil zu *äußerer* Willensbestimmung im oben erklärten, relativen Sinne zu sprechen. Das heißt, dass schon auf der psychologischen Ebene Willensfreiheit mit Naturdeterminismus kompatibel ist. Auf der physiologischen Ebene macht es außerdem überhaupt keinen Sinn, anders als in der Sprache von kausalen Interaktionen von Erregungszuständen zu sprechen, also Naturdeterminismus. Deshalb hatte ich früher in diesem Gespräch vor der Mehrdeutigkeit des Wortes „Entscheidung“ gewarnt, je nachdem ob man es in Bezug auf neuronale Aktivierungszustände oder in Bezug auf subjektive Ereignisse gebraucht.

Ich hatte Kant zitiert, dass guter Wille auch freier Wille sei. Ich muss aber hinzufügen, dass für Kant Willensfreiheit und Naturdeterminismus nicht vereinbar waren. Der Grund für diese Auffassung war aber nicht primär, dass er meinte, die Art von Selbstregulierung der Wünsche, die er dem freien Willen zuschrieb, sei mit Naturdeterminismus unvereinbar. Der Grund war eher erstens, dass für ihn Naturdeterminismus und *Verantwortlichkeit* für unsere Handlungen nicht vereinbar waren. Deshalb war für Kant die Selbstregulierung der Wünsche, die uns zur moralischen Selbstbestimmung und Beurteilung fähig macht, auch nicht mit Naturdeterminismus vereinbar. Diese Meinung teile ich nicht. Mit Frankfurt würde ich sagen, dass wir zu Recht jemanden genau dann für seine Handlungen verantwortlich halten, wenn er nicht *nur* von außen, sondern *auch* von innen dazu bestimmt war, diese Handlungen zu vollbringen. „Von innen“ heißt hier, von genau dem reflexiven Prozesse, den Frankfurt als Wirksamkeit des Wünschens zweiter Stufe beschreibt und den Neurowissenschaftler wahrscheinlich durch Hirnprozesse auf übergeordneten Hierarchieebenen erklären können oder können werden. In solcher Weise Verantwortlichkeit zuzuschreiben steht auch im Einklang mit der juristischen Praxis. Man wird nur für diejenigen Handlungen bestraft, die man aus eigener Bestimmung (Reflexion und Handlung) geleistet hat. Diese Praxis hängt überhaupt nicht davon ab, ob man überzeugt ist oder nicht, dass Selbstbestimmung im erwähnten Sinne schließlich durch Naturdeterminismus festgelegt ist. Wenn man vom Naturdeterminismus überzeugt ist, wird man juristische Maßnahmen aus verschiedenen gesellschaftlichen Überlegungen motivieren. Wenn man vom Naturdeterminismus nicht überzeugt ist, wird man die Strafe in einer mehr klassischen, retributivistischen Weise verstehen und sagen: das Individuum hat es verdient, bestraft zu werden. In beiden Fällen hat es Sinn zu sagen, dass man nur für diejenigen Handlungen verantwortlich ist, wofür man sich selbst durch eigene Reflexion bestimmt hat, ob diese Reflexion und die Fähigkeit zu reflektieren naturdeterminiert ist oder nicht.

FR: Das sehe ich genauso. Die Frage, die wir hier berühren, hat etwas mit der praktischen Bedeutsamkeit solcher neurowissenschaftlichen Erkenntnisse zu tun. Selbst wenn alles auf der biologischen Ebene kausal determiniert sein sollte und wir auf der subjektiv geistigen Ebene letztlich nur die Illusion der freien Entscheidung haben sollten, so hilft uns diese Erkenntnis im täglichen, praktischen Leben nicht besonders viel. Um in einem sozialen System agieren zu können, brauchen wir wohl klare Zuweisungen von Handlungsursachen, d. h. wir müssen zuordnen können, wer etwas getan hat. Das fängt schon auf einer

ganz elementaren Ebene an, beim Beutefang, beim Paarungsverhalten, in solchen Interaktionen muss der Organismus erkennen können, wer Verursacher einer Handlung war (ich oder der andere). Und im sozialen Leben mögen wir zwar aus philosophisch-neurowissenschaftlichen Überlegungen geneigt sein zu sagen, der hat geklaut, aber die Ursache seiner Handlung war das Zusammenwirken seiner genetischen Veranlagung, seiner Sozialisation und des momentanen Reizangebots der Umwelt. Nichtsdestotrotz werden wir sagen, der war es, der als Individuum hat gestohlen, d. h. wir schneiden die Kette der Verursachung zeitlich, aber auch in ihrem Umfang des Kausalgefüges einfach ab. Und daraus folgt dann alles Weitere, Zuschreibung von Verantwortung usw. Da bewegen wir uns dann aber auf einer völlig anderen Ebene, nämlich der der sozialen Interaktion, die für sich, im Sinne des sozialen Miteinanders, ebenfalls ihre Berechtigung hat.

Vielleicht noch eine kleine Anmerkung dazu: Wenn wir Erleben und Verhalten aufgrund seiner biologischen Verankerung streng kausal erklären können, zumindest prinzipiell, dann wird oft vorschnell gefolgert: Ja wenn das so ist, dann können wir auch individuelles Verhalten exakt vorhersagen. Wir müssen nur das Gehirn und die Gehirnprozesse sorgfältig untersuchen, und dann können wir z. B. auch vorhersagen, wer aufgrund seiner biologischen Determiniertheit ein Straftäter werden wird. Da möchte ich nur ganz laut „Vorsicht“ rufen. So einfach ist das nicht. Ich hatte oben auf die Komplexität des Systems verwiesen und gesagt, dass wir vielleicht prinzipielle Gesetzmäßigkeiten erkennen können, aber damit noch lange nicht das gesamte System in seinen Aktivierungszuständen erschöpfend beschreiben und vorhersagen können. Es handelt sich dann um ein diagnostisches Entscheidungsproblem, bei dem es eine Reihe von Dingen zu berücksichtigen gilt (z. B. Hastie, 2001, Cronbach & Gleser, 1965). Um nur einige zu benennen: 1) Wie viel Evidenz genügt mir für eine solche Entscheidung? 2) Wo lege ich das Kriterium bei einer abgestuften Variablen fest? 3) Wie sind Kosten und Nutzen der einen oder anderen Alternative zu bewerten?

Aber das ist eine andere, sehr komplizierte Geschichte, die wir jetzt nicht im Einzelnen abhandeln können. Wichtig ist nur, wir müssen dann aus der Sicht der Gesellschaft, des sozialen Miteinanders aufpassen, dass wir nicht aufgrund sehr unzureichender Evidenzen viele letztlich nie Gefährdete in Sicherungsverwahrung nehmen, und umgekehrt aber auch nicht die wirklich problematischen Fälle, die eine Gefahr für die Gesellschaft bilden, übersehen, dass also die ganze Geschichte in einer vernünftigen Kosten-Nutzen-Relation steht. Hier wecken meines Erachtens einige meiner neurowissenschaftlichen Kollegen derzeit völlig falsche Erwartungen, nämlich, dass wir auf der Basis des derzeitigen Kenntnis-

standes der Neurowissenschaften bereits klare Handlungsanweisungen für die Jurisprudenz geben könnten. Ich glaube nicht, dass das derzeit schon möglich ist.

BL: Mit diesen Bemerkungen sind wir ganz in den Bereich „Geist“ eingetaucht, den wir durchaus in seiner Relation zu Neuronen verstehen möchten. Allerdings: „Geist“, tautologisch als Objekt der sogenannten „Geisteswissenschaften“ definiert, ist das Gebiet der Phänomene, deren Erklärung eben nicht nur mit objektiven, messbaren Kausal-Verhältnissen erschöpfend möglich ist. Zur erschöpfenden Beschreibung gehört auch die Erläuterung der Bedeutungen und Werte, die menschliche Akteure erzeugen und von denen sie gegenseitig determiniert sind: Rechtssysteme, Moralsysteme, Religion, Kunst, Literatur usw. Die Überzeugung, dass diesen Phänomenen Gehirnprozesse zu Grunde liegen, die deterministisch erzeugt werden und prinzipiell erklärbar sein sollten, befreit uns in keiner Weise von der Aufgabe, die relevanten Phänomene in ihren Eigenschaften als Bedeutungs- und Wertssysteme zu untersuchen. Diese Forderung ergibt sich aus dem ganz elementaren Grund, dass solche Phänomene überhaupt nicht ohne das subjektive Erleben von Bedeutungen und Werten durch die jeweiligen Akteure denkbar sind. Also hat der Titel „Neurone vergeistigen“ in seinen beiden Lesarten Sinn: genauso wie Geistiges aus Neuronen entsteht, werden Neurone und deren Interaktionen vom Geistigen verändert.

Literatur

- Baltes, P. B., F. Rösler und P. Reuter-Lorenz. 2006. „Prologue: Biocultural co-Constructivism as a Theoretical Metascript.“ In *Lifespan Development and the Brain*, herausgegeben von P. B. Baltes, P. Reuter-Lorenz und F. Rösler, 3–39. Cambridge: Cambridge University Press.
- Chalmers, David. 1996. *The Conscious Mind*. New York: Oxford University Press.
- Cronbach, L.-J. und G.-C. Gleser. 1965. *Psychological Tests and Personnel Decisions*. Urbana: University of Illinois Press.
- Frankfurt, Harry. 1972. „Freedom of the Will and the Concept of a Person.“ *The Importance of What We Care About*. New York: Cambridge University Press.
- Hartje, W. und K. Poeck, eds. 2000. *Klinische Neuropsychologie* (4th ed.). Stuttgart: Thieme.
- Hastie, Reid. 2001. „Problems for Judgment and Decision Making.“ *Annual Review of Psychology* 52, 653–683.

- Kant, Immanuel. 1785, 1968. *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Kants Werke*. Berlin: Akademie Textausgabe, Bd. 4.
- Longuenesse, Béatrice. 2005. „Moral Judgment as a Judgment of Reason.“ *Kant on the Human Standpoint*. Cambridge: Cambridge University Press.
- McGinn, Colin. 1991. *The Problem of Consciousness*. Oxford: Blackwell.
- Nauta, W. J. H. und M. Feirtag. 1986. *Fundamental Neuroanatomy*. New York: Freeman.
- O'Reilly, R. C. und Y. Munakata. 2000. *Computational Explorations in Cognitive Neuroscience*. MIT Press: A Bradford Book.
- Pritzel, M., M. Brand und H. J. Markowitsch. 2003. *Gehirn und Verhalten. Ein Grundkurs der physiologischen Psychologie*. Heidelberg/Berlin: Spektrum Akademischer Verlag.
- Rösler, Frank. 2006. „Neurowissenschaftliche Theorien.“ In *Psychologie – Ein Handbuch*, herausgegeben von K. Pawlik, 505–520. Heidelberg: Springer.
- Searle, John. 2000. „Consciousness.“ *Annual Review of Neuroscience* 23, 557–578.
- Searle, John. 2005. *Freedom and Neurobiology*. New York: Columbia University Press.
- Stemmler, G., W. Jaenig, A. O. Hamm, H. T. Schupp, A. I. Weike, R. W. Levenson, A. Oehman, S. Wiens, K. Hugdahl und K. M. Stormark. 2003. „Part II: Autonomic Psychophysiology.“ In *Handbook of Affective Sciences*, herausgegeben von K. R. Scherer und R. J. Davidson, 131–291. London: Oxford University Press.
- Walker, E., L. Kestler, A. Bollini und K. M. Hochman. 2004. „Schizophrenia: Etiology and Course.“ *Annual Review of Psychology* 55, 401–430.

NORMEN KULTIVIEREN.
RECHTSWISSENSCHAFT ZWISCHEN HANDWERK
UND SINNSTIFTUNG: 1800, 1900, 2000
CHRISTOPH MÖLLERS

Welch zumindest *zweifelhaftes* Vergnügen, über die eigene Disziplin im Rahmen eines Vortrags nachzudenken und dies anlässlich eines von der Bundesregierung ausgerufenen Jahres der Geisteswissenschaften 2007 zu tun!

Wer sein eigenes Gedenkjahr bekommt – noch dazu vom Staat –, um den ist es in aller Regel schlecht bestellt. Der hat es hinter sich – oder steht zumindest kurz davor. Er bedarf fremder Hilfe in der Form allgemeinen Angedenkens, er ist vielleicht gar vom Aussterben bedroht wie die Knoblauchkröte, der Froschlurch des Jahres 2007.

Wenn möglich, möchte man das Schicksal dieser Arten nicht teilen – erscheint es nicht attraktiver, auf ein Gedenkjahr zu verzichten, als von der Obrigkeit aktiv bemitleidet zu werden? Und selbst wenn wir es wollten, wollten wir es wirklich im Namen der *Geisteswissenschaften* oder empfinden wir nicht dieses „unerklärliche Unbehagen, das Wort Geist nur auszusprechen“ heute noch viel deutlicher als Hofmannsthal vor gut 100 Jahren? Das größte Problem des Begriffs scheint mir noch darin zu liegen, dass er nicht erklären kann, was Geisteswissenschaftler eigentlich tun. Das aber wäre zentral: erklären zu können, warum wir als Wissenschaft tun, was wir tun. Es wäre die entscheidende Voraussetzung dafür, irgendwelche Ansprüche oder Erwartungen an eine Gesellschaft zu stellen, die uns im doppelten Sinne aushält, und in der wir es, im Wissenschaftskolleg zumal, aber eben nicht nur da, doch ziemlich gut haben. Diese Notwendigkeit, das eigene Forschen zu erklären, fällt im disziplinenübergreifenden Gespräch am Wissenschaftskolleg natürlich besonders auf.

Dabei war es interessant zu sehen, dass die drei Juristen, die dieses Jahr am Wissenschaftskolleg arbeiten, Georg Nolte, Andreas Voßkuhle und ich, von den anderen Fellows

Vortrag gehalten am 21. März 2007 im Wissenschaftskolleg zu Berlin im Rahmen einer Vortragsreihe „Geistes-Gegenwart“ zum „Jahr der Geisteswissenschaften“. Die Vortragsform wurde strikt beibehalten.

nicht selten mit einer Art freundlicher *Verwunderung* darüber empfangen wurden, ob und wenn ja, was Rechtswissenschaftler eigentlich so erforschen. Oder nur: was uns eigentlich von Anwälten unterscheidet, die sich ja auch hinter Bezeichnungen wie Jurist oder *lawyer* verbergen können. Hätte eine einfache Antwort auf diese Frage im Hinweis auf die *Geisteswissenschaften* liegen können, die wie die Juristen Texte auslegen und kommentieren? Nun, für den ersten Zugriff nicht schlecht, erweist sich diese Antwort doch bestenfalls als halbe Wahrheit.

Wie Dieter Simon schon vor längerer Zeit feststellte, ist aus der Einordnung der Rechtsunter die Geisteswissenschaften zu wenig über die letzteren zu lernen. Und auch der Wissenschaftsrat ringt sich in seinen gepriesenen Empfehlungen zu Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften nur einen sehr umständlichen Satz zur Frage ab, ob diese auch für die Rechtswissenschaft gelten: *eigentlich schon, aber vielleicht auch nicht*.

Das alles spricht stark dafür, die Wissenschaftsschubladen zu verlassen und es mit ein wenig Anschauung zu versuchen: Anhand dreier historischer Momente – 1800, 1900, 2000 – möchte ich Ihnen heute Abend illustrieren, worin die ganz eigenen Probleme der rechtswissenschaftlichen Disziplin liegen.

Dabei sollten zwei Strukturfragen stets im Blick bleiben: Zum ersten die spezifischen Probleme eines Fachs, das das Recht begleiten soll, also eine Praxis, die selbst keine Wissenschaft ist, ohne dabei die Identität als Wissenschaft zu verlieren. Wir werden sehen, wie intensiv die Rechtswissenschaft an allgemeinen intellektuellen Entwicklungen teilnimmt, wie sie aber auch leicht in dem Moment, in dem ihre Wissenschaftlichkeit gesichert scheint, andere legitime praktische oder politische Erwartungen verfehlt.

Zum zweiten bitte ich, auf die Eigenheiten eines Fachs zu achten, dessen Argumentationshaushalt sich aus dem Recht und damit immer aus der Vergangenheit speist und die dadurch stets ein ganz eigenes Verhältnis zu gesellschaftlichen Veränderungen pflegt. Oft und häufig zu Recht als konservativ, wenn nicht rückständig oder reaktionär verschrien, kann es aus dieser Unzeitgemäßheit eigene Stärke beziehen, wenn es sich aus institutioneller Erfahrung politischen oder intellektuellen Konjunkturen verweigert.

Diese zwei Muster: der Widerspruch zwischen Wissenschaftlichkeit und praktischen Erwartungen und die überholende, manchmal aber auch überholte Modernisierung einer vergangenheitsbezogenen Disziplin seien die roten Fäden, wenn ich nunmehr einige Entwicklungen der Rechtswissenschaft in Deutschland während der drei letzten Jahrhunderten vorstelle: 1800 – 1900 – 2000.

Um 1800, zu Beginn des 19. Jahrhunderts, hätte die Rechtswissenschaft in Deutschland eigentlich in einem beklagenswerten Zustand sein müssen, befand sie sich doch inmitten einer politisch-institutionellen wie auch wissenschaftstheoretisch-methodischen Trümmerlandschaft. *Institutionell* brach der Rechtsgelehrsamkeit eine ohnehin schwache politische Ordnung weg, die nicht allein ihren Diskursraum, sondern eben auch ihren Gegenstand definierte: Denn mit dem Ende des Heiligen Römischen Reiches bekamen die Juristen ein Problem, das deutlich größer erscheint als unsere heutigen europäischen oder globalen Rechts-Unübersichtlichkeiten:

Die Reichsrechtler, und das bedeutet die große Mehrheit des öffentlichen Rechts, verloren mit dem Untergang des alten Reiches gleich das ganze Objekt ihrer Arbeit. Den Straf- und Zivilrechtlern drohte die Provinzialisierung einer mit einigen Mühen in einen deutschen Rahmen gebrachten Disziplin. Keiner der Kollegen wollte sich damit begnügen, von nun an nur noch württembergisches oder hannöversches Recht zu lehren.

Das Napoleonische Frankreich bot den deutschen Territorien zudem eine neue und durchaus attraktive, aber eben auch als fremd empfundene Rechtsordnung. Wie die Agenten der Weltbank heute in manchen Ländern des Südens, erschien es mit einem institutionellen Komplettangebot: einer geschriebenen Verfassung samt dem modernsten Zivilgesetzbuch seiner Zeit, dem Code Napoléon. Und der Gesetzgeber hatte auch in anderen Ländern wie in Preußen mit der Arbeit begonnen. Das waren Angebote, die man schwerlich ablehnen konnte – die aber die Rechtswissenschaft überflüssig zu machen drohten, und genau dies war ihr Ziel. So schreibt Friedrich II. in der Kabinettsordre zum Erlass des Preußischen Allgemeinen Landrechts:

Wenn Ich ... meinen Endzweck ... erlange ..., so werden freilich viele Rechtsgelehrte bei der Simplifikation dieser Sache ihr geheimnisvolles Ansehen verlieren, um ihren ganzen Subtilitätenkram gebracht, und das ganze Corps der Advokaten unnütz werden. Allein ich werde dagegen ... desto mehr geschickte Kaufleute, Fabrikanten und Künstler gewärtigen können, von welchen sich der Staat mehr Nutzen zu versprechen hat.

Zu diesen institutionellen Bedrohungen akademischer Jurisprudenz kamen wissenschaftsimmanente Schwierigkeiten. Hatte die europäische Universität nicht überhaupt als eine Art juristisches Zwei-Mann-Repetitorium in Bologna begonnen und war sie seitdem ohne juristische Fakultät nicht undenkbar? So war es wohl. Aber um 1800 war ein Tradi-

tionsvorsprung vielleicht auch ein Modernisierungsrückstand: methodisch die Ersten auf einmal die Letzten.

Insbesondere Philosophie und Jurisprudenz hatten einander satt. Die Philosophie zweifelte an der Wissenschaftsfähigkeit der Jurisprudenz. Kant formuliert dies im Streit der Fakultäten in einer Weise, mit der sich die Wissenschaftstheorie der Rechtswissenschaft immer noch auseinandersetzen muss, und er ersparte uns auch nicht die kleinen – bis heute schmerzenden – Witze über die juristische Rechtslehre, die wie ein Kopf sein mag, der schön ist, aber kein Gehirn hat.

Friedrich Schlegel, selbst als Jurist ausgebildet, stellte wenig später fest: „Philosophische Juristen nennen sich auch solche, die neben ihren anderen Rechten, die oft so unrechtlich sind, auch ein Naturrecht haben, welches nicht selten noch unrechtlicher ist.“

Umgekehrt spotteten die Juristen über die überschießenden Begründungsansprüche der Philosophen: Gustav Hugo, einer der Großen Zivilisten der Jahrhundertwende, bemerkte, dass man mit dem Naturrecht des Philosophen Wolff die demokratische Verfassung der Französischen Revolution ebenso gut „demonstrieren“ könne wie ihr institutionelles Gegenteil, die monarchische Ordnung des Heiligen Römischen Reiches.

Trotzdem war die Philosophie für die Rechtswissenschaft nicht einfach verzichtbar. Was sollte sie also tun, institutionell und methodisch bedrängt, wie sie war? Nun, sie tat, was auch andere Disziplinen um 1800 taten: Sie begann mit einem neuen wissenschaftstheoretischen Programm: Hilfe kam zum ersten aus den neu entstehenden philologischen Disziplinen, die seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelt wurden und die die Arbeit am römischen Recht mit einer eigenen methodischen Strenge versahen. Der Gang zu den Quellen des Römischen Rechts versprach mehr methodische Gewissheit als jede philosophische Spekulation. In Dichtung und Wahrheit wird berichtet, wie der Erzähler die Jurisprudenz in Leipzig zugunsten des Studiums der Antike aufgeben will – und wie ihm beschieden wird, er könne das Altertum nirgendwo besser studieren als bei den Juristen.

Also: „Von den Griechen lernen, was schön, von den Römern lernen, was recht ist.“ Hinzu kam ein aus Kants Theorie der Naturwissenschaft bezogener anspruchsvollerer Systembegriff, den Juristen wie Thibaut und Zachariae für ihre Darstellungen des Rechts verwandten. Rechtswissenschaftliche Werke sollten ihre Struktur nicht mehr aus dem Aufbau der Lehrdarstellung gewinnen, sondern aus der inneren Kohärenz der verwendeten Rechtsbegriffe.

Diese wissenschaftliche Programmatik der Jurisprudenz nahm alles mit, was die idealistisch-frühromantische Wissenschaftstheorie um 1800 zu bieten hatte:

- einen Begriff von Wissenschaftlichkeit, der verlangte, dass die Resultate *notwendig* seien
- eine moderne Hermeneutik, die die aktive Rolle des die Texte behandelnden Subjekts hervorhob und die klug genug war, nicht den Geist gegen den Buchstaben auszuspielen (wie für alle Romantiker war Goethes Behandlung des Hamlet in *Wilhelm Meisters Lehrjahre* der entscheidende Text)
- einen genauen wissenschaftlichen Umgang mit den Quellen bei einem zugleich hoch ambivalenten Verhältnis zur Antike, in dem das Römische Recht wie die griechische Dichtung als Vehikel der Modernisierung funktionieren sollte
- eine moderne Konzeption der Universität als ein Raum der Freiheit
- die Beendigung der Jurisprudenz als gesprochene Handwerkskunst zugunsten einer verschriftlichten Wissenschaft, die sich weigern wird, Theorie und Praxis gegeneinander auszuspielen: „Die Theorie muss praktischer, die Praxis theoretischer werden.“

Die Rechtswissenschaft nahm damit eine Entwicklung, die sich parallel auch in anderen Disziplinen beobachten lässt, die aber trotzdem eine Ausdifferenzierung darstellt. Die Rechtswissenschaft differenziert sich vom Recht aus: So wurde in den ersten zehn Jahren der berühmten Berliner Universität das Preußische Landrecht, also das in Berlin geltende Recht, mangels wissenschaftlichen Werts erst gar nicht gelesen! Was wichtig war, entschied die Wissenschaft, nicht die Praxis. Und sie differenziert sich von anderen Fächern aus: So scheitern alle von Wilhelm von Humboldt im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts betriebenen Versuche, den höheren Verwaltungsbeamten eine über die Jurisprudenz hinausgehende Ausbildung zu geben, nicht etwa am politischen Willen, sondern am Fehlen einer wissenschaftlichen Disziplin, die so aggregiertes Wissen überzeugend vermitteln konnte.

Erstaunlicherweise ging dieses Programm – jedenfalls wissenschaftsintern – auf: Mit einiger Verzögerung entstehen seit den 1830er Jahren systematische Darstellungen des Römischen Rechts, die sich an diesen Modellen orientieren. Diese definieren nicht nur eine autonome wissenschaftliche Methodik, sondern sie sind mit einem Mal auch praxiswirksam. Lehrbücher wie das von Windscheid ersetzen im Laufe des 19. Jahrhunderts in manchen Territorien das Gesetz.

Schließlich dient der begriffliche gesteuerte Historismus auch anderen Disziplinen als methodisches Vorbild. Von Theodor Mommsen bis Max Weber – oder über Max Weber

bis Niklas Luhmann scheint begriffliches juridisches Denken eine Option der Geistes- und Kulturwissenschaften zu werden, auch wenn dies seit 1900 zunehmend als Problem wahrgenommen wird. Welch eine Erfolgsgeschichte! Man könnte an dieser Stelle abrechnen und hätte einen wunderbaren Bildungsroman einer wissenschaftlichen Disziplin, noch dazu einen mit einem wahrhaft *romantischen* Hauptdarsteller.

Friedrich Carl von Savigny, der Schwager Brentanos, der Freund der Günderröde und der Arnims, der Lehrer der Gebrüder Grimm, das Junggenie, war mit 24 Jahren bereits ein legendärer Dogmatiker. „Unser trefflicher Savigny“, wie Goethe ihn nannte, hatte das wissenschaftliche Programm in seinem wunderbaren Deutsch entworfen und mit zwei großen Werken verwirklicht.

Dass mit dieser Geschichte wie auch mit ihrem Helden so manches nicht stimmte, hatten allerdings bereits ein paar Zeitgenossen erkannt. Und es waren natürlich die üblichen Verdächtigen: der Philosoph Hegel und die Juristen Heine und Marx erzählen uns eine andere Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts: die Geschichte einer reaktionären modernisierungsfeindlichen Struktur, die Geschichte der Etablierung einer altmodischen Expertokratie, die sich über die politischen Konsequenzen ihrer Wissenschaft keine Rechenschaft abgeben wollte, ja die noch nicht einmal über einen Begriff von Politik verfügte und damit zu einem Instrument der Restauration, später der Reaktion wurde, im Falle Savignys sogar mit manch antisemitischen Ausfällen.

Diese Kritik an der historischen Rechtsschule hat sicherlich in vielem Recht, nur eines hatte sie nicht, ein Angebot, wie Rechtswissenschaft als Wissenschaft zu betreiben sei. Eine Bewertung dieser Umstände kann sich daher kaum aus ihr selbst ergeben. Sie bedarf des Vergleichs mit anderen Rechtsordnungen wie mit anderen Disziplinen:

So könnte man Savignys Projekt mit der zur gleichen Zeit am gleichen Ort entworfenen Schleiermacher'schen Theologie vergleichen. Viel Forschung gibt es dazu nicht, aber Gemeinsamkeiten mit Blick auf die Hermeneutik oder das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis fallen auf. In dieser Theologie scheinen allerdings *Freiheit* und *Kritik* eine ungleich wichtigere Rolle zu spielen als in der Juristerei. Theologie wird für Schleiermacher auch zur Religionskritik.

Das geschieht bei Savigny nicht. So mag die Zeit nach 1800 auch als ein erster verpasster Moment verstanden werden, Rechtswissenschaft als wissenschaftliche Rechtskritik zu betreiben. Einen anderen Vergleich bietet der Blick in die Vereinigten Staaten. Dort entsteht zur gleichen Zeit ein demokratisches Rechtssystem in einer modernen Verfassungsord-

nung, und zwar ohne dass es eine ausgebaute Rechtswissenschaft gäbe. Um 1800 ist die juristische Tätigkeit in den USA ein Ausbildungsberuf, man geht zum Anwalt in die Lehre. Ein rechtshistorisch so epochales Ereignis wie die Entstehung der Verfassungsgerichtsbarkeit in der Entscheidung *Marbury v. Madison* aus dem Jahre 1803 ist das Werk von Richtern, die oft ohne rechtswissenschaftliche Ausbildung ausgekommen sind. John Marshall, Autor dieses Urteils und wohl immer noch der berühmteste Jurist der USA, hatte gerade mal einen juristischen Crash-Kurs hinter sich.

Kann es einen schöneren Beweis für die Überflüssigkeit akademischer Rechtswissenschaft geben? Zeigen die USA nicht, wie sinnlos die Verwissenschaftlichung des Rechts war, nicht mehr als ein Modernisierungs- und Demokratisierungshindernis? Sollten wir Savignys Projekt nicht einfach vergessen?

Vielleicht nicht. Denn auf der anderen Seite regt sich in den USA im Laufe des 19. Jahrhunderts der Ruf nach einer professionalisierten Rechtswissenschaft, die die praktischen Juristen mit einer universitären Ausbildung versehen kann. Und so ist für die demokratischen Vereinigten Staaten bis zum 1. Weltkrieg ausgerechnet die deutsche Rechtswissenschaft ein wichtiges Vorbild, wie auch Savigny dort sogar von Gerichten zitiert wurde.

Vor diesem Hintergrund erscheint es ebenso unhistorisch, die Modernisierung der Rechtswissenschaft vor 200 Jahren als eine Fehlentwicklung zu beurteilen, wie es eigenartig wäre zu übersehen, dass sie systematisch Probleme ausblendet, die man schon in ihrer eigenen Zeit als solche einer modernen Rechtswissenschaft hätte verstehen können. Sie bleibt ein Vorgang von irritierender Ambivalenz.

II. 1900

In der folgenden Jahrhundertwende, um 1900, sah es institutionell und wissenschaftstheoretisch für die Rechtswissenschaft viel besser aus, jedenfalls auf den ersten Blick: Mit der Gründung des Kaiserreichs und der Verabschiedung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und anderer großer Gesetze war die Rechtswissenschaft an das Ziel gekommen, das sie das ganze 19. Jahrhundert verfolgt hatte: Innerhalb eines eigenen Nationalstaats kamen wissenschaftlicher Diskursraum und der Forschungsgegenstand endlich zur Deckung. In den neuen Kodifikationen konnte die Wissenschaft ihre eigenen Erträge wieder entdecken. Anders als in der Jahrhundertwende zuvor mussten das Fach also keine institutionellen Verlustängste mehr plagen.

Auch wissenschaftstheoretisch hatte die neukantianische Philosophie der Jurisprudenz einen sicheren Raum zugewiesen. Die Zivilrechtslehre hatte sich im 19. Jahrhundert als Disziplin etabliert und auch gegenüber dem Savigny'schen Programm noch einmal modernisiert. Das öffentliche Recht war methodisch dem Zivilrecht gefolgt. Die Disziplinen standen, wie andere Fächer in Deutschland, auf dem Gipfel ihres akademischen Ruhms, man beriet den Kaiser, produzierte Mandarine und wurde vom Ausland besucht und bewundert. Alles hätte so schön sein können – und doch brach spätestens seit 1890 allgemeines Unbehagen aus. Dabei nahm die Rechtswissenschaft zunächst wiederum an der allgemeinen intellektuellen Konjunktur teil, diesmal am Krisenbewusstsein der zweiten Hälfte des Kaiserreichs.

Dem Leiden an der Ausdifferenzierung, an einer Form von Wissenschaft, der das Eigentliche und Ganze zu entgehen schien, konnten auch sie sich nicht entziehen. Liest man ein von der Jurisprudenz so entferntes zeitgenössisches Dokument wie Hugo von Hofmannsthal's *Brief des Lord Chandos* von 1902, in dem er über den Verlust der Bedeutung von Worten angesichts der Vielfalt der Diskurse klagt, so trifft dieses Gefühl die ja sprachensible Rechtswissenschaft. Und auch die zeittypischen Rufe nach großer Persönlichkeit oder nach ganzheitlichen ästhetischen oder wissenschaftlichen Lösungen finden sich in der juristischen Diskussion wieder. Ich komme gleich darauf zurück.

Zu dieser allgemeinen Befindlichkeit kamen spezifischere Irritationen in der Rechtswissenschaft. Im Zivilrecht, der alten Paradedisziplin, zeigte die Kodifikation des BGB die ganze Doppelbödigkeit erfolgreicher Gesetzgebung für die Rechtswissenschaft. Man hatte mitgetagt und mitberaten: Das BGB wurde zu einem Produkt der Wissenschaft, zu ihrem praktisch kaum überbietbaren Erfolg. Doch in der Zeit nach seiner Verabschiedung verliert die Zivilistik ihre intellektuelle Führungsrolle, es geraten viele alte Erkenntnisse in Vergessenheit.

War Savignys umstrittenster Beitrag, seine Warnung vor jeder Kodifikation, vielleicht doch klüger gewesen, als man allgemein angenommen hatte? Die alte romantische Erkenntnis, dass die Erwartung der Erfüllung vorzuziehen sei, ereilte das Zivilrecht wie ein schwerer Kater. *Post codificationem jurisprudentia tristis*. Das öffentliche Recht hatte sich in der Zwischenzeit auf den methodischen Stand des Zivilrechts gebracht. Seine Ausdifferenzierung war ziemlich genau mit der Gründung des Kaiserreichs zusammengefallen. Ein Umstand übrigens, mit dem wir Staatsrechtler bis heute nicht richtig umzugehen wissen. Ging es da wirklich um Wissenschaft? Oder war, wie Dieter Grimm so schön formulierte,

Methode nur ein Machtfaktor zur Legitimation der Monarchie? Das bleibt bis heute umstritten.

Wie auch immer: Nicht lange blieben die politischen Ungewissheiten des Kaiserreichs, das weder moderne Demokratie, noch traditionale Monarchie war, ohne Einfluss auf die Staatsrechtslehre. Seit 1890 verlieren *diejenigen* methodischen Standards ihre Plausibilität, die doch erst dreißig Jahre zuvor eingeführt worden waren. Die begabten Doktoranden und Habilitanden der 1890er und 1900er Jahre – Erich Kaufmann, Rudolf Smend, Carl Schmitt – ziehen sich aus dem positiven Recht zurück. Das Staatsrecht hatte seine Verwissenschaftlichung in dem Moment abgeschlossen, indem sowohl sein wissenschaftliches Vorbild, die Zivilistik, als auch sein institutioneller Gegenstand, die Ordnung des Kaiserreichs, in eine Krise gerieten.

Was sollte man tun? Natürlich sehen wir um 1900 keine untätige Depression, sondern eine höchst lebendige – eben nervöse – Debattenlandschaft, deren Vielfalt und Qualität sicherlich in einer anderen Liga spielt als diejenige unserer Gegenwart. So entdecken wir auch eine Vielzahl von Lösungsversuchen, um über das eigene methodische Unbehagen hinwegzukommen.

Diese Versuche können uns sicher dabei helfen, das zeitgenössische Unbehagen besser zu verstehen, das sich gar nicht leicht nachvollziehen lässt. Ob sie erfolgreich waren, ist dagegen mehr als zweifelhaft. Dafür zwei Beispiele: Georg Jellinek, Staatsrechtler in Heidelberg, versucht sich um 1900 an der großen Synthese des staatsrechtlichen Wissens seiner Zeit. Er sammelt in seiner *Allgemeinen Staatslehre* alles für das Staatsrecht relevante historische, philosophische und sozialwissenschaftliche Material und versucht zugleich mit einigem methodischen Aufwand, dieses Wissen von den eigentlichen juristischen Fragen zu trennen. Eigentlich besteht die *Staatslehre* aus zwei Büchern, mit einem großen Anteil an Reflexion, der diese Trennung rechtfertigen soll. Doch wozu nur braucht Jellinek nicht-juristisches Wissen?

Augenscheinlich treibt ihn die Furcht des Juristen, in den eigenen Konstruktionsleistungen die politische Realität aus den Augen zu verlieren. Jellinek, dem das öffentliche Recht viele bedeutende begrifflich-konstruktive Beiträge verdankt, ist – zeittypisch – mit der eigenen Arbeit am Begriff nicht mehr zufrieden. Aber sein Problem ist das Problem eines Wissenschaftlers, der sich mit der Ausdifferenzierung seiner Disziplin nicht abfinden kann; der aber keinen methodischen Hebel findet, um über sie hinwegzukommen, und der zudem gegenüber der Ordnung des Deutschen Reichs politisch loyal sein will. Für das zwitterhafte Kaiserreichsgebilde findet sich aber keine politische Theorie, die der

Staatsrechtswissenschaft eine normative Orientierung geben könnte. Wer es mit solchen Theorien ernst meint, gerät schnell an die Grenzen, die die Ordnung zieht.

Jellineks berühmte Formel von der normativen Kraft des Faktischen ist Ausdruck dieses Dilemmas: Auf der einen Seite muss sich die Staatsrechtswissenschaft dem Veränderungsdruck stellen, dem Aufkommen der Massendemokratie. Auf der anderen Seite kann sie keine Kriterien entwickeln, an denen sich gesellschaftliche Veränderung messen ließe. Die normative Kraft des Faktischen sanktioniert Veränderungstendenzen erst, nachdem sie sich verwirklicht haben. Das kritische Potential des Begriffs liegt bei null.

Auch hier schärft der Vergleich die Problemsicht. Auch hier fehlt es an genauerer Forschung: Jellinek ist maßgeblich angeregt von den Bewohnern der Ziegelhäuser Landstraße 17 in Heidelberg, von seinen Kollegen Max Weber und Ernst Troeltsch. Er steht inmitten einer modernen historischen, vergleichenden rechts- und religionssoziologischen Forschung. Aber seine Probleme sind sicher nicht die Probleme des Soziologen Weber und wohl auch nicht diejenigen des Theologen Troeltsch.

Weber und Troeltsch können auf dogmatisches Wissen ausdrücklich verzichten, und sie haben mit ihrer empirischen, vergleichenden, vielleicht auch funktional orientierten Forschung zwar nicht alle Probleme gelöst, doch haben sie ein neues Forschungsangebot. Für Jellinek bleibt Dogmatik, die systematische Aufbereitung von Rechtssätzen, der Kern seiner Tätigkeit und doch genügt sie ihm nicht mehr. Weber kann die Institutionen des Kaiserreichs ganz offen kritisieren, er schuldet ihnen keine wissenschaftlich begründete Loyalität, und seine ätzende Polemik gegen das Versagen der Reichsbürokratie enthüllt dann auch unendlich viel mehr über die Verfassungswirklichkeit des Kaiserreichs als der ganze Jellinek.

Einen anderen Versuch, *das Unbehagen der Rechtswissenschaft an sich selbst* loszuwerden, unternimmt die sogenannte Freirechtsschule – eine echte avantgardistische Bewegung, die sich mit vielen schmissigen Pamphleten seit 1900 daran macht, die methodischen Unzulänglichkeiten des Rechts der Gegenwart auf den Punkt zu bringen und die Rechtswissenschaft zu erneuern. Die Freirechtler, vergessene Namen wie Hermann Kantorowicz, Eugen Ehrlich, Theodor Sternberg, Ernst Fuchs, widerlegen den Glauben an die semantische Bindungskraft der Gesetzestexte mit präzisen Untersuchungen der Rechtsprechung, sie weisen die fehlende Systematisierungsleistung der Rechtsdogmatik nach und sie entlarven die politischen Entscheidungsspielräume eines konservativen Richterstands. Mit einem radikalen Aufklärungs- und Enthüllungsprogramm versuchen sie der Realität des Rechts zu

Leibe zur rücken und erst einmal klarzumachen, wie wenig die Rechtswissenschaft eigentlich über die Rechtspraxis weiß.

Die Freirechtler sind für die Rechtswissenschaft ein wenig, was die zur gleichen Zeit aufkommenden Theaterwissenschaftler für die Germanistik sind: Ihr „Eigentliches“ liegt nicht in den Texten, sondern in der Aufführung vor Gericht. Trotz mancher Anknüpfung ist die Freirechtsschule, der wir immerhin die Begründung einer modernen empirischen Rechtssoziologie verdanken, die wohl nach wie vor am meisten unterschätzte Richtung in der deutschen Rechtsgeschichte.

Vielleicht war der pamphletistische Duktus, der polemische Schwung daran schuld, vielleicht auch die beschränkte Überzeugungskraft der Lösungsangebote, die sicher weniger stark waren als ihre kritische Leistung. Vielleicht das nietzscheanische Pathos, mit dem sie von Richtern nicht mehr nur Gesetzestreue verlangten, sondern auch Persönlichkeit, oder das sozialrevolutionäre, manchmal auch deutsch-nationale Ressentiment gegen den Formalismus des geltenden Rechts. Alles zusammen jedenfalls war für das staatsnahe juristische Milieu in Deutschland einfach zu viel. Und es ist bemerkenswert zu sehen, wie so berühmte Juristen wie Carl Schmitt und Gustav Radbruch in der Sache eindeutig als Freirechtler begannen, aber im Weiteren einigen Wert darauf legten, diese Spur ihrer Werkbiographie zu verwischen.

Von den Freirechtlern war keine Lösung für die institutionellen und wissenschaftstheoretischen Probleme ihrer Zeit zu erwarten. Eine solche Lösung konnte es wahrscheinlich nicht geben. Aber in der Begründung einer Tradition wissenschaftlicher Rechtskritik hätte sie doch deutlich erfolgreicher sein können, sein sollen. Trotz vieler Übersteigertheiten steht die Freirechtsschule als zweite verpasste Chance, in Deutschland Rechtswissenschaft auch als wissenschaftliche Kritik des Rechts zu verstehen. Ihr aufklärerischer und kritischer Furor, ihre empirische Neugierde und auch ihre Freude am wissenschaftlichen Disput hätten dem Fach gut zu Gesicht gestanden.

Auch für die Einordnung des Freirechts bietet sich ein kurzer vergleichender Blick in die USA an. Denn dort etabliert sich seit 1900 eine soziologisierende Kritik des juristischen Formalismus, die dem Anliegen der Freirechtsschule sehr ähnlich ist. Theoretisch durch den philosophischen Pragmatismus besser fundiert, teilt der aufkommende amerikanische Legal Realism nicht nur das Anliegen der Freirechtler, sondern auch die Bewunderung für manches wissenschaftliche Idol, etwa Rudolph von Jhering, den großen Selbstkritiker des deutschen Zivilrechts.

Während die Freirechtsschule in Deutschland jedoch folgenarm bis folgenlos blieb, prägt der Legal Realism die amerikanische Rechtswissenschaft bis heute maßgeblich. War das Freirecht bei uns zu erfolglos, so war der Legal Realism in den USA vielleicht etwas zu erfolgreich. Von der ökonomischen Analyse, über Law and Society bis zu den Critical Legal Studies sind eigentlich alle rechtstheoretischen Bewegungen der Gegenwart Kinder des Legal Realism. Ob dies nur zum Vorteil der amerikanischen Rechtswissenschaft war, ist eine schwierige Frage, auf die ich zum Schluss noch einmal kurz zurückkommen werde.

Wiederum jedenfalls begegnen wir um 1900 einem Dilemma der wissenschaftlichen Jurisprudenz. Hohe handwerkliche Qualität reichte zur Sinnstiftung nicht aus. Sinnerwartungen wurden aber an das Recht gestellt und diese Sinnerwartungen konnten im Kaiserreich nicht konsistent durch einen Hinweis auf die politische Legitimation des Staats abgearbeitet werden. Nicht zuletzt deswegen wären die demokratischen Staatsrechtler des Kaiserreichs, die immer noch im Schatten der monarchistischen Meister stehen wiederzuentdecken.

III. 2000

Im Jahr 2000 scheint die Rechtswissenschaft von dem Gründungsgeist der vorvorletzten Jahrhundertwende ebenso weit entfernt zu sein wie vom Krisenbewusstsein der vorletzten. Das Fach wurde nach dem II. Weltkrieg rechtschaffen handwerklich, man hatte es in der Weimarer Republik mit Politik und Theorie versucht, und dem allgemeinen Empfinden nach waren diese Versuche gescheitert. Dies, obwohl die Weimarer Zeit im öffentlichen Recht international die weiterhin meistgelesene und meistzitierte Epoche des Fachs bleibt.

Die starke Betonung von Praxis und Handwerk in der Rechtswissenschaft der Bundesrepublik war zunächst das Ergebnis großer institutioneller Erfolge. Die Disziplin arbeitete relativ nah an einem vergleichsweise gut funktionierenden und sehr produktiven Rechtssystem. Sie schaffte ein erstaunlich dichtes, im Rechtsvergleich immer noch einmaliges Netz an Kommentierungen, Aufsätzen und Anmerkungen und definierte damit wissenschaftliche Standards der Praxisnähe. Wenig, so scheint es, hat sich bis heute daran geändert, dass Rechtswissenschaft um einen handwerklichen, einen philologisch-exegetischen Kern operiert, dessen Material Gesetzes- und Urteilstexte sind.

Handwerk, das klingt nun sehr alt und recht deutsch. Wo bleiben die nachmodernen Anfechtungen an die Methode? Und wo bleibt die Internationalisierung unseres Rechts?

In der Tat scheint die neue alte Handwerklichkeit der Bundesrepublik ihre eigenen Probleme zu haben. Ein erstes besteht darin, dass diesem Handwerk die philologische Neugierde fehlt. Ein Text wie das Grundgesetz wird sehr selten mit Genauigkeit und offener Bereitschaft zur Verwunderung über die Formulierungen gelesen, sondern stattdessen sogleich mit einem Auge auf eine dicke Schicht von Kommentierungen und Rechtsprechung und in beständiger Furcht vor unerwünschten Ergebnissen. Philologisches Handwerk sollte sich einer Praxis widersetzen können, aber zu dieser protestantischen Lektüretugend ist die Bereitschaft gering. Entsprechend findet sich auch wenig Interesse an der Entstehung des Grundgesetzes als Mittel, um seine Bedeutung zu erschließen.

Ein zweites Problem liegt darin, dass ein handwerkliches Selbstverständnis allein keine Wissenschaft zu tragen vermag. Sie bedarf beständiger Selbstbeobachtung, die ihre Maßstäbe nicht allein aus sich selbst entwickeln kann. Dies ist kein neues Phänomen: Aus diesem Grund war die Rechtswissenschaft so oft in ihrer Geschichte auf der Suche nach Nachbardisziplinen, die ihr helfen sollten. Deswegen vagabundiert sie zwischen Theologie, politischer Philosophie, Geschichte, Soziologie oder Ökonomie.

In dieser Anlehnungsbedürftigkeit liegt eine Dilettantismusgefahr. Aber wenn sie darauf verzichtet, verliert die Rechtswissenschaft schnell ihren argumentativen Gehalt, sie wird in einem schlechten Sinn dogmatisch. Und um wiederum diesen Dogmatismus zu kompensieren, werden Begründungs- und Reflexionsdefizite durch Sinnstiftungsmechanismen ersetzt. Die Rechtsordnung wird moralisch aufgeladen, in Deutschland beispielsweise von wanderpredigenden Verfassungsrichtern, die katholisches Naturrecht als wissenschaftlich fundierte Grundgesetzexegese ausgeben.

Handwerk und Sinnstiftung, zwischen die der Untertitel dieses Vortrags die Rechtswissenschaft etwas gleichgültig stellt, verhalten sich demnach nicht symmetrisch zueinander. Es ist nicht die Aufgabe der Rechtswissenschaft, das Recht, wie es ist, zu rechtfertigen, ihm irgendeinen Sinn zu geben. Max Weber sagt so schön, ein Jurist kann den Wert des Rechts so wenig beurteilen wie ein Arzt den Wert des Lebens, das er verlängert.

Genau deswegen bleibt das Fach theorie- oder reflexionsbedürftig, um Sinnzumutungen zu vermeiden oder zu rationalisieren. Aber spezifisch für die Rechtswissenschaft bleibt auch das umgekehrte Problem. Das Problem einer Theoriebildung, die sich zu weit von den Mechanismen des Rechts entfernt und ihre Arbeit nicht mehr aus ihrem Gegenstand rechtfertigen kann.

Diese Situation einer Wissenschaft, die ihre handwerklichen Argumentationstechniken zugleich pflegen und infrage stellen können muss, möchte ich nun im letzten Teil des Vortrags an zwei Ereignissen vorführen, die für die nominale Zäsur des Jahres 2000 in der Sache stehen: die demokratischen Revolutionen des Jahres 1989 und der Anschlag vom 11. September 2001.

Das Jahr 1989 kann man mit Blick auf die deutsche Staatsrechtswissenschaft als eine Geschichte von Leistung und Versagen erzählen. Nach innen war das verfassungstheoretische Interesse an dem Umbruch und seiner Bedeutung erstaunlich gering. Der überwiegende Teil der Fachdisziplin frönte einem Institutionenpatriotismus ohne theoretische Reflexion. Und diese Sprachlosigkeit dokumentierte nicht weniger als einen völligen theoretischen Bankrott. Jahrzehntlang hatte die Staatsrechtswissenschaft in einer eigenartigen, noch aus dem Kaiserreich kommenden Konstruktion betont, dass der Staat, die Staatlichkeit, was immer das bedeutet, der Verfassung vorgehe, dass also die Rechtsordnung nur ein abgeleitetes Phänomen der eigentlichen politischen Herrschaft sei.

Jürgen Habermas durfte sich für seine Wiederbelegung des Begriffs Verfassungspatriotismus ausgerechnet vom Mainstream der Verfassungsrechtler beschimpfen lassen, die nicht zufällig großen Wert darauf legten, sich Staatsrechtler zu nennen. Zwischen 1871 und 1989 trug man dort lieber Staat als Verfassung. 1989 aber – es ist übrigens Hasso Hofmann, dem wir diese Beobachtung verdanken –, als sich die Disziplin auf einmal mit der Frage der Wiedervereinigung konfrontiert sah, als das Verhältnis von Staat und Verfassung wirklich einmal zum Problem wurde und als theoretische *rigueur* und institutionelle Phantasie gefragt waren, stand das Fach mit leeren Händen da. Als es ernst wurde, hatte nicht einmal mehr die eigene Staatsgläubigkeit Bestand, sondern es wurde der hier besonders schwache Hinweis auf geltendes Recht als Denkverbot hinsichtlich der Frage benutzt, wie denn eine nunmehr gesamtdeutsche Verfassung demokratisch zu legitimieren sei.

Es ist ein besonderer Ausdruck des *genius loci* des Wissenschaftskollegs, dass zwei der wenigen Gelehrten, die zu diesen Themen auch theoretisch etwas zu bieten hatten und haben, gerade im Oktober 1989 als Fellows nach Berlin kamen: Hasso Hofmann und Ulrich K. Preuß. Aber man wird der Bedeutung ihrer Beiträge kein Unrecht, ja gerade Recht tun, wenn man sie als wenig repräsentativ für den Stand der Diskussion bezeichnet.

Zeigt sich die Theorielosigkeit des Faches 1989 *nach innen* als Schwäche, so zeigt sie sich andererseits *nach außen* als Stärke. Mit dem Jahr 1989 hatten die Länder Mittel- und Osteuropas ähnlich wie in Südafrika und in Südamerika die Aufgabe zu lösen, sich eine post-totalitäre Verfassungsordnung zu geben. Gefragt war also nach institutioneller Erfahrung,

wie sie für das Grundgesetz zur Verfügung stand, nach einer Rechtsordnung, die anders als die Verfassungen der USA, Frankreichs oder Englands das Scheitern demokratischer Politik zu verarbeiten hatte und deshalb auf eine starke Verfassungsgerichtsbarkeit und einen deutlich ausformulierten Grundrechtsschutz setzen wollte.

Hier nun hatte die deutsche Rechtswissenschaft Brauchbares im Angebot. So erstaunt es nicht, wie viel vergebliche Mühe sich gerade amerikanische Law Schools mit dem Export amerikanischer Modelle in den 90er Jahren gaben, eben ein wenig wie Napoleons Emissäre um 1800, und wie groß umgekehrt die Neugierde in Mittel-Osteuropa, Südafrika und anderen neuen Demokratien auf das Bundesverfassungsgericht und die deutsche Wissenschaft war. So groß, dass der Austausch bis heute unauffällig, aber wirksam ist.

Wenn man in einer Buchhandlung in Tartu deutsche Lehrbücher des öffentlichen Rechts in estnischer Übersetzung entdeckt, dann ist dies ein kleines, aber sprechendes Beispiel für diesen wissenschaftlichen Erfolg. Er hat auch etwas mit dem weniger missionarisch-politisch als handwerklich-juristischen Angebot zu tun, das das deutsche Verfassungsrecht neuen Demokratien machen konnte und machen kann und von denen sie umgekehrt auch am meisten zu lernen hat. Ein Erfolg, den wir als Disziplin übrigens noch viel zu wenig wahrnehmen.

Eine ähnlich gemischte Geschichte wie für das Jahr 1989 lässt sich für die Erfahrungen mit dem 11. September 2001 berichten. Auch hier reagierte die deutsche Rechtswissenschaft behäbig und wenig theoretisch. Anders als zu den Zeiten der Weimarer Republik stürzte sie sich nicht mehr in staatstheoretische Debatten – und es ist beschämend zu sehen, dass die Weimarer Autoren die eigentlichen Referenzpunkte für die anderen Disziplinen geblieben sind.

Auch hier scheint mir das Interesse an Theorie zu gering. Aber ist das wirklich ein Problem? Andererseits erscheint diese Behäbigkeit auch eine Leistung: Wenn man es als eine Aufgabe des Verfassungsrechts versteht, den Konjunkturen des politischen Prozesses andere Maßstäbe entgegenzusetzen, dann ist dies nicht nur eine institutionelle Pflicht der Gerichte gegenüber dem Gesetzgeber. Dann gibt es auch die wissenschaftliche Aufgabe, Kategorien wie Demokratie, Gewaltenteilung, Rechtsschutz und Meinungsfreiheit mit einem längeren Atem zu beobachten.

Der Rechtswissenschaft kommt eine antialarmistische Aufgabe mit freiheitsschützender Wirkung zu, die sie freilich nur überzeugend erfüllen kann, wenn sie historisch und vergleichend arbeitet. So wurde im deutschen Recht selten der argumentative Ausnahmezu-

stand ausgerufen, und dies ist eine Bewährung juristischer Argumentation auch gegenüber demokratischer Politik.

Wiederum veranschaulicht der Vergleich das Problem: Die amerikanische Rechtswissenschaft wirkt nicht nur wegen ihrer Nähe zu den politischen Ereignissen ungleich aktualistischer. Denn mit der bereits erwähnten Wende zum Rechtsrealismus seit 1900 kommt sie häufig an einen Punkt, an dem der Eigenwert von Recht gegenüber Politik, Moral und Wirtschaft auch von ihr selbst erstaunlich gering eingeschätzt wird und der Eigensinn juristischer Argumente gegenüber anderen Perspektiven systematisch verlorengeht.

Natürlich gibt es kritische verfassungsrechtliche Stimmen aus den USA – und Äußerungen von Meistern wie Dworkin, Ackerman und Tribe zeigen die ganze überragende argumentative Qualität amerikanischer Verfassungstheorie. Aber hier liegt das Problem, anders als bei uns, weniger im theoretischen Niveau, als im Umstand, dass sich diese Argumentation kaum von Argumenten aus der politischen Theorie unterscheiden lässt. Es bleibt manchmal schwer nachzuvollziehen, was ihr genuin juristisches, auf die amerikanische Rechtsordnung bezogenes Proprium sein könnte.

Der strukturelle Konservatismus einer auf geltendes Recht bezogenen Disziplin, der – wie jeder Hinweis auf Recht – stets ein Hinweis auf die Vergangenheit darstellt, erscheint mir hier als perspektivischer Vorteil, der aus der Vielzahl angebotener Konstruktionen von Bedrohung eine eigene, institutionell informierte und an individueller Freiheit ausgerichtete Erfahrung bieten kann.

Einmal mehr lässt sich aber auch dieses Problem umdrehen. Und damit sind wir wieder in Deutschland: Die bei uns im Gefolge des 11. September aufgekommene Debatte der Menschenwürde zeigte, dass auch Theorielosigkeit argumentativ wehrlos machen kann. Noch immer ist die Menschenwürde des Art. 1 GG für die Mehrheit der deutschen Staatsrechtlerinnen und Staatsrechtler ein absolut geschütztes Recht, das in keiner denkbaren Situation eingeschränkt werden kann; aber dieser Konsens schwindet erstaunlich schnell und dies zeigt nebenbei das Schönwetterhafte mancher bundesrepublikanischer Diskurse.

Nun geht es hier nicht um die Sache der Menschenwürde, sondern um ihre wissenschaftliche Behandlungsart, um den Umstand, dass der Konsens um die Menschenwürde in den ersten vier Jahrzehnten des Grundgesetzes ohne jede theoretische Begründung auskommen wollte: Es galt, was galt, man war sich einig, brauchte aber keine Theorie, um es zu rechtfertigen. Als Begründungsprothese diente einmal mehr der nichts erklärende Wertbegriff.

Solche begründungslosen Konsense haben in der Regel die Eigenart, dass sie sich lang halten – aber auch recht plötzlich einstürzen können. Heute ist die Verunsicherung groß und zwischen einem völligen Relativismus, der es auch deutschen Behörden in Deutschland gestatten will, Personen zu foltern, einerseits und einer entgrenzten Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts andererseits, die, würde man sie ernst nehmen, jede militärische Handlung der Bundesrepublik Deutschland, bei der Zivilisten umkommen, als menschenwürdevidrig einordnen müsste, schwankt die Diskussion ziemlich haltlos. Das ist auch die Strafe für theoretische Denkfaulheit, die sich eigentlich erst in den letzten Jahren gelegt hat und nun damit beginnt, die Menschenwürde aus dem Status eines moralischen Bekenntnisses zu befreien und in die Form der Norm zu bringen.

Was nehmen wir aus all dem mit?

Trotz der symmetrischen Struktur des entwickelten Problems steht die Rechtswissenschaft im Jahr 2000 *nicht* in gleicher Entfernung zwischen dem manchmal bräsigen Konsens einer theorieleeren Handwerkskunst und einer theoretischen Abgehobenheit, die den ganzen juristischen Diskurs am liebsten der Systemtheorie, der Diskursethik oder Michel Foucault übergeben würde.

Vielmehr ist klar, dass die Rechtswissenschaft in Deutschland es mit ihrer Praxisfixierung übertrieben hat. Sie braucht mehr Theorie, mehr Geschichte und mehr Vergleich, auch wenn man diese Forderung nicht mehr hören kann. In der Falle sitzt man aber bereits, wenn man sich zu ihrer Rechtfertigung auf die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis, die ich zuvor achtlos verwendet habe, überhaupt einlässt.

Zunächst ist es für uns Wissenschaftlicher völlig unverständlich, warum der akademische Alltag, die Ausbildung von Studierenden, die Arbeit in der Selbstverwaltung oder die Diskussion mit Kolleginnen eigentlich keine Praxis sein soll, sondern Theorie. Man sollte sich auf diesen Sprachgebrauch einfach nicht mehr einlassen. Tatsächlich ist die zwielichtig gewordene Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis nur eine Chiffre für die Gekuld, die man für die Verwertung von Wissen aufbringen will. Was als „Theorie“ gilt, ist Wissen mit zugleich längerfristigen und ungewisseren Verwertungsmöglichkeiten; als Praxis gilt Wissen mit sicherer, aber auch kurzfristiger oder schneller überholter Verwertbarkeit.

Wofür man sich entscheidet, ist offen, man sollte sich die Alternativen nur klarmachen, auch für die Rechtswissenschaft. Drei lassen sich denken: weiterzumachen wie bisher – das bedeutet eine traditionsreiche Ausbildung um das Staatsexamen, die immer weniger

wissenschaftlich und immer unreflektierter geworden ist, einfach fortsetzen, bis sie niemanden mehr überzeugt.

Oder: den unterscheidungsreichen Fundus juristischen Wissens als veraltet verwerfen, jedenfalls für anspruchsvollere Aufgaben. Dann wird das Rechtsstudium nur noch für kleine Probleme relevant. Für die Regulierung von Autounfällen. Das öffentliche Recht bliebe Governance-Schulen überlassen. Das ist der französische Weg.

Oder schließlich nach einem offensiv kritischen Umgang mit unserer Rechtstradition suchen, wodurch dasjenige, was in den letzten 200 Jahren an juristischem Wissen entstand, erst einmal wieder zur Kenntnis gebracht wird – auch mit Sinn für die vielen Momente ihres politischen, moralischen und wissenschaftlichen Scheiterns. Nur wenn wir den letzten Weg einschlagen, könnten wir zum Schluss auch der Frage ins Auge sehen, die sich nun gerade am Wissenschaftskolleg stellt, der Frage, ob andere wissenschaftliche Disziplinen vom Gespräch mit der Rechtswissenschaft etwas gewinnen könnten.

Meiner Erfahrung nach ist das möglich – lassen sie mich zum Ende nur exemplarisch, nicht repräsentativ zwei Perspektiven nennen, zwei, die mich interessieren: Zum ersten: eine *methodisch-wissenschaftstheoretische Perspektive*. Sie hätte das Gespräch fortzusetzen, das unter der Überschrift „Allgemeine Hermeneutik“ eigentlich nie begonnen hat:

Wie Juristen mit sprachlicher Bedeutung umgehen, mag auch für Literaturwissenschaftler oder Historiker von Interesse sein und umgekehrt. Die Handwerklichkeit unserer Disziplin müsste dabei sicherlich einer harten Prüfung unterzogen werden, aber vielleicht nicht nach den absoluten Kriterien eines philosophischen Diskurses, an denen eigentlich jede andere Disziplin scheitern muss, sondern im Vergleich mit anderen Fächern, die wie die Jurisprudenz eher *prudentia* als *scientia* sind, und einen Rationalitätsanspruch von nur kurzer Reichweite erheben. Andere Fächer müssten dann ihrerseits darüber Rechenschaft geben, inwieweit sie tatsächlich über ihre eigenen philologischen Grundlagen hinausgekommen sind. Wir könnten davon viel lernen, viel Wissenschaftstheorie des Rechts gibt es nicht – aber vielleicht lernen die anderen auch. Mir ist aufgefallen, wie ähnlich unsere Probleme gerade denjenigen der philologischen und theologischen Fächer sind. Man lese mal Szondi über philologische Methode und Kritik. Darüber gibt es aber nur wenig Forschung.

Zum zweiten eine Perspektive auf Demokratie im kulturellen Vergleich. Juristen scheinen ein ganz spezifisches Wissen vom Funktionieren von Institutionen zu haben, das sie oft nur in der Sprache des Rechts, also für andere unverständlich beschreiben können. Trotz-

dem hat ein Fach, das seine Ergebnisse an eine Entscheidungsperspektive rückkoppelt, einen doppelten Vorteil aufzuweisen, einerseits im Vergleich zu den Gesellschaftswissenschaften, andererseits zum Rechtssystem selbst.

Denn auf der einen Seite ist die Formulierung von Problemen in Fällen und Entscheidungsstrukturen eine Schule der Anschaulichkeit und der Folgenverantwortung. Auf der anderen Seite entscheidet die Rechtswissenschaft eben nicht, sondern sie simuliert Entscheidungen, die innerhalb des Fachs die Funktion von Gedankenexperimenten einnehmen. Das ist eine Stärke, aus der man mehr machen könnte, gerade mit Blick auf das Verständnis demokratischer Institutionen in unterschiedlichen kulturellen Kontexten.

Hier haben Rechtswissenschaftler vorgearbeitet, ich nenne mal den Amerikaner Cass Sunstein und den Deutschen Ernst-Wolfgang Böckenförde, und auf ganz unterschiedliche Weise gezeigt, was Demokratie in einer *institutionell anwendbaren* Weise bedeuten kann.

Hier wäre aber gerade für die Frage nach der Bedeutung demokratischer Institutionen in unterschiedlichen Kontexten noch viel zu tun. Eine solche Perspektive auf Institutionen durch Juristen kann heute nicht mehr mit dem expertokratischen Anspruch eingenommen werden, den etwa Savigny erhob. Viele Kollegen glauben das, aber dies ist in einer Demokratie nicht nur eine Anmaßung, sondern auch ein Irrtum, eine immer wieder enttäuschte Selbstüberschätzung.

Oder: um nun endlich dem seltsamen Titel meines Vortrags die Ehre zu geben: Es ist sicher nicht mehr unsere Aufgabe, Normen zu kultivieren, sondern allenfalls zu verstehen, ob und wann und wie Normen kultivieren.

EX-CENTRIC EUROPE: VISIONS AND PRACTICES OF
HARMONIOUS MODERNIZATION IN THE 19TH-CENTURY
EUROPEAN PERIPHERIES (IRELAND, NORWAY, POLAND
AND TWO SICILIES)¹

MARTA PETRUSEWICZ

1. Modernization is notoriously a tricky and ideologically charged concept, especially since it has become such a powerfully hegemonic one. “Modernizing”, that is reaching modernity, has been since the Enlightenment ever more often identified with reaching maturity, both in cultural attitudes and in the capacity of assuming responsibility for an epoch and a set of institutions. The notion of modernity itself, since it began to take root in 17th-century Europe, has become *the* standard of judgment of the past and the present, at the same time as it has become a goal, to be achieved through a set of transformations – the process of “modernization” – that follow an evolutionary and incremental line of *growth* (of reason, population, urbanization, production, GNP etc.). In its evolution, the concept of “modernization” became indissolubly connected to the one of “backwardness”, giving rise to a linear representation of world societies, past and present, with those that had achieved modernity (Britain, the West) at the peak followed by a plethora of “second-” and “late-comers” and the “backward” or “traditional” societies trailing at the end, eternally attempting and failing to “catch up”.

This master narrative, written up in the literature of progress, with its arrogant normative language, was formalized in modernization theories prevalent in the 1950s, all increasingly prescriptive and mechanical. According to them, a model of modernization – England, Europe, the West – was one for all: any and every society had to go through the same stages of economic, social and cultural transformations, from traditional to modern. The specific historical Western European experience of modernization thus gained global significance, stepped out of historical time and covered all social space. Increasingly, this

¹ Lecture held at the Wissenschaftskolleg zu Berlin on 29 January 2007.

meaning of “modernization” has become exclusive, obliterating all different previous understandings of the concept.

Understandably, a scholarly and political reaction – from dependency theorists to relativists, to post-colonial studies – came to reject modernization theories because of their mechanical rigidity, atemporality, universality, moral complacency and the assumption of Western superiority. Because of modernization theories, however, the very concept of “modernization” became identified with Westernization and imperialism, and was discarded, as generated in and for Western European context and thus inapplicable to other socio-historical situations and ultimately an instrument of domination. Moreover, the industrial model of modernization itself came under attack because it has not fulfilled its promise of eliminating poverty from the world and has interfered heavily with the planet’s environment. As we enter the post-industrial 21st century and look to post-modern alternatives to industrialization, we seem to be more interested in pre-modern or differently modern alternatives in the past than in the old discredited modernization.

We should remember, however, that concepts such as modernization address actual problems of human social life, even if they do it in an overspecific and unreflective way. Rather than discard them, it might be advisable to rethink them in their specific spatio-temporal contexts. Such a rethinking has been attempted recently in terms of a more flexible and “patchwork” concept of “multiple modernities” which proposes to take into account and to cherish the difference in actual historical experience. This new concept was introduced in the social sciences in 2000 by the Israeli sociologist Shmuel Eisenstadt in an essay under the same title. By “multiple modernities” Eisenstadt (followed by Peter Wagner and other scholars) means the alternatives to the European hegemonic modernity, as they emerged historically outside of Europe after, and in tension with, the original model. When re-enacted in different contexts, the same original “modernity” results in different outcomes. While the original Western modernity still preserves its hegemonic role in the multiple modernities interpretation, it becomes “provincialized”, to use Dipesh Chakrabarty’s fortunate term, i. e. contextualized in a historical time (be it the 17th or 18th or 19th century) and in a place, Europe. This original modernity is re-enacted in local contexts through processes of modernization that also become multiple.

So far, this revisionist thinking has focused on non-European places and on times later than the original “event”. Europe is still taken as one, with the English model of modernization still hegemonic, and the rest of the area analyzed in terms of relative backwardness, “latecomers”, and “catching up”.

But it was simply not so. In the first six or seven decades of the 19th century, the period that is the object of my investigation, modernity in Europe was neither a single and constant basic structure nor was a single process of modernization the ossified model. “Modernity” referred, yes, to Europe, but by far not yet to the single (English) case. The ingredients of potential modernization – in terms of institutions, social and economic phenomena and cultural attitudes – were multiple (modernization theories would eventually reduce them to five!) to be used, discarded and combined at will. “Rationalization” was an important guiding principle of state bureaucracy, representative government and relations with the non-modern regions of the world, as well as of industry, markets, transportation, agriculture and economy in general. “Liberalism” was another one, applied to the economy, the democratic polity, autonomous knowledge-producing institutions and systems of information (such as the press). “Nation-state” was emerging as an organizing concept for politics as was “the masses” as a political and economic force. Mass literacy was advocated. Cultural attitudes inclined towards scientism, materialism, individualism, self-exploration, the authority of reason, the belief in progress and in change. Basically any combination of at least few of these ingredients would make “modern”, as none had triumphed yet, or certainly not in full.

At the same time, modernization was crucially important. The educated classes of post-Napoleonic Europe desired passionately to become modern, to improve and to lead their countries to progress – and all this they saw as a process of modernization. These elites, as Michel Foucault points out in his “What is Enlightenment?”, perceived reaching modernity as the equivalent of reaching maturity, in cultural attitudes and in the capacity of assuming responsibility. Through modernizations, they believed, theories and visions of the European Enlightenment would assume mass corporeality in the progressive 19th century.

In this paper, I am concerned with one of these possible combinations of the multiple ingredients of modernity, namely a land-centered modernization project that, I argue, was prevalent in Europe during the first half of the 19th century. I examine it on two levels. In the first place, I show the existence of the “project” by examining a coherent vision of, and a set of practices aiming at, a land-based modernization, which defined itself self-consciously as an alternative to the so-called “Manchester model” of industrial civilization. In the second place, I argue that, while widespread in the whole Europe, this alternative project played a special role in the European peripheries where it acquired a status of a comprehensive “civilizational” solution capable of bringing about moral and national redemption and become a master road to national and political sovereignty. The latter argu-

ment is based on four case studies at Europe's outskirts: Ireland to the West, Norway to the North, the Kingdom of Poland to the East and the Kingdom of the Two Sicilies to the South, in the period roughly from the 1815 Congress of Vienna to the 1860s. This interpretation, however, may carry a potential heuristic value applicable to other peripheral areas of 19th-century Europe, such as Bulgaria, in some ways similar to Norway; Rumania and Anatolia, closer to Poland; or Andalusia, similar to the Two Sicilies.

2. The Europe that was so eager to adopt modernization was a real patchwork of contradictory features. It was not one Europe, but many, not necessarily divided along West/East or North/South lines: a Europe of autocrats and of political representation; of serfdom and of free tenancy; of colonial markets and of self-sufficiency; of the steam engine and of the hoe; of olive oil and of rye; of silk and of hemp. On the other hand, it was a Europe predominantly and uniformly rural, which surprised all the non-European travelers. Jerome Blum shows that the lands of the old rural order stretched from the Alps to the Baltic and from the Atlantic seaboard to the Urals. The greater part of the Europeans lived in rural areas and belonged predominantly to two classes, peasants and landowners. The peasants, accounting for 78 percent of Europe's population in 1800, lived most often in conditions of indebted penury, while a relatively small number of wealthy landowners, noble or not, owned and controlled the best arable soil and pastureland. In most areas, the small bourgeois class deferred to the agrarian class.

Restoration Europe was a good place and time for agriculture and for landowning elites. These were also good times for rural modernizers. The Congress of Vienna restored some of the old prerogatives of the nobility and the landed estates and guaranteed the landowners the security of their possessions. At the same time, the deliberations of the Congress were not hostile to moderate modernizing action (as long as the *Carbonari* were kept at bay, Metternich used to warn). Economically, the long period of steadily rising agricultural prices made market- and profit-oriented agriculture attractive. Food requirements of the rising population forced the pace of agricultural change. Major effort was put into improving the productivity of staple foodstuffs, grain and other high-starch-content foods and livestock and in promoting high-yield crops such as buckwheat, potatoes and maize.

The period of the Napoleonic Wars had encouraged innovation and import-substitution productions, for example the sugar-beet cultivation that spread widely when the English naval blockade cut off supplies of sugar cane. The post-war slump did not break the enthusiasm for agriculture. Agricultural production entered a growth cycle again in the 1830s

and more than doubled in the next four decades. More intensive use of the soil led to interest in chemical fertilizers, the old three-field system gave way to permanent crop rotation and mechanization proceeded albeit very slowly.

On the other hand, restored monarchs were not prepared to humor the defenders of privilege. Landed elites could count no longer on economic revenues from feudal prerogatives; they had land, but they had to make it yield. That meant modernizing. And the landed classes, after 25 years of wars and revolutions, were ready to associate social and political responsibility with property and to justify their elevated position with labor and merit. They were everywhere quite eager to transform the old privilege into merit and to earn/justify with labor and commitment what they had inherited, i. e. their leading role in society. Hence the oft-quoted verse of Johann Wolfgang Goethe can be seen as the rural modernizers' motto: "Was du ererbt von deinen Vätern hast// erwirb es// um es zu besitzen."

3. What kind of modernization did Europe desire? From the late eighteenth century, the pessimistic belief that Europe was a vast territory of poor farming and impoverished peasants helped to promote radical transformations in farming and spurred legal reforms. Agricultural improvers insisted upon transition from communalism to individualism, that is to clearly defined private property and freedom of action for individuals; and central governments entered the village to promote agricultural reforms and reinforce the impact of individualism. European elites revelled in a veritable *agromanie* (a term already used by Voltaire) with poets and painters, bureaucrats, pastors, educators, society ladies and citizens from all walks of life passionately discussing methods of planting clover, mulberries, cotton or sugar beets, fertilizers and the acclimatization of foreign crops. During the continental blockade, as mentioned above, many of these novelties were actually implemented.

With the Restoration, agromania did not decline, but turned into concrete ventures. The modernizers launched a veritable project of land-based modernization, setting a number of practical goals and establishing economic, social and cultural practices. The aim of this project was the economic, social and moral advancement of Europe's backward areas. It advocated a slow and gradual modernization – with Land at its center, and landed elites in charge – radiating from a well-organized agriculture through a pertinent development of local manufacture, to ever-extending trade. This was to be a "harmonious modernization", meant to preserve and improve existing social and family hierarchies, engage local tradition and know-how and (re)produce harmonies on various levels: social (class) harmo-

ny, harmony between the economy and nature, between change and continuity, between art and industry. Modernization was to follow – in Adam Smith’s oft-quoted words – the “natural course of things”.

“Harmonious modernizers” defined their vision as different from, alternative and opposed to what they called “Manchester civilization”. The latter stood for the English paradigm of modernization, with its prevalent urban concentration, class polarization and mass factory production for export markets. The opposition was *tout-camp*, in terms of economic doctrine, geo-historical philosophy, class agency and means employed. The modernizers referred to the English model as historically “inverted” (again, in reference to Adam Smith), socially disruptive and economically unsound.

Such critiques of “Manchester civilization” were widespread in Europe, including England itself. The frightening plight of England’s working class was a frequent topos in novels, such as Dickens’, in socio-economic studies, such as Engels’, in poetry such as Mathew Arnold’s. In his famous essays, Thomas Carlyle contrasted “Manchester’s” capitalistic coarseness and brutality with merry and green rural England.

4. The case could be made further for the pan-European diffusion of this agrarian model of modernization and for its prevalence until the radical transformations of the European order in the 1860s with infra-European wars, geo-political reorganization, political, social and economic reforms and cultural upheaval. However, even in the previous decades, in Europe as a whole the agrarian alternative had a rather patchwork character. It was only in Europe’s peripheries that agrarian modernization acquired a status of a comprehensive “civilizational” approach. There, this model of modernization had a far-reaching goal of bringing about moral and national redemption under the leadership of landed elites. There, modernization was to be the master way both to national and political sovereignty and to the survival of the old agrarian class in a new role.

The four cases selected for this study are Ireland to the West, Norway to the North, the Kingdom of Poland to the East and the Kingdom of the Two Sicilies to the South. These areas were chosen for reasons of symmetry (West, North, East and South), diversity (three are Catholic, one Lutheran) and autobiography (the author has lived in Poland and Italy). Each of them is, however, representative of a “peripheral condition” in the following meanings of the term:

- they were peripheral in the topographical sense that they constituted the outermost regions of Europe, but were, at the same time, already fully incorporated into the European system (in a way that Russia, for example, was not).
- they were peripheral in the structural sense, as areas with economic activities that commanded only a very small share of the total surplus produced within a commodity chain. They remained agricultural producers of foodstuffs and raw materials (timber, hemp and linen, silk, sulphur, etc.) for export to the manufactories in the core.
- they were peripheral in the political sense that they were dominated by other free states, as colonies, semi-colonies or almost neo-colonies: Ireland became, after 1800, a fully integrated colony of Great Britain; Poland was, in 1795, definitively partitioned among Austria, Prussia and Russia; and Norway had passed in 1814 from an oppressive colonial dominion by Denmark, to a less oppressive but still colonial dominion by Sweden. The Two Sicilies, an independent state, had a relatively low degree of autonomy, treated by both Great Britain and Austria as a dependent territory.
- typically for peripheral areas, indigenous state machinery – where it did exist – was weak, and the state managers did not play the role of coordinating a complex industrial-commercial-agricultural mechanism. Rather, they were simply one set of landlords amidst others, with little claim to legitimate authority over the whole.
- finally, urban bourgeoisie was almost totally absent there, and those present were often foreigners. In consequence, land-owning elites were the only possible agents of modernizing action. Even if deprived of political power, they detained an almost total cultural hegemony within their societies.

In these four peripheral areas, the Restoration opened a space for a cautious modernizing action. The rulers themselves sought it: they revived old universities (like Naples), opened new ones (Christiania/Oslo, Vilna and Warsaw) and planned a Catholic one in Dublin. They reformed the administration, initiated railroad construction and encouraged the development of industry and banking. Poland and Norway, within their respective unions with Russia and Sweden, were granted liberal constitutions. Poland even had her own army, until 1830. Ireland obtained the Catholic Emancipation Act in 1829 and a national primary education system set up under state auspices. The economy flourished, with local textiles, lumber, weapon factories in Poland, steam power mechanized spinning in Ireland.

The monarchs were also ready for a collaboration with the local landed elites, the only “indigenous” partner possible, although strict limits were imposed on the scope of this collaboration: no nationalistic or parliamentary politics, no challenging the institution of mon-

archy, no radicalism of any kind. And the elites were ready, too. In addition to the general reasons mentioned above, landed elites needed some occupation, because their traditional jobs – civil service, military – were now precluded to them. As a leading Polish modernizer, Count Andrzej Zamoyski put it, “la noblesse doit aujourd’hui se mettre à la tête d’améliorations intéressantes pour le pays, privée qu’elle est d’autre emploi”. The new generation of peripheral modernizing landowners drew a lesson of prudence, gradualism and moderation from the experience of their fathers. In all four countries, a season of reforms in the late 18th-century gave way to revolutions in the 1790s, during which the landed elites lost a disproportionate number of their members to death and exile. Thus the sons became wary of radical insurgence and favored gradual change, harmonious modernization.

5. The term “generation” emphasizes shared cultural attitudes among the modernizers in the four areas. As in Goethe’s verse quoted above, these young members of the agrarian elites attempted to preserve their dominant role in the society by transforming the privilege into merit, by deserving and earning with labor and commitment what they had inherited. In post-Vienna Europe, they saw a historical role for themselves, certainly tinged with a huge dose of class egoism – after all, they were fighting for their class’s economic and social survival.

They are best defined as a combination of a milieu, a network of frequentations, a cohort and an opinion. This combined concept is well expressed by the Norwegian term *Slegten fra 1814*. *Slegten* means a generation or a cohort, but also family and lineage. *Slegten 1814* refers to the foundation myth of modern Norway, that is to the well-educated generation of Norwegian upper class and civil servants, *embetsstand*, who in 1814 called for a national assembly, promoted the Constitution and gave rise to a period of political, economic and cultural modernization.

In 1814, at the invitation of Crown Prince Christian Frederik, twenty-one leading citizens of Norway met at Carsten Anker’s estate at Eidsvoll to deliberate on Norway’s claim to independence. They adopted the principle of self-determination and called for a constitutional convention, with 112 delegates who represented fairly the property-holding Norway, including 37 landowning peasants. The May Seventeenth Constitution quickly became sacrosanct, the “men of Eidsvoll” became the fathers of the nation, and the year 1814 – the *annus mirabilis*. A “flame of feelings” melded older identity elements into a new patriotism, and gave birth to the *Slegten fra 1814*, the generation-group opinion of modernizers who had the power of local, if not national government, the public opinion of parlia-

ment, and marked the culture of the country. The names known from Eidsvoll – the Ankers, the Wergelands – Nicolai’s son the great poet and activist Henrik and his daughter the writer Camilla Collett – the Sverdrups, the Falsens and the Adlers became *the* intelligentsia of the country, reformers and romantic dissidents. This *Slegten* defined the discursive mode for decades to come.

Poland, Ireland and the Two Sicilies had similar *Slegten* that defined the modernizing discourse. In all cases the foundation myth included a romantic prince-hero, who either went mad, perished in a battle, died of wounds or was executed; an idealistic, altruistic founding event that quickly acquired a mythical status; and subsequent sober, realistic, practical positive action.

Poland’s Count Andrzej Zamoyski, later known simply as “*Pan Andrzej*”, a scion of a venerable magnate family, promoted annual meetings of landowners known as *Zjazdy Klemensowskie* on his estate, which attracted all the progress-oriented gentry of Congress Poland. He published a remarkable journal *Annals of National Economy*, founded the Steamer Maritime Company for transportation on the Vistula, launched steam and barge ships manufactures and was the initiator and the chairman of the *Agricultural Society*, which developed into a de facto representation of the main liberal-conservative political forces active in Poland. His milieu included simple gentry, writers, bourgeois, even some Jews.

The Irish modernizing *Slegten* included the Young Ireland radicals such as Thomas Davis, along with the activists of the Kildare Place Society and of the Royal Dublin Society, like the Edgeworths, the epitome of the sort of responsible landlords they hoped would one day characterize Ireland.

The Neapolitan milieu of modernizers gathered in the seventeenth Economic Societies, spread widely over the whole kingdom, and many Agrarian Societies and academies; and they also published influential journals.

Table 1: Slegten fra 1814

Romantic Prince Hero:

Norway	Christian Frederik
Poland	Józef Poniatowski
Ireland	Edward Fitzgerald
Two Sicilies	Francesco Caracciolo

Founding Events – Myths:

Norway	May 17 th , 1814 Constitution (Eidsvoll)
Poland	Kościuszko Uprising, 1794; May 3 rd , 1791 Constitution
Ireland	United Irishmen Uprising, 1798
Two Sicilies	1799 Partenopean Revolution

The Slegten:

Norway: the Ankers (Carsten and Peter), the Wergelands (Nicolai, son Henrik, daughter Camilla Collett), Georg Sverdrup, the Falsens, the Adlers, the Dunkers (Corradine and brother Bernard), Johan Welhaven.

Poland: Adam Czartoryski, Leon Sapieha, Andrzej Zamoyski, Władysław Grabski, Leon Kronberg, Leopold Lelewel.

Ireland: Daniel O’Connell, Thomas Davis, John Dillon, Charles Duffy, William Smith O’Brian, the Edgeworths (Richard and daughter Maria).

Two Sicilies: Giuseppe Ricciardi, Ignazio Rozzi, Luigi Maria Greco, Luigi de’ Medici, Giuseppe Zurlo.

The modernizers across borders were remarkably similar in their education and cultural attitudes – they themselves recognized the common trait in their social bearings. They dressed soberly, read much, worked much, ate little and basically led a healthy life. They valued practical education – the men often studied law, economics, agronomy and engineering in Warsaw, Naples-Nunziatella, Zurich, Paris-Grignon, Dresden, Geneva or Edinburgh; the women read political economy and practical guidebooks, in addition to French novels. They took good administration and good public administration as a proof of their merit and a public duty and denounced absenteeism as foolish, wasteful and unpatriotic.

Some of them belonged to the highest aristocracy, some came from the middling gentry, some from the landed bourgeoisie, some even were wealthy farmers, but they stressed their commonality in being landowners, who came from the land and lived from the land. They considered the land the key to modernization, but also to stability and moderation. Land was the main argument Andrzej Zamoyski used when he tried to convince prince Metternich that there was no danger in Poland of *carbonarism*: there is no proletariat, he wrote, but only “deux classes bien distinctes: la Noblesse et les paysans, toutes les deux attachés à

la terre, qui les fait exister et passionnément amoureuses de cette terre natale ... nous sommes tous ... propriétaires fonciers, intéressés à l'ordre, à la stabilité.”

6. The modernization program that the *Slegten* put forward used, in appearance, the same political economy references as the followers of the Manchester school. Many modernizers were schooled in economics, but their whole milieu read political economy, which was extremely popular at that time. In reclaiming the agrarian model, they relied upon the authority of Adam Smith, the “true Smith” of the “natural order” and “natural course” of things.

In the natural order, land and agriculture had priority. In Smith’s words, the land was “the greatest, the most important, and the most durable part of the wealth of every ... country”, and the most productive too, as nature assisted labor and capital applied to land. Agriculture was “the original destination of man” and was also “by far the most advantageous to the society”.

“Had human institutions ... never disturbed the natural course of things, the progressive wealth and increase of the towns would ... be consequential, and in proportion to the improvement and cultivation of the territory” – progress would proceed in a gradual and orderly fashion from local semi-autarkic realities to larger markets: first, well-ordered agriculture, followed by the development of local manufacture, followed by the growth of domestic trade, and last by transport and foreign trade. But in the England of his time, lamented Smith, “this natural order of things [is being] ... inverted ... into [an] unnatural and retrograde order.”

In the 19th century, however, Smith’s work was increasingly seen as merely an economic doctrine that created bases for Jean Baptiste Say’s and David Ricardo’s iron laws of economy, following which the gradualism and social responsibility of “the natural course” were being sacrificed to the brutality of the ultra-liberal Manchester School. But the peripheral modernizers desired to develop industry, manufacturing and trade following Smith’s scheme; like the Master, they believed these developments had to wait till the supply of foodstuffs could satisfy the effectual demand through modernization of agriculture. Progress was to be gradual and slow. If the main tenets of Smith’s teaching, as the peripheral modernizers saw them, were to be preserved, the concerns of the 19th century required a modern re-elaboration of Smith. A “harmonic school” of political economy was emerging in the peripheries, in connection with other schools in Europe. In Norway, Anton Martin Schweigaard and Torkel Halvorsen Aschehoug elaborated a theory of *harmoni liberalis-*

men, which gave a sound theoretical grounding to the agrarian modernization alternative. Like the “harmonic school”, derived from Frédéric Bastiat, *harmoni liberalismen* was critical of the “English theory” because the latter was only concerned with economics without regard to “natural and social laws” as norms for moral behavior and productive choice; while the former aimed at achieving harmony between population and production. It was from these economists that peripheral modernizers adopted the concept of “harmony”.

They found, however, their own prophet, a 19th-century rendition of Adam Smith, in Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi, or rather in the so-called “second Sismondi”. Initially an acclaimed laissez-faire interpreter of Smith, in 1819 Sismondi wrote the *Nouveaux principes d'économie politique, ou la richesse dans ses rapports avec la population*, a stringent critique of ruthless laissez-faire two-class capitalism and an advocacy for an agriculture-based progress, an economics for the common good and a hierarchical system of social and economic harmony. This book was virtually ignored in the core of Europe, but found enthusiastic following among the economists at the periphery. “Harmonious modernizers” also followed Sismondi’s teaching on social policy, on connections between literature, history and economics and on constitutions.

Of course, both Sismondi and the peripheral modernizers were in many ways the followers of the physiocrats. On one important point they parted, however, from physiocratic universalism: they preached “localization” of modernization and believed in *vocazioni territoriali*. Each territory, they claimed, had its own local vocation (and its own soul) constituted by morphology, history, anthropology and the *Zeitgeist*, and it was different in the plains, the mountains and the hills. Southern Italian modernizers derived this concept from the 18th-century philosopher Giambattista Vico’s idea of progress as specific to a place, its “physical” and human history, its traditions and its cultural context. Thus, the modernizers strove to understand the “vocations” of a given territory to find out what economic, technological or social choices were appropriate for it. Agriculture, of course, was by its nature region-specific, but so was the small- and medium-scale industry that they promoted, based on raw materials locally available.

7. These were the main tenets of the agrarian modernization project. The project as such was never fully implemented anywhere, but some of the practices were widespread and enthusiastically followed. The almost maniacal character of the interest in land was well captured by the Irish term, *bogmania*, a frantic rush to drain the marshes prevalent in Ire-

land in the 1830s, when a great number and variety of shareholding companies and credit institutions were formed.

It must be emphasized, however, that the “agromania” that seized the modernizing elites throughout rural Europe was not Arcadian, bucolic or backward-looking. It is true that often agriculture was presented as art, and land as natural and feminine – *Madame la Terre* – soft, fertile and rooted, opposed to the rootless, cosmopolitan and universal *Monsieur le Capital*. But modernizers aimed at rational agricultural improvement, with the new science of rural economics, with new chemistry, physics and zoology, replacing the former blind empiricism. They promoted agricultural societies, elaborated popular technological programs, model farms, and rural education and funded fellowships to agricultural academies or colleges. The new journalism and associationism mushroomed and were amazingly popular; even society ladies were passionately debating the merits of artificial fertilizers, wetlands, cottonseeds or veterinary techniques.

But the rationalization of agriculture was only the first step towards an overall rational re-organization of the countryside and then of the country as a whole. Modernizers strove for the development of rural industry and credit, improvement of the peasants’ hygiene and living conditions and the building up of the infrastructure – as bases for the regeneration of society. This was a proto-positivistic concept and practice of “*praca organiczna*”, organic labor, prevalent in the Polish lands since 1815. Derived from the organic conception of society, *praca organiczna* called for a joint effort of all classes (organs) of the solidaristic society in defending and reconstructing the bases of economy and society. Its final aim was to assure the survival of the nation and to prepare the society for regaining national sovereignty.

One of the most important tenets of *praca organiczna* was education, of peasants and landowners alike. While the latter was crucial for the long process of transformation, the former – the creation of a literate self-conscious peasant class – was seen as a necessary factor of future freedom and independence. Southern Italian modernizers formulated this imperative in terms of a transformation of *plebe* into *popolo* through popular public education and basic social reforms. This transformation was in itself a modernization, a transition from traditional to modern: the *plebe* was traditional, i. e. illiterate, emotional and fanatical, and as such an easy prey to the Throne and the Altar, while the *popolo* was modern, i. e. mature and conscious. Only when transformed into *popolo* would the *plebe* be capable of acquiring property and citizens’ rights and eventually take their place as fully legitimate citizens and members of society.

8. The ultimate goal of all these labors – which makes the case of peripheral modernizers different from other rural areas of Europe – was to regain national sovereignty and political liberty. “Yes, we rub shoulders,” wrote Zamoyski, “with practical farmers, we speak the same language, but for us, agriculture is not a goal, but a means ...” By this, he meant a means to national sovereignty and to freedom. Land, the fathers’ bequest, was seen as a patriotic estate (*ojczysty zagon*); and the well-run country estate was the *zagroda polskości*, “enclosure of Polishness”, as the poet Kajetan Koźmian called it in his epic poem *Ziemiaństwo* (Landowners). In such *zagrodas*, after the partitions and the fall of the Kingdom of Poland, the national spirit (“eternal Polishness”) found its refuge, in the home of a landed family. It became a haven where the national spirit found its refuge and where the national tradition was cultivated and a hothouse where future leaders were formed. Working one’s land, the patriotic estate, was thus the master way to future independence.

It was in the same spirit that the Norwegian John Collett gathered poets and agricultural patriots in *Landbrug paa Ullevold* to work together according to the traditional odel law; it was so that the Irish writer Maria Edgeworth and her father Richard carried out a program of agricultural improvement from the family mansion at Edgeworthstown; it was the meaning of Marquis Cosimo Ridolfi’s model farm at Meleto, a shrine visited by all the modernizers, writers and poets of the period.

The agrarian modernization project found its most efficacious propagators in writers and poets, whose texts attempted to assert the values and “order” of tradition within a context of modernization and to transmit an acute sense of the patriotic value of land.

Norway’s best known novelist of the period, Camilla Wergeland Collett, resided in Eidsvoll, where her father Nicolai was a pastor and a member of the 1814 constitutional convention and where the action of her best-known novel *The District Governor’s Daughters* takes place. Significantly, Collett saw herself as a political essayist and a scholar of social mores.

Jozef Korzeniowski, one of the most prolific writers of the period, came from old but relatively impoverished nobility in the Wołyń region, where the action of *Kollokacja* takes place.

Maria Edgeworth, as mentioned above, spent all her adult life at the family mansion, of which a contemporary wrote, “Edgeworthtown may almost be regarded as public property. From this mansion has issued so much practical good to Ireland ... that [it] possesses larger moral interest than any other in the Kingdom.” She considered her novels as a com-

ponent of the various experiments in agricultural improvement, pedagogy and estate management conducted on the Edgeworthstown estate.

The harmonious model did not win then, and by the 1860s it seemed all but defeated. The reforms in Norway and Ireland, the Kingdom of Italy's conquest and incorporation of the Two Sicilies and the January insurrection in Poland contributed to marginalizing the rural modernizers and their project. But the idea of an alternative modernization constituted a thread that went through the rest of the 19th and 20th centuries, returned in all the debates on land reforms and may well be re-emerging in the ecology-conscious 21st century.

* * *

A note on the method

Comparative history is always somewhat questionable, and it is particularly so when the question is "modernization", a hegemonic concept *par excellence*. The problem we face is how to investigate "modernization" without obliterating the whole range and variety of local ways of living, working and thinking. How to preserve the comparison with the "English model", explicit in the modernizers' discourse, without according it an *a priori* strategic priority and without positing certain invariables as external and "objective" terms of reference?

In this text, I tried to elaborate empirically a method of comparison based on a circular transfer of terms/concepts among the different national contexts. I borrow names given and concepts elaborated in one cultural context and transfer them, with the function of interpretative tools, into another cultural context. In this, I apply the approach of *emic/etic* or insider/outsider, a methodology derived from cultural anthropology. One culture's *emic* becomes here another's *etic*, and so forth.

The emics/etics distinction was derived from linguistics' *phonemics* and *phonetics* as tools to understanding and comparing verbal behaviors. This distinction migrated into cultural anthropology, where it became known as the distinction between *emics* and *etics*, or *insider* and *outsider*, an attempt to reconcile the "native point of view", with its stress on mental and emotional conditions, with the "objective" point of view, with its stress on behavioral and infrastructural conditions and processes, involving longer time spans (Clifford Geertz's "experience near" and "experience distant"). *Emic* interprets events according to their particular cultural function; *etic* characterizes events by spatio-temporal criteria. The

discipline of history, in its turn, translated this distinction into a tension between a “cultural” approach (from within) and a sociological one (from without), and also between “soft” facts (*mentalité*) and hard facts (statistics).

The following terms were used in this paper as *emics* and *etics*, borrowed from their context of origin (*emic*):

Slegten fra 1814 (Norway)

Harmoni-liberalismen (Norway)

Vocazioni territoriali (Two Sicilies)

Bogmania (Ireland)

Praca organiczna (Poland)

Zagroda polskości (Poland)

Plebe into Popolo (Two Sicilies)

I strove to apply the emic/etic approach according to a *géométrie variable*, with no invariables posed as “objective” terms of reference. This approach has a number of advantages:

- in different cultures, the same terms do not denote the same realities, so the transfer of a term can help to unlock certain meanings initially hidden.
- in different cultures, similar groups of phenomena are not equally perceived as such (i. e. as groups), so they are given a collective name in certain contexts, but not in others; naming them with a borrowed term can help uncover their very existence.
- because this method is circular, it allows us to get beyond binary histories and assures a relationship of parity between emic and etic.

The emic/etic distinction does not resolve the question of comparability, of course, because it may be used equally for a centri-cultural argument that historical situations are idiosyncratically incomparable, as well as a tool in comparing them cross-culturally. It does allow us, however, to operate cross-national comparisons while preserving the specificity of local contexts.

WIESO SIND EIGENTLICH PARASITEN SCHÄDLICH
UND IHRE WIRTE ANFÄLLIG?
PAUL SCHMID-HEMPEL

Einleitung

Wieso ist das Pockenvirus (*Orthopox variola*, *Variola major*) eine Geißel der Menschheit, das in 30–35% der Fälle fatal ist und geschätzte 60 Millionen Menschen in Europa getötet hat, während das nahe verwandte Alastrim-Virus (*Variola minor*) lediglich in wenigen Prozent der Fälle tödlich ist? Und wieso verläuft eine Infektion durch das Grippevirus (Influenza A) für die meisten Menschen eher harmlos, während es für einige Betroffene zu schweren Komplikationen und zum Tod führen kann? Wieso also sind einige Erreger enorm schädlich und andere nur unangenehm, und wieso unterscheiden sich Wirte in ihrer Fähigkeit, eine Infektion zu überleben? Dies sind fundamentale Fragen im Zusammenhang mit der Untersuchung von Interaktionen zwischen Wirten und ihren Parasiten.

Die meisten Antworten werden durch das Studium der zugrunde liegenden biochemischen und molekularen Prozesse gesucht. Es sind Fragen wie: Welche Stoffwechselwege werden betroffen, welche Gene werden aktiviert, wie erfolgt eine Immunabwehr gegen ein eindringendes Virus? Das Verständnis dieser Vorgänge ist zweifelsohne außerordentlich wichtig, um die unterschiedlichen Effekte von Parasiten auf ihre Wirte zu verstehen. Zum Beispiel unterscheidet sich das Grippevirus vom viel harmloseren Schnupfenvirus durch den Besitz gewisser Gene, den sogenannten Virulenzfaktoren. Diese Gene sind verantwortlich für die Kodierung von Proteinen, welche wiederum die Stoffwechselmaschine des Wirts so beeinflussen, dass Lungengewebe zerstört wird. Die Zerstörung des Lungengewebes wiederum führt entweder zu sekundären Infektionen durch andere Pathogene, oder es kann zum unkontrollierten Ausfluss von Flüssigkeit aus den Zellen kommen, so dass der betroffene Wirt buchstäblich in seinem eigenen Wasser ertrinkt. Diese Mechanismen werden heute mit den rasch wachsenden Methoden und Techniken der

Vortrag gehalten am Wissenschaftskolleg zu Berlin am 6. Dezember 2006.

Molekularbiologie und Biochemie immer besser verstanden. Sie lassen uns verstehen, dass die subtilen Wege, welche Parasiten gefunden haben, um ihren Wirt auszubeuten, ihn zu manipulieren oder seine Immunantwort zu korrumpieren, einer der Schlüssel zur Beantwortung der eingangs gestellten Fragen sind.

Dennoch bleibt eine genauso fundamentale Frage unbeantwortet: Falls es diese Gene und die dazugehörigen Wirkungen auf den Wirt sind, welche einen Parasiten schädlich machen – wieso sind diese Gene da? Wieso hat der Parasit nicht eine alternative Genausstattung, welche weit weniger (oder auch weit mehr) schädlich ist? In anderen Worten: Wieso ist ein gewisser Grad an Schädlichkeit (Virulenz) im Verlaufe der Evolution entstanden? In der Tat können wir sehen, dass solche Pathogenizität im Laufe der Evolution neu entstehen kann. Das Choleraerkeim (*Vibrio cholerae*), zum Beispiel, kommt im Meer vor und besiedelt Zooplankton und Krebse; es kann sich auch an Pflanzenoberflächen festmachen. Aus dem Vergleich des Erbmateriells zeigt sich, dass virulente (schädliche) Stämme von *V. cholerae* durch den Transfer von Virulenzfaktoren entstehen, welche via Phagen (Viren) von anderen Bakterien in das Erbgut von *V. cholerae* eingeschleust werden. Mehrere solche Transfers von Genmaterial kann ein hochgefährliches Cholera-Pathogen entstehen lassen, welches in lokalen Epidemien zu Tausenden von Todesfällen führen kann und Millionenverluste für die betreffende Wirtschaft verursacht. Cholera ist eine der gefährlichsten Krankheiten, speziell in Gebieten mit niedrigen Hygienestandards und Mangelernährung. Doch: Wieso ist diese neue Genkombination erfolgreich gewesen, statt gleich wieder zu verschwinden? Was also ist der Selektionswert einer hohen Virulenz für *V. cholerae*? Leider sind wir noch nicht in der Lage, alle diese Fragen erschöpfend zu beantworten, auch nicht im Falle von Cholera. Es gibt jedoch einige, modellhafte Ansätze, welche zumindest einen Teil dieser Fragen beantworten hilft. Von diesen Ansätzen soll hier die Rede sein.

Die evolutionäre Theorie der Virulenz

Um zu verstehen, wieso ein Pathogen im Sinne seiner Evolution eine schädliche Wirkung entfaltet, muss man deshalb nach den Vor- und Nachteilen eines bestimmten Grades an „Virulenz“ fragen. Nach allem, was wir wissen und von der belebten Natur verstehen, sind diese Vor- und Nachteile in der „Währung“ des unmittelbaren Erfolgs des Parasiten, seiner Darwin'schen Fitness, zu messen. Doch was macht den Erfolg eines Parasiten aus, was bestimmt seine Fitness? Oft hört und liest man, dass ein guter und angepasster Parasit sei-

nen Wirt nicht umbringen soll, da er anderenfalls seine eigene Lebensgrundlage zerstört. Doch dieses scheinbar plausible Argument hält einer sogar nur oberflächlichen Überprüfung nicht stand. Das Argument beruht nämlich darauf, dass sich alle Parasiten gewissermaßen eine „Zurückhaltung“ auferlegen, um den Wirt zu schonen. Doch es gibt keinen automatischen Mechanismus der Natur, welcher verhindern würde, dass eine konkurrierende Variante desselben Parasiten nicht zu einem weit gefährlicheren Pathogen mutierte, und sofern es damit einen höheren Erfolg erzielen würde als die zurückhaltendere Variante, sich diese höhere Virulenz im weiteren Verlauf der Evolution auch durchsetzen würde. Wiederum sind wir also bei der Frage, welchen Nutzen ein Parasit aus seiner Virulenz zieht?

Um dies zu verstehen, muss man den Lebenszyklus (die *Life history*) eines Parasiten anschauen. Dieser besteht aus Infektion, Wachstum und Replikation im Wirt und anschließender Transmission (Weitergabe) an einen neuen Wirt. Es sind insbesondere die beiden Komponenten des Wachstums und der Vermehrung innerhalb des Wirts einerseits und der Transmission andererseits, welche hier von Bedeutung sind. Zu Beginn der 1980er Jahre wurden neue Konzepte entwickelt, welche davon ausgehen, dass ein Parasit sich innerhalb des Wirts vermehrt, dadurch den Wirt schädigt (also Virulenz auslöst), aber damit gleichzeitig viele Nachkommen produzieren kann, was seine Chancen auf die weitere Transmission (Infektion des nächsten Wirts) erhöht^{1,2}. In anderen Worten, ein Parasit, der sich rasch im Wirt vermehrt unter Inkaufnahme hoher Virulenz, wird viele Nachkommen produzieren, welche dann auch zahlreich auf den neuen Wirt übergehen können. Er würde damit seine weniger virulente Variante hinter sich lassen. Falls dies zuträfe, würde dies bedeuten, dass alle Parasiten virulent sein sollten – eine theoretische Voraussage, die so offensichtlich nicht mit der Beobachtung übereinstimmt. In der Tat ignoriert diese Beschreibung einen wichtigen Effekt, nämlich die Tatsache, dass ein virulenter Parasit auch seinen Wirt früher umbringt und damit die Dauer der Infektion – das Zeitfenster, während dem er sich vermehren kann – verkürzt. Es ist sofort einzusehen, dass ein Parasit damit weder zu virulent noch zu avirulent sein sollte (Abbildung 1).

Diese Überlegungen sind relativ unkompliziert, allerdings für einen bestimmten Fall nicht immer einfach im Detail zu formulieren. Man benutzt daher für die Analyse solcher Probleme oft die sogenannte epidemiologische Gleichung (Gl. 1)¹. Sie verknüpft in eleganter Weise den Erfolg des Parasiten, R_0 (dessen Netto-Vermehrungsrate), mit der Wahrscheinlichkeit der Transmission, β , der Größe der Population von noch verfügbaren neuen Wirten, N , der Sterblichkeitsrate, μ , der Entstehung von Immunität, ν , sowie der Virulenz,

α . Die Gleichung sagt im Wesentlichen nichts anderes, als dass der Erfolg des Parasiten, R_o , sich aus dem Verhältnis der pro Zeiteinheit neu entstehenden Infektionen (das Produkt von β und N , welches die Anzahl übertragener Parasiten auf anfällige Wirte pro Zeiteinheit angibt) und den pro Zeiteinheit verschwindenden Infektionen bestimmt. Infektionen können verschwinden aufgrund der eigenen Virulenz (α ist eine Sterblichkeitsrate, d. h. Anzahl Todesfälle pro Zeiteinheit), der Hintergrundmortalität (μ), welche unabhängig vom Parasiten zustande kommt, und dem Entstehen von Immunität (ν , Anzahl neu Immunisierte pro Zeiteinheit), was ebenfalls den Tod des Parasiten bedeutet. Alle drei Terme addieren sich als die totale Summe von Sterblichkeiten, oder anders gesagt, je höher diese Werte sind, desto kürzer ist die Dauer der Infektion. Ein Parasit, welcher das Verhältnis in der Gleichung (1) maximiert, hat offensichtlich damit auch den maximalen Erfolg.

$$R_o = \frac{\beta N}{\mu + \alpha + \nu} \quad \text{Gl. (1)}$$

Für einen erfolgreichen Parasiten muss der Wert von R_o offensichtlich größer als 1 sein, damit mehr neue Infektionen pro Zeiteinheit entstehen als in der gleichen Zeit verschwinden. Will man einen Parasiten umgekehrt eliminieren, muss der Wert unter die Schwelle von $R_o \leq 1$ gedrückt werden. Eine Verringerung der Transmission (β) durch Isolationsmaßnahmen oder die Impfung einer genügenden Zahl von Personen (was N verkleinert) sind Möglichkeiten, die sich anbieten. Beim Menschen wurden übrigens folgende Werte gefunden: für Masern $R_o = 16$, Windpocken $R_o = 7-9$, Kinderlähmung $R_o = \text{ca. } 6$ und für Malaria in Tansania $R_o = 80-200$ (!).

Doch welche Größen in der Gleichung (1) kann der Parasit beeinflussen? Obwohl man sich viele Szenarien vorstellen kann, fallen zwei Terme besonders auf – die Transmission (β), welche unter anderem von der Vermehrungsrate des Parasiten im Wirt abhängt, und die Virulenz (α). Die Überlegung besteht nun darin, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen den beiden Größen; ein Parasit mit hoher Virulenz wird einen hohen Wert von α verursachen (da er sich rasch im Wirt vermehrt), jedoch gleichzeitig den Wert von β erhöhen, da er mehr Nachkommen bzw. Transmissions-Stadien erzeugt hat. Natürlich ist die Vermehrungsrate nicht für alle Parasiten identisch mit der Entstehung von Virulenz, doch ist hier ein überaus potentes Konzept formuliert, um die Evolution von Virulenz wenigstens für einige Fälle zu verstehen, nämlich das Postulat, dass die Evolution zu einer Virulenz führt, welche α und β so balanciert, dass ein maximales R_o resultiert.

Stimmt die Theorie?

Jede Theorie ist nur so gut, wie sie die Beobachtungen zu erklären vermag. Entsprechend wurden experimentelle Tests durchgeführt, um die Voraussagen dieser Theorie zu prüfen. Der Vergleich zwischen horizontaler (d. h. auf andere Wirte der Population übergehende Infektion) und vertikaler (auf die Nachkommen der jetzigen Wirte übergehende Infektion) Transmission erwies sich dabei als besonders interessanter Testfall³. Die Theorie sagt dabei voraus, dass horizontale Transmission oft zu höherer Virulenz führen sollte als die vertikale Transmission. Der Grund dafür ist leicht einzusehen: Bei vertikaler Transmission „bezahlt“ der Parasit seine eigene Virulenz unter anderem durch eine Abnahme der verfügbaren Wirte (die Nachkommen des jetzigen Wirts), während dies bei horizontaler Transmission nicht der Fall ist (also eher einer Strategie der „verbrannten Erde“ gleicht). In der Gleichung (1) würde dieser Unterschied die Parameter N (bzw. β) und α betreffen.

In einem Experiment haben Messenger und Mitarbeiter⁴ die Bedingungen so variiert, dass ein Parasit (ein Bakterien infizierendes Virus, sog. Phagen) entweder vor allem horizontal oder vertikal weitergelangen konnte. Nach etwa 24 Generationen der Selektion unter den jeweiligen Bedingungen wurden die Phagen auf ihre Virulenz getestet. Obschon das eigentliche Experiment etwas komplexer war als hier geschildert, waren die Phagen unter horizontaler Transmission virulenter als diejenigen, welche durch horizontale Transmission weitergegeben wurden – wie von der Theorie vorausgesagt. Ganz ähnliche Ergebnisse wurden in anderen Experimenten⁵ oder mit anderen Parasiten (z. B. Mikrosporidien, welche Moskitos befallen) gefunden. Auch die Abnahme in der Virulenz von eingeführten Pathogenen lässt sich so verstehen, wie dies etwa im klassischen Fall des Myxoma-Virus der Fall ist. Der Virus wurde in den 1950er Jahren in Australien eingeführt, um der (ebenfalls eingeführten) Kaninchenplage Herr zu werden. Im Laufe der nächsten Jahre ist das Virus jedoch weniger virulent geworden (auch die Kaninchen wurden resistenter). Die Abnahme der Virulenz lässt sich durch die Balance zwischen der Lebensdauer des Wirts (zu virulente Viren töten das Kaninchen zu früh) und der Vermehrungsrate im Wirt (zu avirulente Viren vermehren sich nicht schnell genug) erklären^{6,7}.

Diese Theorie ist recht erfolgreich für die Erklärung der Unterschiede in der Virulenz unter verschiedenen Bedingungen, z. B. verschiedene Transmissionswege, unterschiedliche Dichten der Wirte usw. Dennoch ist die Theorie nicht universell anwendbar. Insbesondere bleibt es unklar, wieso einige Parasiten gefährlich sind (z. B. das Grippevirus, Influenza A), jedoch andere (z. B. das Schnupfenvirus) nur unangenehm. Während der Zeit

am Wissenschaftskolleg sind hier wichtige neue Ideen formuliert worden. Insbesondere wurde erkannt, dass die Strategien und Mechanismen, mit welchen Parasiten die Immunantwort ihrer Wirte unterdrücken oder austricksen, einer der wesentlichen fehlenden Bausteine zum umfassenden Verständnis von Virulenz sind. Auf der molekularmikrobiologischen Seite werden diese Mechanismen seit rund zehn Jahren intensiv erforscht. Es hat sich dabei das Bild einer riesigen Vielfalt von Prozessen ergeben, die bei allen bis jetzt studierten Parasiten zu finden ist.

Wesentlich für die evolutive Theorie der Virulenz ist aber nicht nur der Mechanismus, sondern welche Konsequenzen er für die Fitness des Parasiten hat. Falls der Parasit die Immunantwort unterdrückt, verlängert er dadurch die Zeitdauer der Infektion, bevor er durch das Immunsystem eliminiert wird. Gleichzeitig folgen daraus Virulenzeffekte. Diese sind drastisch bei der Auslösung von „Cytokin-Stürmen“ zu sehen (Cytokine sind Signalmoleküle des Immunsystems). Solche Stürme gehen oft auf Manipulationen durch Parasiten zurück und können schwere Schäden durch Entzündungen (Inflammation) und Gewebeerstörung zur Folge haben. Weil diese Schäden aber erst nach der Manipulation durch den Parasiten entstehen, ist die Situation ähnlich wie bei der horizontalen Transmission, d. h. der Parasit muss die Kosten (früherer Tod des Wirts) nicht selbst bezahlen, vor allem, wenn der Schaden erst kurz bevor oder während der Parasit auf einen neuen Wirt übertragen wird entsteht. Aus diesen evolutiven Überlegungen zur *Life history* folgt, dass Mechanismen der Immunevasion vermutlich der wichtigste Prozess ist, der zu hoher Virulenz führt. Zudem sind diese Mechanismen wesentlich an der unterschiedlichen Virulenz in verschiedenen Wirten beteiligt. Diese Konzepte – im Detail etwas komplizierter als hier geschildert – wurden im Laufe des akademischen Jahres 2006/07 ausgearbeitet und für die evolutive Theorie der Virulenz nutzbar gemacht^{8,9}.

Was macht der Wirt?

Wirte sind den Parasiten nicht wehrlos ausgeliefert. Das wichtigste Organ ist dabei das Immunsystem, welches Infektionen kontrolliert und eliminiert. Immunsysteme gehören zu den komplexesten Systemen, die wir kennen. In seiner am höchsten evoluierten Form, dem Immunsystem der höheren Wirbeltiere (Vertebraten), kann es im Prinzip eine sehr hohe Zahl an Fremdkörpern (Antigenen) erkennen und bekämpfen. Man schätzt, dass wir über ca. 10^{11} (= 100'000'000'000) mögliche Antikörper, welche entsprechende Antigene erkennen können, verfügen. Trotzdem werden wir immer wieder infiziert!

Zwei wichtige Faktoren spielen für die Variation in der Empfänglichkeit von Parasiten eine wesentliche Rolle. (a) Es gibt trotz der ungeheuren Zahl an möglichen Erkennungsmotiven dennoch eine spezifische Antwort gegen einen bestimmten Parasiten. Verschiedene Gründe sind dafür verantwortlich, nicht zuletzt dürften hier auch die oben erwähnten Mechanismen der Immunevasion eine Rolle spielen. (b) Die Immunantwort und das Immunsystem selber sind eine teure Investition des Wirts, die sich nicht in jedem Fall lohnt. Wieso wissen wir dies?

Selektioniert man einen Wirt auf größere Resistenz gegen einen Parasiten, werden andere Fähigkeiten des Wirts reduziert. Zum Beispiel kann man Honigbienen auf Resistenz gegenüber der Faulbrut (einem bakteriellen Erreger) züchten. Gleichzeitig sinkt damit aber die Fähigkeit der Larven, sich schnell in Arbeiterinnen zu entwickeln¹⁰. Ähnliche Befunde wurden mit anderen Wirtsorganismen gemacht. In anderen Worten: Eine gute Immunabwehr gegen einen bestimmten Parasiten hat seinen Preis. Der Wirt ist zum Beispiel ein schlechterer Konkurrent um Nahrung (wie es z. B. bei *Drosophila*, der Taufliege, gefunden wurde). Ein Immunsystem ist also unter Umständen nicht so effizient, wie man es erwarten würde, weil eine hohe Effizienz Nachteile für andere Fitnesskomponenten hat. Wir sollten deshalb einen Kompromiss zwischen verschiedenen Fitnesskomponenten erwarten – Verteidigung gegen Parasiten ist wichtig, aber genauso wichtig ist es, sich Nahrung zu verschaffen bzw. schnell heranzuwachsen. Welcher Kompromiss letztlich von der natürlichen Selektion favorisiert wird, hängt wiederum entscheidend von der Umwelt ab, in der sich der betreffende Organismus befindet. Gibt es viele Parasiten, würde die Balance vermutlich zu Gunsten eines teuren und effizienten Immunsystems und damit zu Lasten der effizienten Nahrungsaufnahme ausfallen. Das Gegenteil wäre im Falle weniger Parasiten oder knapper Nahrungsressourcen zu erwarten.

Doch es ist nicht nur die Evolution des Immunsystems selber, das Kompromisse mit anderen wichtigen Aktivitäten eines Organismus bedingt. Auch die Benutzung des Systems, d. h. die eigentliche Immunantwort auf eine Infektion, ist kostspielig. In kontrollierten Versuchen lässt sich das zeigen. Zum Beispiel wurde in einem Experiment mit *Bombus terrestris* (der Dunklen Erdhummel) der Befall durch Parasiten so simuliert, dass mit bestimmten Molekülen (sog. Lipopolysacchariden) eine bakterielle Infektion vorgetäuscht wurde. Dies aktiviert das Immunsystem zu einer Antwort, die sich anhand der produzierten antimikrobiellen Peptide (eine Art natürliches Antibiotikum) nachweisen lässt. Haben die Tiere genügend Nahrung, so kann diese Antwort ohne Probleme verkräftet werden. Schränkt man jedoch die Nahrung ein, so können die Extrakosten der Immunantwort

nicht mehr kompensiert werden. Im Ergebnis sterben die Tiere viel früher, als es ohne Immunantwort der Fall ist. Der Effekt ist beträchtlich, führt er doch in jedem Moment zu einer um 50–70 % höheren Wahrscheinlichkeit des Todes¹¹. Solche Befunde wurden auch in anderen Organismen und mit einer Reihe von Versuchsanordnungen gefunden. Sie lassen den Schluss zu, dass die Immunantwort selber sehr kostspielig ist. Nicht nur sind dies energetische Kosten, auch das Risiko einer Auto-Immunantwort, d. h. einer gegen das eigene Gewebe gerichteten Immunreaktion, ist stets vorhanden. Die verschiedenen Kosten einer Immunantwort sind also ein wichtiger Grund, wieso Immunsysteme nie maximal effizient sein können. Dies wäre schlicht nicht „bezahlbar“, um im ökonomischen Vergleich zu bleiben. Welche Investition eines Organismus durch die natürliche Selektion gefördert wird, hängt wiederum von der Umwelt und der Lebensweise des Wirts ab. Die Kunst des Wissenschaftlers ist es herauszufinden, ob dieses generelle Paradigma die Beobachtungen an einem bestimmten Fall der Interaktion von Wirten und Parasiten erklären kann. Eine umfangreiche Literatur zeigt, dass dies im Wesentlichen der Fall ist, wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, alle Details zu verstehen.

Es wurde bereits erwähnt, dass bei höheren Wirbeltieren (genauer genommen, von den Kiefertragenden Wirbeltieren – *Gnathostomata* – an aufwärts; dazu gehören als erste Gruppe die Knorpelfische, also die Haie und Rochen) das höchstentwickelte Immunsystem zu finden ist. Viele der Charakteristika, wie die rekombinatorisch erzeugte Vielfalt der Antikörper, das T- und B-Zellen-Repertoire, die Gedächtniszellen etc., sind von den Wirbellosen nicht bekannt, also z. B. bei den Insekten nicht vorhanden. Aus diesem Grunde hat man bisher angenommen, dass wesentliche Leistungen der Wirbeltiere, wie die spezifische Antwort auf Parasiten oder ein Immungedächtnis, bei den Wirbellosen nicht vorkommt. Dieses Dogma ist aber in den letzten Jahren ins Wanken gekommen. In der Tat kann man ein Immungedächtnis, welches zumindest spezifisch auf verschiedene Bakterienarten reagiert, bei Insekten nachweisen (Abbildung 2). Zudem können Insektenmütter ihre Immunantwort an ihre Nachkommen weitergeben¹², offensichtlich mittels eines Faktors, der in das Ei verpackt wird¹³. Diese neueren Befunde zeigen, dass das Immunsystem der Wirbellosen ganz ähnlich komplexe Leistungen erbringt wie dasjenige der Wirbeltiere. Allerdings sind die zugrunde liegenden Mechanismen mit Sicherheit verschieden, auch wenn man heute noch nicht weiß, wie es biochemisch-molekular funktioniert.

Diese neueren Entwicklungen zeigen uns, dass die Evolution im Falle des Immunsystems ähnliche Lösungen für ähnliche Probleme hervorgebracht hat, auch wenn das Ausgangsmaterial (z. B. Haie im Vergleich zu Insekten) ganz verschieden ist. Auch als Biologe

kann man hier nur staunen und stellt fasziniert fest, dass der Prozess der Evolution durch natürliche Selektion ein unendlich kreativer Prozess ist, dem wir die Vielfalt (und Schönheit) des Lebens auf diesem Planeten zu verdanken haben. Die funktionelle Analyse aus dem Blickwinkel dieses Prozesses gibt uns zudem ein mächtiges Instrument in die Hand, diese Vielfalt und die zugrunde liegenden Prinzipien auch zu verstehen. Es zeigt sich nämlich, dass die Evolution ökonomischen Prinzipien folgt, auch wenn wir die Kosten und Nutzen eines bestimmten Merkmals nicht immer gleich verstehen. Nicht nur befriedigen diese Einsichten unsere Neugier über das Wesen der Natur, sondern sie werden auch eines Tages zum Nutzen des Menschen verwendet werden können.

Literatur

- 1 Anderson, R. M. and R. M. May (1982). "Coevolution of hosts and parasites." *Parasitology* 85, 411–426.
- 2 Ewald, P. W. (1983). "Host-parasite relations, vectors, and the evolution of disease severity." *Ann. Rev. Ecol. Syst.* 14, 465–485.
- 3 Lipsitch, M. *et al.* (1996). "The evolution of virulence in pathogens with vertical and horizontal transmission." *Evolution* 50, 1729–1741.
- 4 Messenger, S. L. *et al.* (1999). "Virulence evolution in a virus obeys a trade-off." *Proceedings of the Royal Society London B* 266, 397–404.
- 5 Bull, J. J. *et al.* (1991). "Selection of benevolence in a host-parasite system." *Evolution* 45, 875–882.
- 6 May, R. M. and R. M. Anderson (1983). "Epidemiology and genetics in the coevolution of parasites and hosts." *Proc. R. Soc. Lond. B* 219, 281–303.
- 7 Dwyer, G. *et al.* (1990). "A simulation model of the population dynamics and evolution of myxomatosis." *Ecological Monographs* 60, 423–447.
- 8 Frank, S. A. and P. Schmid Hempel (2007). "Mechanisms of pathogenesis and the evolution of parasite virulence." *Journal of Evolutionary Biology* 21, 396–404.
- 9 Schmid-Hempel, P. (2008). "Parasite immune evasion: a momentous molecular war." *Trends in Ecology and Evolution* (in press).
- 10 Sutter, G. R. *et al.* (1968). "Resistance to American foulbrood in honey bees. VII. Growth of resistant and susceptible larvae." *J. Invert. Pathol.* 12, 25–28.
- 11 Moret, Y. and P. Schmid-Hempel (2000). "Survival for immunity: the price of immune system activation for bumblebee workers." *Science* 290, 1166–1168.

- 12 Sadd, B. M. *et al.* (2005). "Trans-generational immune priming in a social insect." *Biology Letters* 1, 386–388.
- 13 Sadd, B. and P. Schmid-Hempel (2008). "Facultative but persistent trans-generational immunity via the mother's eggs in bumblebees." *Current Biology* 17, R1046–R1047.
- 14 Sadd, B. and P. Schmid-Hempel (2006). "Insect immunity shows specificity in protection upon secondary pathogen exposure." *Current Biology* 16, 1206–1210.

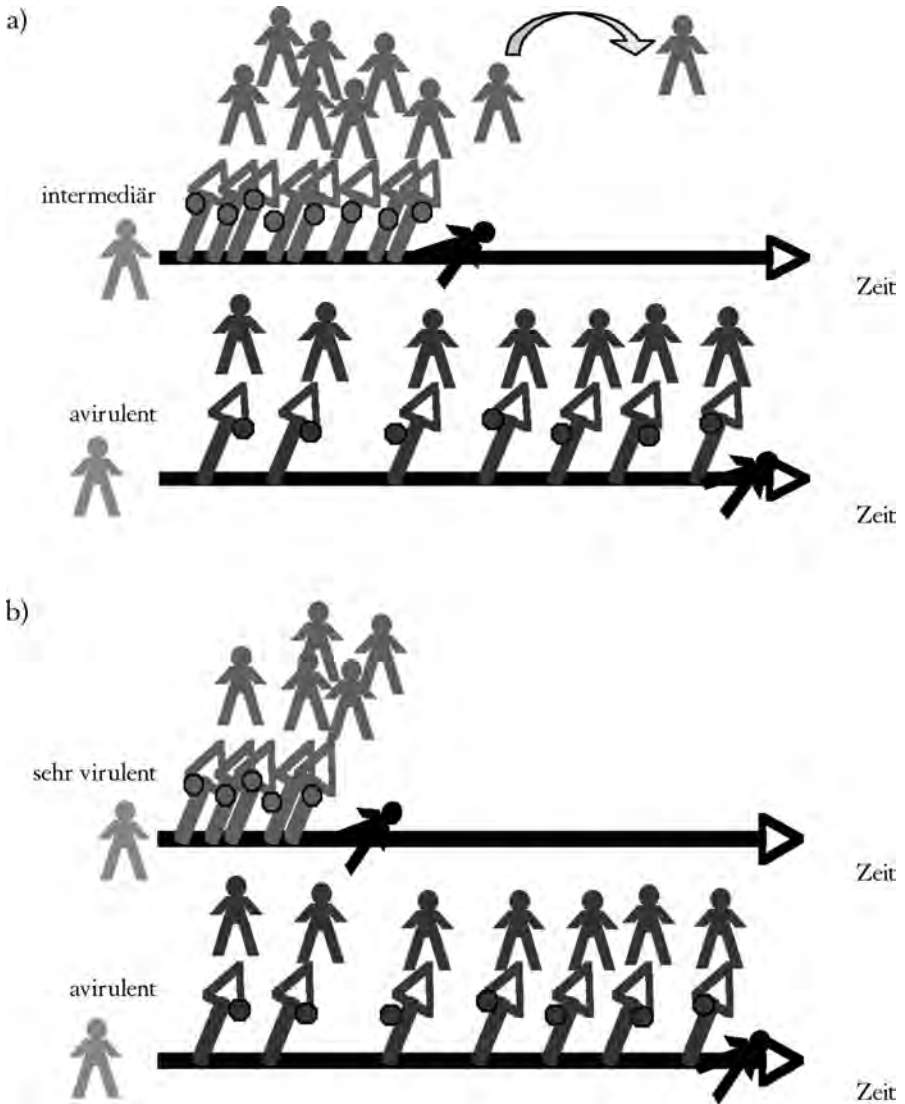


Abbildung 1.

Abbildung 1.

Der Effekt von Virulenz auf den Erfolg des Parasiten. Dargestellt ist der Infektionszyklus eines Parasiten im Wirt (Zeitachse) von der Infektion (am Anfang der Linie) bis zum Ende der Infektion, z. B. durch den Tod des Wirts (schwarzes Symbol). Während der Infektionsdauer werden Nachkommen des Parasiten auf neue Wirte (diagonale Pfeile, Symbole oberhalb der Linie) übertragen.

(a) Im Vergleich zu einem avirulenten Parasiten schneidet der „intermediäre“ Parasit besser ab. Durch seine höhere Virulenz tötet dieser zwar seinen Wirt früher, aber gleichzeitig vermehrt er sich rascher im Wirt und kann deshalb mehr neue Wirte infizieren. In diesem Beispiel werden insgesamt 8 neue Wirte infiziert (oben), mit der zusätzlichen Möglichkeit einer Weitergabe zum übernächsten Wirt (Pfeil). Während des Infektionszyklus des avirulenten Parasiten (untere Hälfte) überlebt der Wirt zwar für die ganze Zeit, der Parasit vermehrt sich aber nicht so rasch und infiziert nur 7 neue Wirte. Die natürliche Selektion würde also den virulenteren (intermediären) Parasiten bevorzugen, da er mehr neue Wirte befallen kann.

(b) Die Virulenz kann aber nicht beliebig steigen. In diesem Fall hinterlässt der sehr virulente Parasit (oben) nur 5 neu infizierte Wirte. Dieser Parasit vermehrt sich zwar sehr schnell, tötet aber auch den Wirt sehr früh. Hier hätte der avirulente Parasit alle Vorteile auf seiner Seite (mit 7 neu infizierten Wirten, untere Linie). Die Balance zwischen Lebensdauer des Wirts und Vermehrungsrate wird in den meisten Fällen deshalb weder zu sehr hoher Virulenz noch zu völliger Avirulenz führen.

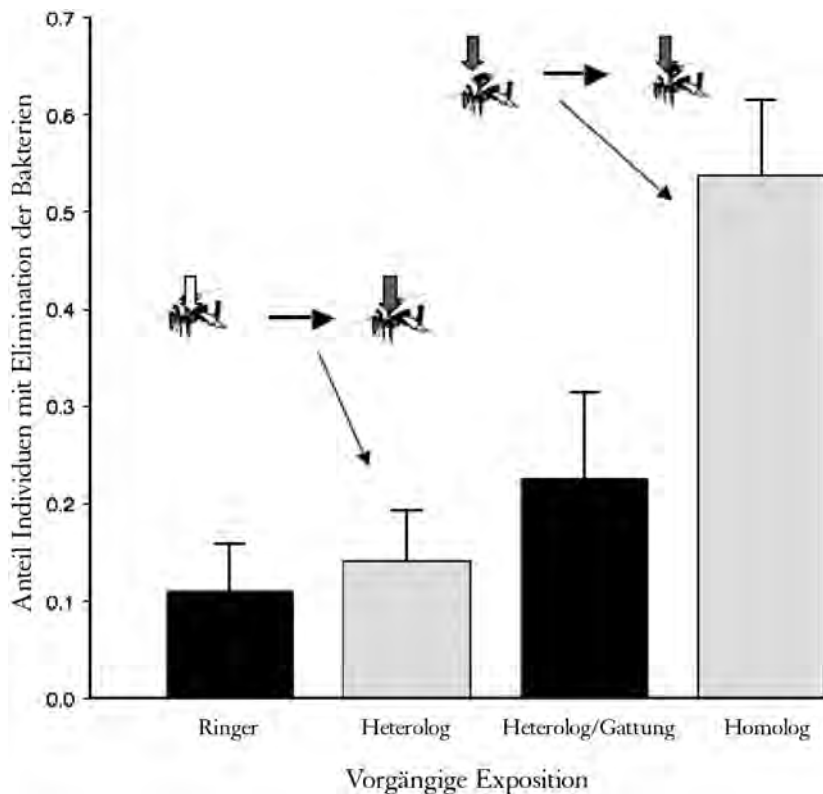


Abbildung 2.

Insekten haben ein Immungedächtnis¹⁴. Im Experiment werden Insekten (*Bombus terrestris*) zuerst mit Bakterien in niedriger Dosierung infiziert. 1–2 Wochen später werden sie durch die gleichen oder verschiedene Bakterien infiziert. Es zeigt sich, dass Individuen, welche durch die gleichen Bakterien schon einmal infiziert wurden (Homolog), die Infektion besser eliminieren können als solche, welche beim zweiten Mal durch eine andere Bakterienart infiziert wurden (Heterolog). Der Effekt ist intermediär, wenn in der zweiten Infektion ein Bakterium aus der gleichen Gattung statt eines unverwandten Bakteriums verwendet wird (Heterolog/Gattung). Die Kontrollgruppe (Ringer) wurde beim ersten Mal lediglich mit einer physiologischen Lösung scham-infiziert.

EXPANDING THE VOCABULARY OF ISLAMIC LIBERALISM

MUHAMMAD S. UMAR

The Moroccan sociologist, Fatima Mernissi, opens the introduction to her famous book, *The Veil and the Male Elite* (1991), with a brief account of an episode at her local grocery store that encapsulates the problem I address in my Wiko project. She recounts how her simple question “Can a woman be a leader of Muslims?” shocked her grocer and led one customer to invoke God’s protection against “the catastrophes of the times!” She adds that a schoolteacher, the third person in the grocery store at the time, “stood slowly caressing his wet mint leaves, and then hit me with the Hadith [prophetic tradition] that he knew would be fatal: ‘Those who entrust their affairs to a woman will never know prosperity!’ Silence fell on the scene. There was nothing I could say”. Mernissi describes her reaction thus: “I discretely left the grocery store without another word. *What could I have said to counterbalance the force of that political aphorism, which is as implacable as it is popular?* [italics added] Silenced, defeated, and furious, I suddenly felt the urgent need to inform myself about this Hadith, and to search out the texts where it is mentioned, to understand better its extraordinary power over the ordinary citizens of a modern state.” The *Mernissi Predicament* – i. e. the inability to respond effectively to the militant positions of fundamentalists – is by no means restricted to Morocco; it is, in fact, quite common in the debates raging globally among Muslims. These debates are taking place in mosques and Islamic seminaries, universities and research centers, media outlets, courtrooms, academic journals and books. Constantly featuring in the debates are diverse and clashing viewpoints of Muslims variously labeled as “secularists”, “modernists”, “reformers”, “moderates”, “activists”, “liberals”, “neoliberals”, “salafists”, “fundamentalists”, “militants”, “jihadists”, “conservatives”, “traditionalists”, “neo-traditionalists”, etc. Throwing these labels around has become an important part of the discursive repertoire in the raging debates among Muslims, and therefore the labels deserve serious critical reflection, particularly on how labeling is deployed to silence rival voices.

Lecture held at the Wissenschaftskolleg zu Berlin on June 5, 2007.

A central preoccupation in the discourses of Islamic modernists since the middle of the nineteenth century has been the imperative to defend the right to speak on topical issues of the day from the perspective of Islamic modernism, the Islamic legitimacy of which has often been contested. The discursive strategies of emphasizing the inadequacy of traditional categories of Islamic thought and of urging new ways of rethinking Islam in the modern world have yet to dislodge deeply engrained patterns of traditional Islamic thought that are sometimes the explicit issues in contention, or often serving as the subtext within the debates. An alternative strategy of recovering and proclaiming *selected* elements within Islamic classics has so far marshaled strong arguments that demonstrate Qur'anic bases for an Islamic theology of liberation, Islamic roots of liberalism, democracy, social pluralism, peace-building, human rights, as well as Islamic warrants for gender equality.

These discursive strategies of excavating Islamic classics for warrants to support liberal positions within the contemporary Muslim debates deserve further development: they should be expanded and fortified with equally islamically authentic rebuttals against the potentially violent responses with death *fatwas* and *takfir* [excommunication]. This has been the focus of my project during my fellowship at Wiko. In this essay I explore the challenges and opportunities of using this strategy in the Nigerian context of contemporary application of Islamic law.

My approach to this project comprises both normative and scholarly dimensions. I seek to provide scholarly and critical analysis for the accurate understanding of contemporary Islamic thought in both the local context of Nigeria and globally. At the same time, I engage actively in constructing and advocating what should become the Islamic norms in light of the contemporary challenges of modernity confronting Muslims in different parts of the world. In my field of Comparative Religion, advocating norms of a particular religion while still maintaining critical scholarly stand is a perennial concern that always requires diligent treatment. For even if clinical detachment is not feasible in the human sciences, it is certainly possible to separate the normative advocacy of particular religious values and the scholarly critical analysis required for attaining accurate understanding of religious phenomena. In the following pages I do my utmost to balance the two different agendas of normative advocacy and critical scholarly analysis. While I do not presume to pre-empt the reader's right to conclude differently, I do hope the reader will appreciate this caveat.

Defining Liberalisms: Secular and Religious

The idea of “Islamic liberalism”, or “religious liberalism” more broadly, may strike secular skeptics as an oxymoron – like military intelligence. But this can be true only if one adopts a very narrow understanding of religion as “unquestioned faith in one absolute truth”. Religion, however, is much more than that. For example, the affirmation of individual religious experience and freedom of conscience arising from the Christian Reformation and Protestantism are readily recognized as critical elements of modern European liberalism. Similarly, Talmudic traditions entail liberal elements in their never-ending discourses on scripture that can broach any issue and accommodate many different viewpoints. Likewise, Hindu religious traditions are renowned for their deeply entrenched pluralism that acknowledges the validity of different paths to salvation, notably the three paths of knowledge (*jnana-marga*), action (*karma-marga*), and devotion (*bhakti-marga*). Clearly, affirmation of individual autonomy in Protestantism, acceptance of discursive deliberation in Talmudic Judaism, and the entrenched pluralism common to Hindu traditions are recognizable elements of liberalism in various religions. Hence the idea of Islamic liberalism is not so implausible – as I hope to demonstrate presently. But since there are several traditions of liberalism, it is relevant here to identify what I mean when I use the term “liberal” in this essay.

The *Oxford English Dictionary* gives several meanings of liberalism: being free from narrow prejudice and bigotry or unreasonable prejudice in favor of traditional opinions or established institutions; and also being open-minded to receive new ideas or proposals of reform. Interestingly enough, one dictionary meaning of liberalism is directly connected to religion when the term is “applied as a party designation to those members of a church or religious sect who hold opinions ‘broader’ or more ‘advanced’ than those in accordance with its commonly accepted standard of orthodoxy, e. g. in Liberal Catholic”. But consistent with the ambiguity arising from its several meanings, different Christian denominations are reckoned as religious liberals: “in the US chiefly applied to the Unitarians and Universalists; in England somewhat more vaguely to those who reject or consider unessential any considerable part of the traditional system of belief”. Equally instructive, the dictionary indicates that religious liberalism is also applicable to Judaism, thereby reinforcing the idea that religious liberalism is not a contradiction in terms. An even more complex conception of liberalism is discernible in its more specialized meanings identified by Jeremy Waldron around:

a family of positions centered around constitutional democracy, the rule of law, political and intellectual freedom, toleration in religion, morals and lifestyle, opposition to racial and sexual discrimination, and respect for the rights of the individual. Often these positions are associated with a suspicion of state authority, with a view that the powers of government should be constrained if not minimized, and with a confidence in the ability of individuals to organize themselves on the basis of the market, the free interplay of ideas and the loose and informal associations of civil society.¹

The different components in this conception of liberalism have not always been part of the defining characteristics of the term, a point that becomes clearer in historical perspectives. In the 17th and 18th centuries, European liberalism was associated with the idea of free market, open competition, and less state regulation of economic activities. But in the twentieth century, liberalism has become associated with the state actively intervening in both the economy and society to create and sustain the conditions necessary for individuals to meaningfully exercise the political, social, economic, intellectual, religious and cultural freedoms that liberalism advocates. Yet even now, there remain different tendencies and programmatic emphasis within liberalism, with some still distrusting state intervention in the economy, and others not agreeable to state intervention in society as well. Similarly, there are observable differences in the national traditions of liberalism in different countries:

In England – in many ways the birthplace of liberalism – the liberal tradition in politics has centered on religious toleration, government by consent, personal and, especially, economic freedom. In France liberalism has been more closely associated with secularism and democracy. In the United States liberals often combine a devotion to personal liberty with an antipathy to capitalism, while the liberalism of Australia tends to be much more sympathetic to capitalism but often less enthusiastic about civil liberties.²

¹ Jeremy Waldron. "Liberalism." In *Routledge Encyclopedia of Philosophy*, edited by E. Craig. London: Routledge, 1998, accessed on October 15, 2006, from <http://www.rep.routledge.com/article/S035>.

² Gerald Gaus and Shane D. Courtland. "Liberalism." *The Stanford Encyclopedia of Philosophy* (Winter 2003 Edition), edited by Edward N. Zalta, accessed on September 29, 2003 from <http://plato.stanford.edu/archives/win2003/entries/liberalism/>

These shifts in the meanings and continuing divergences in the self-identifications of liberals suggest that we should perhaps refer to liberalisms (in the plural), since the term has meant different things to different people in different contexts and times. In fact, Douglass argues that some of the names now recognized as founding fathers of liberalism such as John Locke and Immanuel Kant hardly considered themselves liberals.³ As if all these are not enough complexities, Paul Seabright claims that liberalism is not “about how to live as a Western capitalist Protestant”. For Seabright, the roots of liberalism are to be found not in capitalism but in agriculture, which sets up the “remarkable 10,000-year-old revolution that led modern man, independently in many different parts of the world, to give up the hunting and gathering life and to found farms, villages and eventually cities”. The momentous departure from hunting to agriculture forced prehistoric humans to develop means and ways of peaceful interactions with outsiders via trade and immigration. As humans came to live in groups larger than the small bands of hunters, Seabright’s further contends, “the habits of mind and the forms of behavior that farmers had to learn are the foundations of liberalism, and they are what we need to reaffirm today if we are to share the world with strangers without tearing ourselves apart.” Given the wider scope of his conception of liberalism, Seabright was able to recognize liberal elements within Islam when he remarks thus:

Similarly, Islam as a political ideology consists of a set of ideas and values that has proved extremely successful at building cohesion in societies under stress at a crucial period in their history. For several centuries Islamic societies led the world in culture and military strength. Some Islamic centers were models of tolerance and – yes – liberalism that have rarely been equaled since.⁴

Islamic Liberalism Scientifically Observed

Seabright’s ability to notice that liberal elements do exist within Islam seems exceptional among Western journalists and commentators. But many Western scholars of Islam have

³ See, for example, R. Bruce Douglass. “Liberalism.” *Encyclopedia of Government and Politics*. London: Rutledge, 2nd edition, 2004, p. 9.

⁴ Paul Seabright. “Liberals and Strangers: Liberalism is not 300 Years Old.” Available at http://www.prospect-magazine.co.uk/ArticleView.asp?P_Article=12560, accessed on May 6, 2004.

long observed scientifically and convincingly documented the centrality of liberal elements within the classical heritage of Islam. For example, Marshal Hodgson has also observed that classical Islamic thought upholds egalitarian justice, social mobility, individual responsibility and dignity, good government, human prosperity – all in the name of Shari'a that Muslims should uphold. He contends that since modern Europe has realized most of these ideals, it follows that Muslims learned in Shari'a could find much to admire in European modernity, adding that in the nineteenth century some alert and respected Muslims declared that “the Europeans were leading a better life by Islamic standards than were the Muslim societies”.⁵

In more recent years, more Western scholars of Islam have called attention to various manifestations of Islamic liberalism. Leonard Binder emphasizes the political and social correlates for Islamic liberalism, especially the acceptance of rational deliberation on the common good by the political leadership and social elite, adding that these correlates are discernible in some contemporary Muslim countries.⁶ Dale Eickelmann focuses on the religious transformation that has been taking place in Muslim societies since the second half of the twentieth century, highlighting in particular the fragmentation of religious authority resulting from phenomenal expansion of education and modern communication technologies, as well as the reform programs informed by the Washington neo-liberal consensus of the 1980s–1990s.⁷ The shared discourse on the common good in the public sphere has also been emphasized by Salvatore Armando and Dale Eickelmann as an important development in the direction of political liberalism within contemporary Muslim societies.⁸ Furthermore, Esposito and Voll demonstrate convincingly that even if pre-Islamic traditions had anti-democratic elements, these do not prevent contemporary Muslims from finding authentic Islamic bases in support of democracy⁹ – just as the non-democratic elements of pre-modern Europe did not prevent European countries from developing democratic polities in modern times.

⁵ Marshal Hodgson. *Venture of Islam*. Chicago: University of Chicago Press, 1974, vol. iii, pp. 196 ff.

⁶ Leonard Binder. *Islamic liberalism: A Critique of Development Ideologies*. Chicago: University of Chicago Press, 1988.

⁷ Dale F. Eickelman. “Mass Higher Education and the Religious Imagination in Contemporary Arab Societies.” *American Ethnologist* 19, 4 (1992): 643–655. Dale F. Eickelman and Jon W. Anderson, eds. *New Media in the Muslim World: The Emerging Public Sphere*. Bloomington, IN: Indiana University Press, 2003.

⁸ Salvatore Armando and Dale F. Eickelman, eds. *Public Islam and the Common Good*. Leiden: Brill, 2004.

⁹ John Esposito and John Voll. *Islam and Democracy*. New York: Oxford University Press, 1996.

Charles Kurzman defines “Islamic liberalism” concretely in terms of Muslims’ acceptance of and advocacy for democracy, human rights, women’s and minorities’ (non-Muslims’) rights, freedom of thought, human progress and opposition to theocracy. While highlighting that Islamic liberalism “voices concerns parallel to those of Western liberalism”, Kurzman contends that the similarity “does not imply that liberal Muslims are stale and reassuring imitators of Western philosophy”. He supports his contentions by assembling the written corpus produced by Muslim liberal thinkers since the nineteenth century and by highlighting the firmly Islamic bases for their discourses.¹⁰ Again, while these discourses have their Muslim critics and opponents, that does not negate the fact that there are Muslim liberals, who are locked in intellectual contest with their adversaries.

More closely related to the geographic focus of this essay on Nigeria, Roman Loimeier has elucidated the clear points of comparison between contemporary transformations within Islamic religious landscapes in Senegal, Nigeria and Tanzania with those of the European Reformation widely regarded as a critical element in the emergence of modern European liberalism.¹¹ John Paden has also insightfully analyzed the civic institutions of the Muslim community of northern Nigeria that have consistently enabled Nigerian Muslims to evolve effective mechanisms of peaceful co-existence in the plural society of modern Nigeria.¹² These mechanisms have survived the recent severe tests posed by the increased incidences of ethno-religious conflicts, which often involved many other non-religious factors, such as land disputes between peasants and pastoralists, tensions from rural-urban seasonal migrations, the zero-sum politics of rent-seeking, etc.¹³ Clearly, various Western scholars of Islam have documented the reality of liberal elements within both the classical and the modern traditions of Islam. This well-documented reality is not at all falsified by pointing to many and in some cases increasing levels of illiberal pronouncements and practices in contemporary Muslim societies, just as the indisputable existence of racists and fas-

¹⁰ Charles Kurzman. *Liberal Islam: A Sourcebook*. New York: Oxford University Press, 1998, and *Modernist Islam: A Sourcebook*. New York: Oxford University Press, 2002.

¹¹ Roman Loimeier. “Is There Something Like ‘Protestant Islam’?” *Die Welt des Islams*. 45, 2 (2005): 216–253.

¹² John N. Paden. *Muslim Civic Cultures and Conflict Resolution: The Challenge of Democratic Federalism in Nigeria*. Washington, D.C.: Brookings Institution Press, 2005.

¹³ See recent reaffirmation of this tradition by the Sultan of Sokoto, the spiritual head of Nigerian Muslims, in his recent speeches at the United States Institute for Peace, available at http://www.usip.org/events/2007/1113_nigeria.html and also at New York Council on Foreign Relations available at http://www.cfr.org/publication/14874/islam_and_democracy_in_nigeria_rush_transcript_federal_news_service.html, both accessed on February 22, 2008.

cists in Western countries does not invalidate Western bragging rights of being liberal democracies.

Islamic Liberalism Normatively Articulated

Several Muslim intellectuals as well movements and organizations have vigorously voiced their own understanding of the liberal elements within the Islamic tradition. Here are few examples. Khaled Abou El Fadl of the University of California in Los Angeles has argued for drawing clear distinctions between authoritative Islamic tenets and the authoritarian tendencies that have increasingly become prominent within Islamic intellectual circles.¹⁴ Abdul Aziz Sachedina of the University of Virginia has identified the Islamic basis for supporting modern democracy in Muslim societies,¹⁵ while Tariq Ramadan has become an important voice in the debate for formulating new understandings of Islam that will be in tune with contemporary West European societies, where Muslim minorities have increased significantly in recent decades.¹⁶ It must be emphasized that normative articulations of Islamic liberalism have come not only from Muslim intellectuals living in Western countries and working within Western academies, or by Western-educated Muslim elites teaching in their own home countries. One can plausibly claim that their Islamic liberalism has a great deal to do with their training in Western academies. But such claims are not particularly pertinent, unless one assumes that Western liberalism itself developed within a set of hermetically sealed borders of Europe. But such an ahistorical view is hardly tenable. Even if one were to grant this dubious claim for the sake of argument, there are still other articulations of Islamic liberalism springing forth from the contemporary fountains of traditional Islamic learning located within Muslim societies.

Muslim advocates for liberalism have articulated their arguments in the heartland of traditional Islam. These are particularly significant not only because they can claim greater

¹⁴ Khaled Abou El Fadl. *And God Knows the Soldiers: The Authoritative and Authoritarian in Islamic Discourses*. Lanham, MD.: University Press of America, 2001. See also Khaled Abou El Fadl. *Speaking in God's Name: Islamic Law, Authority, and Women*. Oxford: Oneworld, 2001.

¹⁵ Abdulaziz A. Sachedina. *The Islamic Roots of Democratic Pluralism*. New York: Oxford University Press, 2001.

¹⁶ Tariq Ramadan. *Western Muslims and the Future of Islam*. New York: Oxford University Press, 2004, and *To Be a European Muslim: A Study of Islamic Sources in the European Context*. Leicester, UK: Islamic Foundation, 1999.

practical relevance and perhaps even more legitimacy by their strategic locations within Muslim societies where their voices are more urgently needed, but also because they give us insights into the indigenously Islamic vocabulary for liberal discourse, for example: the Islamic discourse against excessive religiosity (*la ghuluw fi al-din*), the Islamic discourse for simplicity in religion (*al-din yusr*), and the Islamic discourse for moderation (*al-Wastiyya*).

From Saudi Arabian Islamic universities came interesting publications arguing against religious extremism (*Mushkīlat al-ghuluw fi al-Din fi al-Asr al-Hadir*, 2002) by Abd al-Rahman b. Mu'allal al-Luhayq and another publication identifying Islamic legal maxims that articulate the view that ease and simplicity are important features of Islamic law (*al-Qawa'id wa al-Dawabit al-Fiqhiyya al-Mutadammina li al-Taysir*, 2003 by Abd al-Rahman b. Saleh al-Abd al-Latif). Other Saudi Arabian voices for liberalism are being articulated within the series of national dialogues promoted recently by the Saudi Monarch, King Abdullah ibn Abdulaziz. The declared objective of the King Abdulaziz National Dialog Center is the creation of "a new environment which will facilitate dialogue among various sections of the [Saudi] society with the aim of promoting public interest and consolidating national unity based on the Islamic faith". This objective is pursued through the cultivation of dialog as the preferred method of addressing social, educational, intellectual, religious and political problems confronting contemporary Saudi Society.¹⁷ Skeptics may easily dismiss this Saudi initiative as mere window dressing, and even a more neutral observer should be cautious. Yet, the fact that is hard to deny is that, already, there is now official acceptance of the existence of Saudi citizens who are *not* Wahhabis but Shi'a, and they have been officially welcomed to participate in the series of the national dialogs that have already taken place. This development would have been impossible five to ten years ago.

Another seemingly impossible development has also taken place in Egypt, where members of the Gama'a Islamiyya that waged violent campaigns in that country during the 1980s–1990s have renounced their employment of violence as an acceptable means to achieve their goals. Since taking the cease-fire initiative in 1997, they have issued four separate studies setting forth the Islamic arguments proving the error of their previous ways

¹⁷ See the website of the King Abdulaziz Center for National Dialog at <http://www.kacnd.org/default.asp>, accessed on February 20, 2008. See also Edward S. Walker, Jr., "The Quiet Revolution – Saudi Arabia." *The Middle East Institute* January 14, 2004, available at <http://www.mideasti.org/scholars/editorial/quiet-revolution-saudi-arabia>, accessed on February 20, 2008, and Richard Dekmejian. "The Liberal Impulse in Saudi Arabia." *The Middle East Journal* 57, 3 (2003): 1–9.

and in favor of adopting peaceful methods in their activism.¹⁸ In Syria, Shahrour has put forward a new reading of the Qur'an that departed significantly from the old traditional understanding of the Muslim sacred text, provoking several rejoinders in popular media as well as in learned circles.¹⁹ These examples do not exhaust the list of the active voices for liberal positions coming out of Muslim countries.

As I have already noted, the factual existence of Islamic liberalism cannot be denied by simply pointing to counter-examples of many instances of illiberal thoughts and practices within Islamic communities both in the past and in the present. The more pertinent point to note is that just as in other traditions and cultures, liberal and illiberal elements exist in tension and competition within Islamic traditions. Hence the imperative need for proponents of Islamic liberalism not to deny the existence of illiberal elements within Islamic tradition but to articulate vigorously the authentic Islamic arguments that not only support their liberal stands but, equally importantly, respond with strong Islamic rebuttals against the criticisms of their Muslim opponents.

A very fruitful path in this direction has been identified by Charles Kurzman's two anthologies of the corpus of Islamic liberal thought since the middle of the nineteenth century. Kurzman's real contribution is not the simple compilation of these writings – valuable as that may be – but his insightful analysis of the intellectual vulnerabilities in the various arguments advocated by Muslim liberals in support of acceptance of democracy, freedom of thought, women's rights, the rights of non-Muslims, and progress, on the one hand, and against theocracy, on the other. Kurzman highlights the firm Islamic bases for three discourses of Islamic liberalism. First, the *discourse of liberal Shari'a* proclaims that Shari'a is liberal. This discourse enjoys Islamic authenticity by viewing liberalism as a divine command, hence effectively counteracting criticism of imitating the West. Its chief weakness, however, is that it has no response to counter-arguments showing aspects of the Shari'a that are not liberal. Second, the *discourse of silent Shari'a* holds that Shari'a is silent on key issues, thus leaving room for human initiatives. This discourse lacks rebuttal against the criticism that the Shari'a is neither silent nor liberal on some issues. Third, the *discourse of interpreted Shari'a* holds that Shari'a is the product of historically conditioned human in-

¹⁸ Issam Fawzi und Ivesa Lübben. *Die ägyptische Jama'a al-Islamiya und die Revision der Gewaltstrategie*. Deutsches Orient-Institut im Verbund Deutsches Übersee-Institut, *DOI-Focus* 15, July 2004.

¹⁹ Andreas Christmann. "73 Proofs of Dilettantism": The Construction of Norm and Deviancy in the Responses to Mohamad Shahrour's Book *al-Kitab wa'l-Qur'an: Qira'a Mu'asira*". *Die Welt des Islams* 44, 2 (2004): 20–73.

terpretations of divine commands. If pursued to its logical conclusion, this discourse implies that the authority of the Prophet Muhammad and the Qur'an are also historically conditioned, thereby risking the charge of apostasy, against which Muslim liberals seem to have no effective intellectual response. These limitations create vulnerabilities in the discourses of Islamic liberalism that are crying for urgent attention, with grave practical consequences that can be seen clearly, for example, in the context of contemporary application of Islamic law in Nigeria.

Islamic Liberalism: Practically Applied in Nigeria

In analyzing the various reactions to the recent developments in Shari'a application in Nigeria, Ayesha Imam gives us a very good Nigerian illustration of the *Mernissi Predicament*. Imam observes that: "The dominant discourse was that to criticize – even in the mildest ways – the shari'ization project was to be by definition anti-sharia, anti-North [the predominantly Muslim region of Nigeria], and anti-Islam." Criticism of any aspects attracts accusations of apostasy, raising the specter of the death penalty. Ayesha Imam observes that in the "context of vigilantes and the failure of state authorities to maintain security and the rule of law, these accusations are a very real threat, [and they] raise the likelihood of physical attack, if not actual death".²⁰ The threat of vigilante violence against Muslim critics of the Sharia project has forced some to recant their earlier skepticisms and many more to resort to self-censorship. Here we see the power of labeling as a discursive strategy of silencing dissent and intimidating intellectual opponents. It is particularly instructive to note the insidious ways in which such labelling asserts itself by instilling fear, thereby inducing self-censorship to avoid being labeled with the dreaded monikers that are ready-made for intellectually licensing a quick resort to violence to squelch alternative views.

A report by Human Rights Watch observes that recent expansion of Islamic law in the northern states of Nigeria has created a climate uncondusive to freedom of expression, leading to "a form of self-censorship among critics – including academics, human rights activists, members of women's organizations, lawyers and others – who were willing to

²⁰ Ayesha Imam. "Fighting the Political (Ab)Use of Religion in Nigeria: BOABAB for Women's Human Rights, Allies and Others." In *Warning Signs of Fundamentalisms*, edited by A. Imam, J. Morgan, and N. Yuval-Davis, published by Women Living under Muslim Law, 2004. <http://www.wluml.org/english/pubsfulltxt.shtml?cmd%5B87%5D=i-87-98541>. p. 128, accessed on May 24, 2007.

express strong reservations about Sharia in private conversations but not in public”.²¹ This self-censorship is “based primarily on a fear of being labeled as anti-Islamic – a charge commonly labeled against perceived critics of Sharia”. Human Rights Watch reports further that “the consequences of this self-censorship have been a virtual silence on the part of the northern civil society about the more controversial aspects of Shari’a, including some of the more blatant human rights abuses, and, for a long time, the absence of genuine, open public debate on these questions”.²² This unhealthy intellectual development reveals a remarkable similarity to Mernissi’s encounter with the problematic of gender in contemporary Islamic discourses in Morocco. As in Mernissi’s case, Muslim women in Nigeria have resorted to the Islamic classics in order to combat gender bias in the contemporary application of Islamic law – a point analyzed in more details below.

Background to Contemporary Application of Islamic Law in Nigeria

In the early 2000s, media outlets around the world carried screaming headlines of stories about Islamic courts in Nigeria sentencing poor women to death by stoning, having found them guilty of the offence of illicit sex as stipulated in recent legislations expanding the scope of Islamic law. Although these developments seem to have suddenly burst out on the international arena without warning, they were in fact preceded by decades of incremental changes that have cumulatively raised the profile of Islamic political awareness and activism in Nigeria’s public sphere.

These developments unfolded within the broad context of the prolonged grip on power by Nigeria’s military, which dominated politics for all but sixteen years since 1960, when the country emerged from colonial rule as a modern state. One of the devastating consequences was the stifling of democracy and political party activity. Another major negative consequence was the entrenchment of corruption and lack of accountability by governmental officials that have earned Nigeria the dubious distinction of being among the most corrupt countries in the world. A third negative consequence resulted from the imposition by the World Bank and IMF of the structural adjustment programs (SAP) that impoverished many Nigerians without succeeding in reviving the economy via deregulation, commer-

²¹ Human Rights Watch (September 2004). “Political Sharia”? Human Rights and Islamic Law in Northern Nigeria. *Human Rights Watch* 16, 9(A): 86–90.

²² *Ibid.*, p. 88.

cialization and privatization of moribund state economic enterprises. Religious revival and activism emerged among both Muslims and Christians as a cathartic outlet for the pent-up frustration arising from prolonged military misrule, political repression, and economic failures, sometimes leading to violent conflicts between Muslims and Christians that have been also reported by international media. But less known are the changes in the religious landscape in Nigeria that made the seemingly sudden application of Islamic law not so sudden and more easily comprehensible. In particular, three major trends are relevant for understanding these recent developments.²³

First, an Islamic reform movement espousing Wahhabi doctrines – popularly called IZALA – emerged in the late 1970s and became very active in mobilizing mass followers and recruiting them into a very well-organized movement headed by an effective leadership with a clear top-down hierarchy and channels of communication. Through its network of schools and mosques, as well as its open-air public preaching, often recorded on audio cassettes and disseminated to wider audiences, IZALA became a prominent civil society organization whose substantial membership and disciplined hierarchical organization provided an effective substitute for political activity, in lieu of political parties under military regimes. IZALA dominated the public sphere with its open-air preaching, sermons, and discourses that address many societal concerns, but largely from its Wahhabi sectarian perspectives. This meant that IZALA stands in an adversarial relationship with the Sufi orders that have historically held the allegiance of the majority of Nigerian Muslims. Although IZALA could easily call millions of its followers into mass action via its formidable network of schools and mosques, it is somewhat ironic that it never really made radical demands on the Nigerian state; its political activity has been largely in the political mainstream and preoccupied with securing the benefits of Nigerian patrimonial politics for its leaders more than for its rank-and-file members. Nevertheless, its contribution to the saturation of Nigeria's public sphere with Islamic consciousness was quite instrumental in preparing the ground for expanding the scope of Islamic law once Nigeria returned to democracy in 1999. This remains true even though IZALA never publicly campaigns for Islamic law to be expanded. In fact, IZALA leadership was caught unawares when elected politicians announced the new reforms of Islamic law – but of course they have since found ways to get on the bandwagon.

²³ For more details on the following analysis of these trends, see Muhammad S. Umar. "Education and Islamic Trends in Northern Nigeria." *Africa Today* 48, 2 (2001): 128–150.

Similarly caught unawares is the Islamic Movement in Nigeria, the second of the three major Islamic trends that formed the background for understanding recent changes in the application of Islamic law in Nigeria. Although maintaining principled distance from the reform initiatives of the politicians, the Islamic Movement differs from IZALA in other important respects, most notably in its Shi'ite doctrinal orientation that contrasts sharply with the Wahhabism of the IZALA. The Islamic Movement in Nigeria originated from the activism of Muslim students who were initially attracted to the radicalism of the Iranian Revolution of 1979, but eventually came to espouse more and more Shi'ite doctrines, symbols and practices. Right from its inception, the Islamic Movement was much more politically oriented, given its explicit opposition to the secular character of the Nigerian state and its equally vocal demand for establishing an Islamic state in the country. Its explicit political orientation and even more importantly its militant and confrontational approach toward achieving its political goals have landed the Islamic Movement in more troublesome encounters with the Nigerian state, especially the security agencies, resulting in many arrests and detentions of its leadership and the deaths of many followers in confrontation with law enforcement and security agencies. During the decades of the 1980s and 1990s, the Islamic Movement experienced three significant changes: 1) from the initial attraction to the political radicalism of the Iranian revolution to a religious conversion to Shi'ism, especially to Shi'ite political doctrines regarding the Imam as the only legitimate political leader of Muslims; 2) the establishment of extensive network of local cells, mosques and schools; and 3) the routinization of the initial radicalism around the charismatic figure of Shaykh Ibrahim al-Zakzaki, the living martyr who has engaged the Nigerian state in many confrontations, conferring on him a certain aura of righteousness, courage, piety, etc. Ironically, when the Shari'a politics began in 1999, al-Zakzaki did not support it; instead, he argued that ordinary politicians could not lead the struggle for the establishment of an Islamic state in Nigeria and that the Shari'a could not be implemented without first establishing an Islamic society and state, for that would amount to putting the horse before the cart. Yet, more than two decades of the Islamic Movement's political activism contribute significantly to the increased public receptivity to the recent political initiative of expanding the scope of Islamic law.

Finally, the vast majority of Nigerian Muslims have traditionally been affiliated with the Qadiriyya and Tijaniyya Sufi orders, particularly since the nineteenth century. Over the ages, these Sufi orders have evolved a *modus operandi* with political authorities that facilitated their acceptance of the changing roles of Islam in public affairs. During British colo-

nial rule between 1903 and 1960, Sufi leaders were particularly influential in helping the majority of Muslims to come to terms with the challenges of modernity brought about by the colonial regime, including the various reforms of Islamic law that ended in confining the jurisdiction of Islamic courts mainly to matters of personal status.²⁴ But once the two trends discussed above became active during the 1980s and 1990s, the Sufi orders were forced to react, particularly to IZALA's anti-Sufism. Among the key reactions were: revitalization of Sufi practices, adoption of some of IZALA's organizational innovations, such as utilizing modern media to respond to IZALA criticisms, and fierce competition for access to political patronage. Notably absent was any demand for expanding the application of Islamic law; but this should not be surprising at all, given Sufi leaders' acceptance of the limited status accorded to Islamic law during the colonial era and even early independence. The leaders of the Sufi orders were even less prepared than the other two trends for state implementation of religious agenda; but they have found ways to join the mass support for recent expansion of Islamic law.

The Immediate Context of 1999

One of the most ravaging legacies of the prolonged military grip on power was the cancellation of the presidential elections of June 1993, widely acclaimed as the freest and fairest elections in the country's history. In the very gloomy atmosphere of Nigeria's possible collapse into a failed state, both the military head of state at the time, General Sani Abacha, and the president-elect-but-never-acknowledged Chief Mashood Abiola died within a month of each other in 1998. Suddenly, Nigeria's political horizon changed drastically, and within a year, elections were held that resulted in the former military head of state, General Olusegun Obasanjo, once again becoming President of Nigeria in May of 1999. He was re-elected for a second term in 2003 and left office in 2007, having failed to amend the constitution to give him a third term in office. Not all aspects of the long-term legacy of the Obasanjo presidency are clear yet. But expanding the jurisdiction of Islamic law must be reckoned among the major albeit unintended legacies.

It is very important to note that when the British took over Nigeria in 1903, they found Islamic law being applied in Muslim regions of the country. They placed some restrictions,

²⁴ For details, see Muhammad S. Umar. *Islam and Colonialism: The Intellectual Responses of Muslims of Northern Nigeria*. Leiden: Brill, 2005.

mostly regarding capital and physical punishments. The continuing interaction with British Common Law and colonial legislations over 60 years of colonial rule added more subtle changes in procedure, case-law, written records, formal appeal,²⁵ etc. At independence in 1960, a *Penal Code* and a *Criminal Procedure Code* were enacted with substantial portions adopted from Islamic law, but with the notable omission of *hudud punishments*, i. e. the punishments believed to be specifically imposed by God, and therefore humans should not alter them in any way. These punishments include: 1) the death penalty by execution for murder and apostasy, by crucifixion for highway robbery with homicide, and by stoning for adultery; 2) cutting off the hand and/or feet for theft and highway robbery without homicide; and 3) floggings for fornication, false accusation of illicit sexual intercourse, and for drinking alcohol. Several consultations with Muslim leaders and religious authorities ensured acceptance of the new codes,²⁶ which operated without much opposition from Muslims up to 1999. In 1975–76, a new constitution was drafted for Nigeria, and there were controversial debates about the status of Islamic law in the constitution. The adopted compromise allowed states to establish Sharia courts, including Sharia Courts of Appeal, and empowered the Federal Courts, including the Supreme Court of Nigeria, to hear appeals from State Sharia Courts of Appeals in panels made up of Muslim Judges with competence in Islamic law. In the context of a constitutional review in the mid-1990s, this compromise was challenged by both Muslims, who wanted to expand the scope of Islamic law, and non-Muslims, who wanted to remove any provision for Islamic law in the constitution; but in the end, the earlier compromise was retained.

Muslim politicians have often used demands for Shari'a as a bargaining chip in national politics, but no one really thought much of the issue, certainly not in terms of reintroducing the *hudud* punishments. Therefore it was a surprise when the elected Governor Ahmed Sani of Zamfara State announced his intention to reintroduce the application of "full sharia", in contrast to the incomplete sharia inherited since the colonial era. Governor Sani claimed he was fulfilling his electoral campaign promise to reintroduce the full sharia, but the issue was not on his political party's electoral platform. Within less than a year, 11 other states with Muslim majorities could not resist the popular pressure to follow in the foot-

²⁵ Awwalu H. Yadudu. "Colonialism and the Transformation of the Substance and Form of Islamic Law in Northern Nigeria." *Journal of Law and Religion* 9 (1991): 12–47.

²⁶ Phil Ostien and Sati Fwatshak. "The Settlement of 1960 and Why It Still Matters Today." In *Shari'a Implementation in Northern Nigeria, 1999–2006: A Source Book*, edited by Phil Ostien. Ibadan. Nigeria: Spectrum Books, 2007, vol. 1, pp. 3–29.

steps of Zamfara State, even though the governors of those states did not want to do that. It was impossible for politicians facing re-election to ignore the tremendous popular support.

Some analysts argue that this popular support was part of a conspiracy by a cabal of Muslim politicians from northern Nigeria to sabotage the government led by Chief Obasanjo, who is a born-again Christian. Others see the popular support in terms of the restoration of authentic Muslims' communal identity that was undermined by the colonial compromise that limited the application of Islamic law to matters of personal status. The more persuasive explanation is to see the massive support as an expression of popular aspirations for the rule of law in the face of a huge increase in organized violent crime that has claimed the lives of many Nigerians not only through armed robbery on the highways, but also through raids in broad daylight by dangerously armed criminals attacking commercial banks, currency exchange shops, and the homes of private, law-abiding citizens. In non-Muslim areas, this popular aspiration for the rule of law is also evident in the phenomenon of "vigilante groups" who deliver summary mob justice to anyone accused or suspected of being an armed robber.

The immediate reaction of the federal government of Nigeria came in the form of behind-the-scenes political negotiations and arm-twisting of the state governors to dissuade them from expanding the jurisdiction of Islamic law. President Obasanjo coined the term "political shari'a", which he sees as the result of politicians giving in to popular pressure but which will go away once that pressure subsides. Importantly, the federal authorities did not seek a judicial resolution through the Supreme Court of Nigeria, which could not have been easily enforced if the Supreme Court ruled against the expansion of the Shari'a, given the volatile political situations at the time. Time has proven the wisdom of this decision by the federal authorities, for the issue has died down, though the newly enacted Shari'a laws are still in the books.

The major changes introduced by the new legislation expanding the scope of the shari'a include the reintroduction of *hudud* punishments and in some states additional features from the medieval formulations of Islamic law, including giving women inferior legal status and rights. Another set of legislation seeks to control vice by outlawing prostitution, gambling, the consumption of alcohol, etc., while a third set introduces judicial re-organization of courts by establishing two parallel court systems for the separate application of Islamic law and Nigeria's public law. A fourth set establishes statutory agencies, such as a Council of Ulama, a Shari'a Implementation Commission and, interestingly, a Sharia Re-

search Council. Significant variations exist in the provisions of the laws enacted by each of the twelve states.²⁷

A notable area of difference is the roles assigned to the leaders of the religious movements, especially leaders of IZALA and Sufi Orders, who were both appointed to serve on the newly established Sharia implementation agencies, with all the perks that come with high-profile political appointments in the country. In a sense, these appointments mark a departure from the tokenism that has been the model of interface between leaders of religious movements and state authorities, whereby religious leaders are only nominally engaged by the state in the management of public affairs. Not surprisingly, the religious leaders have since become vocal proponents of the new Sharia implementation project, even though none of them was demanding the expansion of the application of Shari'a before 1999. But a worrisome development is that some of the religious leaders are pulling the new Shari'a project in unhealthy directions. Some are participating in the violent discourse of *taḳfīr* and *death fatwas*, through which they hope to silence criticism; and establishing Shari'a vigilante groups is part of this unhealthy development of intimidating people with different views on the shari'a projects – a clear indication of the existence of the Mernissi predicament in Nigeria.

Gender issues are among the most controversial. For organizations advocating women's rights and human rights activists, it has become imperative to find ways to respond to attempts to silence them and cripple their activities. In the course of defending poor rural women who were convicted of illicit sex and sentenced to death by stoning, as provided for in the newly enacted shari'a codes, these activists stumbled upon the requisite intellectual resources from Islamic legal thought when they employed lawyers with expertise in Islamic law to represent the women charged in court. By building their case solidly within Islamic law, these expert Islamic lawyers were able to convince the Shari'a Courts of Appeal to overturn the convictions handed by lower shari'a courts.

Among the compelling arguments that won the appeal are: 1) the failure of the lower shari'a courts to observe the procedural safeguards established in classical formulations of Islamic law to avert hasty judgment in *hudud* cases; 2) police investigation of charges of illicit sex (*zina*) violates Islamic conception of individual privacy; 3) police prosecution wit-

²⁷ For the texts of the statutes enacting these changes as well as their analysis, see Phil Ostien, ed. *Shari'a Implementation in Northern Nigeria, 1999–2006: A Source Book*. Ibadan, Nigeria: Spectrum Books, 2007, vols. 1–5.

nesses cannot testify to have seen the actual sexual intercourse in progress that classical Islamic law requires for establishing proof of *zina*; 4) the legally technical meaning of *zina*, whose legal implications must be fully explained to the accused, not just by translating the word from Arabic to Hausa, and the technical meaning of *muhsin*, i. e. the lawfully married person who could be subjected to *hadd* punishment for *zina*, must also be fully explained to the accused; 5) in Islamic law, the presence of reasonable doubt (*shubha*) calls for averting imposition of *hadd* punishment, and such reasonable doubts were introduced to the cases when the accused women withdrew their confessions, and also by the Islamic legal concept of sleeping pregnancy, which deems an infant born within 5 years after divorce as a legitimate child of the divorced couple; and 6) the failure of the lower shari'a courts to first establish the facts of the cases at hand and then to apply the law accordingly, rather than simply basing their judgments on mere recitation of the applicable rules of Islamic law. Significantly, some of the arguments of the appeal drew upon Nigeria's constitutional and public law, most notably: the supremacy of Nigeria's constitution and (a) its prohibition of prosecution for offences post facto; (b) its requirement that offences must be defined in a written law duly enacted before anyone can be charged for such offences; (c) its requirement that details of the charges must be provided to the accused; (d) its requirement that the right to counsel must also be explained. The appeal judgments held that the lower shari'a courts failed to observe these constitutional provisions. This combined appeal to both Islamic law and Nigeria's constitutional and public law indicates how the legal pluralism inherited from the colonial era is now functioning in contemporary Nigeria.

Having successfully employed classical doctrines of Islamic law, women's rights activists began to study Islamic law to find Islamic arguments supporting women's empowerment. In a recent study conducted by BAOBAB, an NGO for women's human rights that is affiliated with Women Living under Muslim Law International Solidarity Network, the authors echo the Mernissi predicament when they observe that:

it is extremely troubling that often the mere mention of the word "Shari'a" seems to render all policies and legislation above scrutiny or criticism, whatever their content. We hope to change this and render religious and other policies and laws open to scrutiny. We hope to begin to counter the myth that religious laws are directly God-given, which makes people blindly accept or fear to protest, and which leads to acquiescence or resignation in the face of the religious right... To do this, we will consider the nature of laws – in particular, Muslim laws – whether secu-

*lar or religious showing that, whilst religious laws may be based on divine revelations, they are necessarily also man-made, historical and social products, and therefore changeable.*²⁸

Following the line of argument that Kurzman calls *interpreted shari'a*, this study demonstrates the active role of humans, *especially men*, in articulating the enforceable rules of sharia, thereby challenging the notion of sharia as God-given law that should not be criticized in any way, as well as contending that criticizing the fundamentalist interpretations is *not* tantamount to questioning God's law – thus giving advanced rebuttals to the anticipated quick resort to death fatwas. Another important point highlighted is the diversity and variations of opinions in the classical interpretations of shari'a. Using the example of Qur'an 4:3 relating to polygamy, the authors remark that (a) the central point of the verse is that polygamy is allowed but not required, (b) specific conditions of fairness and equal treatment are required, (c) the verse was revealed after the Battle of Uhud during the lifetime of the Prophet Muhammad, when many male Muslims fell in battle and left many women widowed and orphaned in Arabian tribal society, where "few women and children had independent access to resources and therefore needed to have a claim for maintenance on a man through kinship or marriage". By reviewing the various interpretations of this verse to create diverse and even contradictory rules of shari'a relative to polygamy, the authors effectively challenge the claim that only one version of absolutely correct shari'a exists, and they implicitly advocate the validity of different choices within the diversity of accepted interpretations of the shari'a. Possibilities of protecting women's rights, even within the predominantly patriarchal formulations of Islamic law, are identified, thereby critiquing the purely secularist activists who would prefer to regard Islamic law as part of the problem for women's rights and also exposing the Islamophobia that often hides behind attempts to liberate Muslim women from their allegedly oppressive religion. This study leaves no reader in doubt that improved religious literacy can be an effective response to the hegemonic politics of religious revival seeking to "restrict women's rights and autonomy in the name of religious and/or cultural imperatives".

²⁸ Ayesha M. Imam, Mufuliat Fijabi, and Hurera Akilu-Atta. *Women's Rights in Muslim Laws: A Resource Document*. BAOBAB for Women's Human Rights 2005, p. 14, available at http://www.baobabwomen.org/publications_womenshr.htm#WRML, accessed on February 22, 2008.

By engaging the classics of Islamic law and thought, women's rights activists in Nigeria – as in Morocco and other Muslim countries – have come to discover the centrality of human agency in interpreting the Qur'an and the Prophetic traditions to construct the enforceable rules of Islamic law in many different and sometimes even contradictory ways. But in contrast to Mernissi's intellectual odyssey into *usul al-hadith* – the foundational science of ascertaining the validity and legal authority of prophetic traditions – the Nigerian women's rights activists restricted their search to the narrow confines of *fiqh* – the specific rules of Islamic law as formulated by mostly male Muslim jurists during the medieval era of Islamic history, which of course offers incredible variety and diversity in determining the enforceable rules of Islamic law. But the Nigerian discourses allude to other interesting aspects of classical intellectual traditions of Islam that arguably offer even more compelling evidence of human agency, diversity and variety in the foundational Islamic sciences that specify the first principles governing all formulations of Islamic tenets and norms.

Conclusion

As women's rights are debated, contested and defended in contemporary Islamic discourses by actively engaging with the classical heritage of Islamic thought, the emerging phenomenon of "Islamic feminism" or what has been aptly termed the "Gender Jihad"²⁹ is clearly one of the most controversially charged arenas of the debate raging globally among Muslims. In political and intellectual engagements with its formidable adversaries – namely fundamentalism and traditionalism – the Gender Jihad of Islamic Feminism can and should take advantage of the vast discursive resources from the rich intellectual heritage of Islamic thought to advocate and defend the legitimacy of positions, without yielding to the intimidating discourses of *takfir* and death fatwas. Since space will not permit any further elaboration of these first principles here, I have attached an appendix mapping the various branches of classical Islamic thought, each offering different potentials for rethinking and reconstructing Islamic norms in the context of the contemporary challenges confronting Muslims as ordinary citizens of the modern state – *a la* Mernissi.

²⁹ Amina Wadoud. *Inside the Gender Jihad*. Oxford Oneworld Publications, 2006.

Appendix on the Outline of Classical Islamic Thought

Scriptural Studies

Ulum al-Qur'an: Textual Studies of Qur'an

Tafsir: Exegesis, Interpretations of the Qur'an

Hadith: Prophetic Traditions

Ulum al-Hadith: Textual Studies of Hadith

Sirah: Hagiography of Prophet Muhammad

Theology

Kalam: Theology

Rationalist Mu'tazila

Traditionalist Ash'ariyya/Maturidiyya

Kharijites

Murji'a

Mantiq: Aristotelian Logic

Falsafa: Philosophy (Neo-Platonism)

Legal Studies

Usul al-Fiqh: Principles of Jurisprudence

Al-Qawa'id al-Fiqhiyya: Legal Maxims

Al-Ashbah wa al-Naza'ir: Comparative Legal Theory

Al-Furu' al-Fiqhiyya: Enforceable Rules of Islamic Law

Al-Madhahib al-Arba'a: Four Sunni Traditions of Interpretation

Shi'ite Traditions of Interpretations

Siyasa/Qanun: Administrative Justice and Decrees

Al-Qada': Judgment/Case-Law

Al-Fatwa: Advisory Legal Opinion

Mysticism

Asceticism

Philosophical Sufism

Institutional Sufism of Religious Orders

History

Manaqib: Hagiography

Tariḫh: History

Tarajim: Biographical Dictionaries

Language and Literature

Adab: Literature and Humanities

Luggha: Language

Grammar

Rhetoric

Oratory